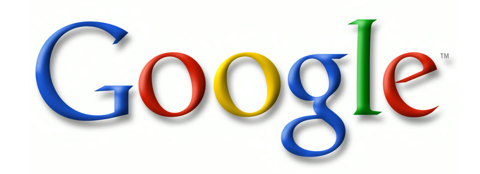
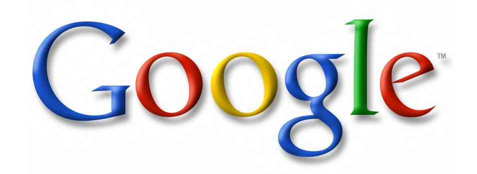
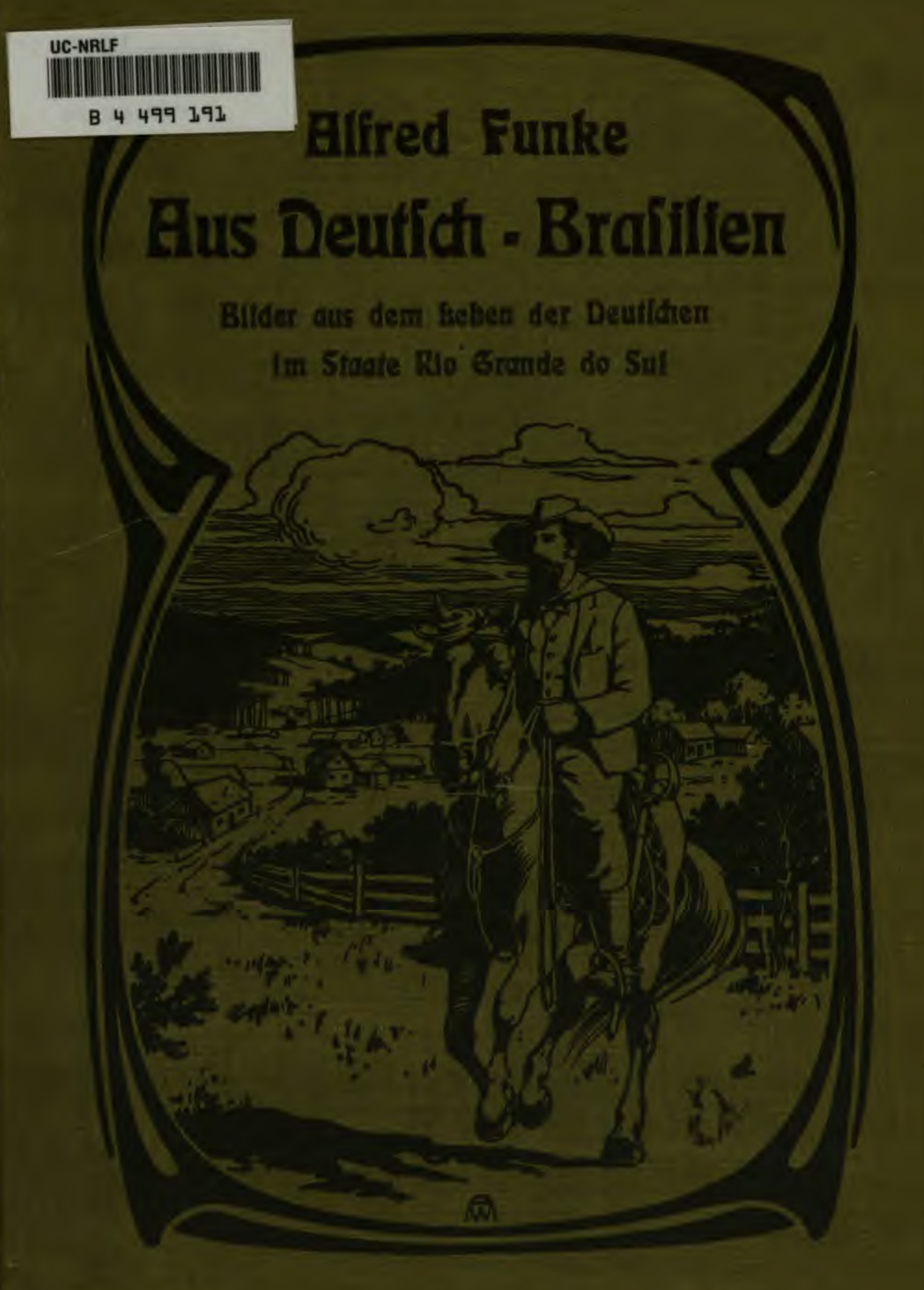
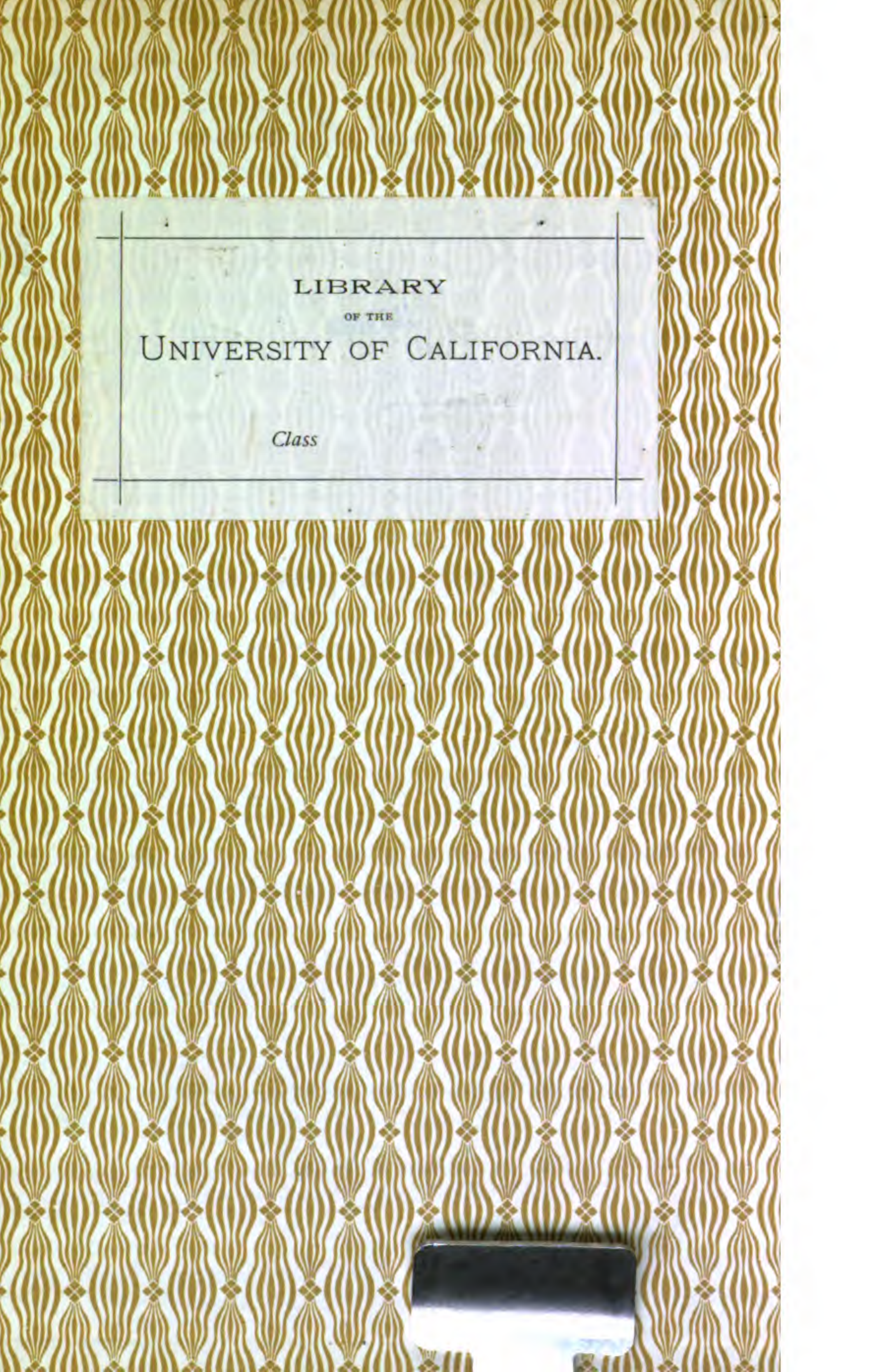

Google




UC-NRLF
B 4 499 191
Alfred Funke
Aus Deutsch - Brasilien
Bilder aus dem Leben der Deutschen
im Staate Rio Grande do Sul


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class



Aus Deutsch-Brasilien.

Bilder aus dem Leben der Deutschen
im Staate Rio Grande do Sul

von

Alfred Funke.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Karte von Rio Grande do Sul.



Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1902.

GENERAL

Herrn Prof. Dr. Alfred Kirchhoff

zu Halle a. S.

in verehrungsvoller Dankbarkeit

zugeeignet.

Vorwort.

Das Interesse für unsere deutschen Siedler in Südbrasilien ist seit der Aufhebung des Reskripts von der Heydt in sehr erfreulichem Maße gestiegen. Eine gleiche Entwicklung von der Literatur über „Deutsch-Brasilien", wie man mit Recht die Siedelungszone der brasilischen Südstaaten bezeichnen darf, zu behaupten, wäre nicht zutreffend. Zwar haben wir seit den noch immer verdienstlichen und in ihrer Art hervorragenden Veröffentlichungen von Wappäus, Tschudi, Prinz von Wied u. a. eine fortschreitende Entwicklung geographischer Monographien beobachten dürfen, deren Höhepunkt das Buch von Henry Lange „Südbrasilien" bildete. Alle diese Erscheinungen haben zwar neue Aufschlüsse über Flora und Fauna, geologische und geographische Verhältnisse Brasiliens, ethnographische und wirtschaftliche Beiträge geliefert, aber dem Deutschen, welcher nicht selbst in den deutschen Siedelungen Südbrasiliens geweilt hat, war es bisher nicht möglich, sich ein zutreffendes Bild von dem täglichen Leben und Wirken unserer Stammesgenossen in den Urwaldpikaden zu schaffen. Diese Lücke in der Brasilien-Literatur auszufüllen, ist das vorliegende Werk bestimmt. Abgesehen von ganz geringer Benutzung der bekannten Koseritz-Kalender, in Porto Alegre erschienen, einiger Notizen aus „Unterm südlichen Kreuz", redigiert von Dr. Rotermund-S. Leopoldo, an welchen Publikationen ich jahrelang mitgearbeitet habe, und einer kleinen Schilderung aus Matto Grosso von meinem Freunde Niemeyer-Porto Alegre, beruhen die vorliegenden Schilderungen auf jahrelanger, selbständiger Beobachtung des riograndenser Deutschtums und sind vollkommen sine ira et studio zum Druck gebracht. Den Mut zu letzterem Unternehmen verdanke ich meinem Lehrer Prof. Dr. Kirchhoff, welcher auf Grund seiner

Sachkenntnis und seines langjährigen Interesses für die Deutschen Brasiliens ein maßgebendes Urteil über deutsch-brasilianische Verhältnisse besitzt. Wenn das Gutachten des Gelehrten meine vorliegenden Momentbilder als reif für die Druckerschwärze erachtete, so ist das für den Erstling dieser volkskundlichen Literatur über Rio Grande do Sul ein wertvoller Geleitsbrief. Ich behalte mir vor, in nachfolgenden Bänden den Rahmen, welchen ich mir gezogen habe, vollständig auszufüllen, bringe aber diesen Band dem deutschen Volke in der Erwartung dar, daß mit der Kenntnis des deutschen Lebens im Süden Brasiliens auch die Teilnahme für unsere Ansiedler wachsen wird, welche dort in stiller, treuer Arbeit den deutschen Namen aus eigner Kraft zu Ehren gebracht haben.

Halle a. S., im Juni 1902.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht
und Verzeichnis der Abbildungen.



Schlepper der Hamburg-Amerikalinie auf der Fahrt nach S. José do Norte.

Eingang.

Ein Sonntagmorgen dämmerte langsam herauf, als wir uns der Einfahrt von Leixões, des Seehafens von Oporto, näherten. Der Lotsenwimpel wehte über der Postflagge des „Rosario", scharf spähte der Kapitän nach den weißschimmernden Hafenmolen, an denen sich die Dünung der See brach, daß der weiße Gischt hoch an den Steinquadern emporschäumte, und alles an Bord wartete auf den portugiesischen Lotsen.

Der Kanal mit seinen Nebeln, die auch uns eine bange Nacht vor Dover bereitet hatten, die Biscaya, deren schwere Wogen auch unser braves Schiff tüchtig rollen und stampfen ließen, lagen hinter uns, der letzte Hafen Europas, den wir anlaufen sollten, vor uns. Der Lotsenkutter mit dem dreieckigen lateinischen Segel und der blauweißen Flagge Portugals nahte, der Lotse klomm gewandt an der ausgeworfenen Strickleiter empor, während seine Leute uns in den weichen Lauten Lusitaniens in gar beweglichen Tönen um Zigarren anbettelten. An dem kleinen Leuchtturm des westlichen Molo vorbei dampften wir in den Hafen, die Zollbehörde stattet ihren Besuch ab und versiegelte gewissenhaft unsere Zigarrenkisten und Tabakbeutel, denn das bankerotte Ländchen Portugal hält streng auf sein Monopol. In dem eleganten Motorboote des Dampferagenten fuhren wir an Land, und die Straßenbahn beförderte uns bald in die alte Stadt Oporto, welche für uns schon eine neue Welt bildete. Von dem hochgelegenen passeio publico, von der schwindelnden Höhe der Dourobrücke, die in gewaltigem Bogen sich von Ufer zu Ufer spannt — übrigens ein Werk des bekannten Ingenieurs Eiffel

— hatten wir einen unvergeßlichen Blick. Tief unter uns die dunkelgrüne Flut des Douro, auf dem die Flaggen aller Nationen wehten, auf der Höhe vor uns die prächtige Kathedrale, in schimmernder Pracht die Paläste der Obrigkeit und der reichen Kaufleute zwischen den unzähligen bunten Häusern am Bergeshange, dazwischen hier und dort die Gärten in dunklem, sattem Grün mit schlanken Palmen und goldigen Orangen, hohen Myrten und ragendem Lorbeer. Durch die Straßen aber bewegte sich just an jenem Tage eine der größten Prozessionen mit rauschender Musik und wehenden Bannern, Gruppen mit Heiligenbildern und brennenden Kerzen und der hohen Klerisei unter kostbaren Baldachinen, Litaneien singend und Gebete murmelnd. Zu beiden Seiten kniete das Volk andächtig in seinen malerischen bunten Trachten, um die Herrlichkeit zu bestaunen und etwas vom Segen Sr. Eminenz zu erwischen. Das war der Abschied vom romanischen Süden Europas.

Der folgende Morgen sah uns bereits in See. Bald verließ der Lotse das Schiff, das zwischen den krummgeschnäbelten Booten portugiesischer Fischer hindurch dem offenen Ozean zusteuerte: Europa lag hinter uns, vor uns die lange Reise bis zum Gestade Brasiliens, wo S. Salvador da Bahia zuerst von uns angelaufen werden sollte.

Diese Fahrt ist fast immer eine wahre Erholung. Die Opfer Neptuns haben nun in allen Kabinen aufgehört zu stöhnen, St. Ulrich wird nicht mehr angerufen. Über uns spannt sich der tiefblaue Himmel mit seiner goldenen Sonne, unter uns breitet sich das dunkelblaue Meer, nur leicht bewegt. Nur der schäumende Gischt am Bug des rastlos eilenden Steamers und die schimmernde Kiellinie verraten die Drehungen der Schraube. Delphine schießen wie Vorreiter vor uns her, spielend und tauchend, ein munteres Volk. Schwärme fliegender Fische stieben aus den dunklen Wogen und schießen dahin, wie aufgeschreckte Spatzen aus dem Weizenfeld. Unter dem schattigen Sonnensegel im bequemen Reisestuhl genießen wir die erquickende Brise des Passates, der die immer wachsende Hitze der Tropen mildert.

An Madeira vorbei, das wie ein ungeheurer bewaldeter Felsblock im Osten aus den Wogen des Ozeans gigantisch aufsteigt, durch die Gruppe der Kapverdischen Inseln, von denen Fogo mit erloschenem Vulkan, noch bedeckt mit grotesken Lavastreifen, dicht an Steuerbord sich zeigt, nehmen wir unseren Kurs stetig nach Südwest. Ein Tag verläuft wie der andere; hier und da grüßen wir heimkehrende Schiffe, bunte Quallen in Rosa und Blau ziehen still an uns vorüber, Abend für Abend taucht Helios zur Rast in Nereus' Schoß, der Himmel grüßt ihn mit niegesehenen Farben, und der Mond geht silberstrahlend an sein Wächteramt. Das Wahrzeichen des Südens, das funkelnde Kreuz, taucht aus den Wogen wie ein Symbol der ewigen weltumfassenden Liebe, der Sirius flackert rotgrün, das Dreigestirn des Orion

prangt im Westen. Aber herrlicher als der sternbesäete Himmel ist das Meer, wenn es in tropischen Nächten phosphoreszierend leuchtet. In grünlich weißem Glanz schäumen die Kämme der wandernden Wogen, smaragden sprüht die Tiefe, wie Millionen bengalischer Flammen tanzt das magische Licht auf den Wellen — ein einziges Leuchten und Gleißen, auf- und niederwogend, soweit das Auge reicht. Der glänzende Himmel, die sprühende Tiefe, die wandelnden Gestirne — eine gewaltige Symphonie zum Lobe ihres Schöpfers!

Unter den üblichen Feierlichkeiten passieren wir den Äquator. Fernando de Noronha, das einsame Felseneiland, Strafkolonie Brasiliens, taucht mit seinen kirchenähnlichen Formationen aus der weiten Meeresöde, bald erscheinen auf den dunklen Wogen einzelne lateinische Segel, zu denen wir vergeblich den Bordrand durch das Glas suchen. Es sind jangadas, die bekannten kleinen Fischerflöße, aus leichtem Korkholz gezimmert, mit einer Bank, Mast und Segel, ein Wahrzeichen der brasilianischen Küste, deren waldbedeckte Höhen in der Ferne aus den Wogen steigen.

Palmenhaine und immergrüne Wälder wehen uns ihr Willkommen zu, das Wasser ist aus dem Blau in ein helles Grün übergegangen, der Leuchtturm von S. Antonio ist passiert, Masten, Schlote und Segel ragen vor uns auf, die Hafenbastionen mit ihren Kanonen und dem grüngoldenen Banner der Vereinigten Staaten von Brasilien, Estados Unidos do Brazil, werden salutiert, der Anker rasselt zu Grunde, und von den Booten des Hafenarztes und der Zollbehörde grüßt uns das erste Bom dia, senhor! Wir sind in Brasilien. Ein paar Mulatten und Neger eilen in flinkem Segelboote herbei, um uns an Land zu holen. Bald klimmen wir die noch immer gleich primitive, aber dauerhafte Landungstreppe empor, auf die schon Moritz von Nassau vor Jahrhunderten den Fuß gesetzt hat, und schauen uns in der Weltstadt Bahia um.

Den ersten Gruß bieten uns ein paar grundhäßliche, alte Negerweiber, welche in blendend weißem Spitzenhemde als einziger Toilette oder in buntem Shawl uns ihre Bananen, Orangen und Mangas anbieten. Auffallend ist das Übergewicht der farbigen Bevölkerung. Alle Schattierungen in Schwarz, Braun und Gelb sind vertreten, man könnte glauben, an die Küste Guineas versetzt zu sein. Am meisten fallen die Minasneger ins Auge: große, kräftige Gestalten mit aufrechtem, stolzem Gange, deren Schmuck drei Querschnitte in den Wangen bilden.

Diese in den Tabak-, Zucker- und Kaffeeplantagen früher als Sklaven beschäftigten Neger bilden heute noch die arbeitende Bevölkerung der Nordstaaten, aber auch ihr Proletariat. Aus ihnen rekrutiert man mit Vorliebe die Infanterie, und die „Bahianos" sind noch im Rufe äußerster Leistungs-

fähigkeit bei langen und schweren Märschen, aber auch in dem äußerster Brutalität.

Das Stadtbild ist typisch für alle größeren Städte des brasilianischen Nordens: der passeio publico, die öffentliche Promenade mit obligaten Denkmälern, bei deren Anblick sich Michelangelo im Grabe umdrehen würde, dieselbe mangelhafte Sauberkeit, besonders in den engen Gassen des Hafenviertels, die Villenstraßen in den Vororten, die Kirchen im herkömmlichen Jesuitenstil mit Doppeltürmen, oft mehr zur Siesta in des Mittags Gluten als zum Beten einladend. Nur die Farbigen knieen vor ihrer Madonna mit derselben Inbrunst, wie einst vor ihrem Fetisch an Guineas Küste. Dafür trägt aber auch die Madonna den Betern zu Liebe ein schwarzes Antlitz. Im übrigen sind die Gotteshäuser Brasiliens ziemlich ärmlich ausgestattet: viele Lichter, viel unechter Plunder, bunte Papierblumen und Flitterkram — aber wenige Stücke, die auf Echtheit oder Kunstwert Anspruch machen dürfen. Die Orgel wird meistens durch Instrumentalmusik ersetzt, und es ist nichts Unerhörtes, die Klänge des Toreroliedes aus „Carmen“ von hoher Galerie zu vernehmen. Am besuchtesten sind die Novenas, neuntägige Andachten im Mai und November. Da singen die Geistlichen vor dem Altare Antiphonieen mit dem Chor unter rauschender Musikbegleitung, im Schiff der Kirche knieen andächtige Negerinnen und Mulattenweiber und staunen die flimmernde Pracht der Kerzen an, während die junge weiße Welt ringsum sitzt und steht und — flirtet. Die Novenas sind eine der wenigen Gelegenheiten für Jung-Brasilien, ohne die Gitter der Balkone und die ängstliche Hut der Mütter einander zu sehen. —

Der letzte Bootsmann mit Papageien, Ananas oder anderen Raritäten hat an Bord den allerletzten Angriff auf die Passagiere gemacht und zieht mit südlichem Wortschwall ab. Der Anker geht hoch, und der Dampfer eilt weiter gen Süden. In wenigen Tagen meldet Kap Frio durch Signale und Telegramme unsere Ankunft vor Rio de Janeiro. Der pão de assucar, der Zuckerhut, taucht auf, und wir gleiten längs der Bastionen von S. João und Santa Cruz in die weite Bai von Rio. Ein Panorama, einzig in seiner Art, liegt vor uns. Das Orgelgebirge mit seinen nackten Felssäulen, die Grate der Tijucca, der zackige Corcovado, der Bico do Papagayo schließen mit ihren charakteristischen Linien das Rundgemälde ab, zu ihren Füßen breitet sich die Weltstadt aus. Der ehemalige kaiserliche Palast, übrigens sehr primitiv, die Marineakademie mit Signalstation, die riesige Alfandega, die Kathedrale, die Münze, der Palast Catteté stechen aus dem Gewühl der Häuser hervor. Die Straßen sind oft mehr als enge, auch die berühmte Rua do Ouvidor macht keine Ausnahme. Die ganze Stadt aber liegt in einem Kranze üppigster Vegetation, von deren Kraft und Schönheit selbst der jardim

botanico mit seiner weltberühmten Palmenallee nur ein schwaches Bild giebt. Aber niemand wandelt bekanntlich ungestraft unter Palmen, und Fieber und Pest sind unausrottbare Gäste in Rio geworden. Besonders der Februar macht seinem Namen alle Ehre. Der Brasilianer ist natürlich auch nicht blind für die Lage seiner Hauptstadt und erzählt, der Versucher habe Christo die Schönheit und Pracht der Erde vom Corcovado aus gezeigt.

Fast weltvergessen und traumverloren im Vergleich zu den nordbrasilianischen Zentralen nehmen sich manche kleine Häfen des Südens aus. Paranaguá und Antonina haben die friedliche Stille eines Kirchhofes, und seitdem die bekannte Eisenbahn nach Curityba und dem Hochlande von Paraná ihren Ausgangspunkt von Paranaguá genommen hat, ist Antonina ganz auf den Aussterbeetat gesetzt. Ruinen angefangener Bauten, heute mit Schlinggewächsen, Ranken und Moos bedeckt, reden von Zukunftsplänen vergangener Zeiten, und friedlich wie die Tauben hocken die Urubús, Aasgeier, darauf, stille Leidtragende in schwarzem Gewande.

Der einzige Punkt, an welchem sich in solchen kleineren Häfen noch einiges Leben konzentriert, ist der Markt, o mercado. Die Markthalle ist stets einstöckig in Quadratform aufgeführt. Die Außenräume werden an Garköche, Barbiere, Handwerker und Kneipwirte vermietet, die Innenseiten des Quadrates dienen als Standplätze für die Metzger. Hier hängen neben den Hälften fetter Ochsen auch ungeworfene Kälber an den eisernen Haken, ein widerlicher Anblick für den Europäer. Der Brasilianer schätzt das Kalb in embryonalem Zustande außerordentlich und preist ein Ragout, das mit vielen Gewürzzutaten daraus bereitet wird, als Delikatesse ersten Ranges. Der Geschmack des Brasilianers ist überhaupt von dem unsrigen grundverschieden. Während er auf der einen Seite fast unglaubliche Neigung zu Süßigkeiten hat, pfeffert und würzt er Fleischgerichte so scharf, daß dem zum ersten Male kostenden Europäer Tränen der Reue in die Augen treten. Besonders das vatapá, eine bahianische Spezialität, ist mir noch in schärfster Erinnerung. Der Preis des Fleisches ist übrigens ein sehr mäßiger, man bezahlt das Kilo Ochsenfleisch im Durchschnitt mit vierzig Pfennigen.

Auf dem meist unbedeckten Hofe breiten die Obst- und Gemüsehändler ihre Schätze aus, Blumenkohl, Salat, Radieschen und Rettig, Zwiebeln, Melonen, Rüben, Möhren, Erbsen, Bohnen, Orangen, Trauben, Kokos und Bananen; Papageien und Affen turnen an ihren Stangen, krächzen und pfeifen; Truthühner und Hähne, Tauben und Enten harren ihres Käufers und Würgers, und auf den Steinbänken der Fischer werden Lasten von Jundias, Trahiras, Tainhas, Dourados, Linguados und anderer sehr wohlschmeckender Fische, zappelnde Taschenkrebse, Berge von Krabben, zu sehr

mäßigen Preisen feilgeboten. Hier ist der arme Farbige Kunde. Für ein paar Kupferstücke ersteht er einen tüchtigen Miraguaya, unserem Wels ähnlich, schuppt und reinigt ihn am Hafenkai, einen Topf und ein paar Stückchen Holz findet er daheim immer vor, und bald brodelt sein Mahl über dem Feuer. Ist dazu eine Handvoll Farinha und ein Schluck Cachaça vorhanden, so steht er hochbefriedigt von der Mahlzeit auf, sonnt sich in den wärmenden Strahlen des Himmelslichts und denkt: Sorget nicht für den kommenden Tag!

An dem hübsch gelegenen Desterro vorbei, heute offiziell Florianopolis genannt zum Andenken an den Präsidenten Floriano Peixoto, das sich eine deutsche Excellenz einst als Pensionopolis wünschte, dampfen wir der Küste des südlichsten der zwanzig Staaten Brasiliens, Rio Grande do Sul, entgegen. Ein Dichter hat einmal gesungen:

Siehst du je auf deinen Pfaden
Südlich unter dreißig Graden
Ein Gestade, gelb von Sande —
Fremdling, das ist Rio Grande!

In der Tat! Der Anblick der Küste ist trostlos, die Lüneburger Heide könnte im Vergleich mit ihr den Rang eines botanischen Gartens beanspruchen. Die Stadt Rio Grande selbst ist ein fast rein brasilianischer Ort. Die wenigen Deutschen dort sind Kaufleute, Leichterschiffer, Shipchandler, Handwerker und Arbeiter. Unangenehm fällt dem Fremden der glücklich aus Hamburg hinübergerettete Kastengeist auf, der die Bevölkerung in geselliger Beziehung scheidet. Erst durch die rastlosen Bemühungen des deutschen Konsuls Herrn Gustav Poock, wohl des einzigen Deutschen, der durch seine Menschenfreundlichkeit und aufopfernde Uneigennützigkeit in allen Schichten der deutschen und brasilianischen Bevölkerung gleich angesehen und beliebt ist, hat das Deutschtum der Stadt Rio Grande sich zu gemeinnütziger Betätigung aufgerafft. Deutsche Schulen sind errichtet, deutsche Vereine blühen auf.

In den heißen Sommermonaten weilt die begüterte Gesellschaft an dem Badestrande der Mangueira oder flieht vor der oft fast unerträglichen Hitze in die Sommerfrische nach Povo Novo und Capão do Leão. Auch der Sonntagsjäger kommt hier auf seine Rechnung.

An Bord des guten Hamburger Schiffes „Rosario", das nach Rio Grande bestimmt ist, hat der letzte Hammel, der noch als Lämmlein auf der Lüneburger Heide der Schalmei des Hirten gefolgt ist, den Tod für das allgemeine Wohl erlitten. Der Obersteward hat das wohlverdiente Trinkgeld eingestrichen, und der junge Medizinmann des Dampfers hat heute bereits die schlohweiße Tropenuniform mit dem Smoking vertauscht, die Bartbinde besonders sorgfältig angelegt und den höchsten Stehkragen heraus-

gesucht. „Es ist erreicht", murmelt er vor dem Spiegel höchst zufrieden, ob über die tadellose Haltung seines hoffnungsvollen Schnurrbartes oder im Hinblick auf das nahe Gestade von Rio Grande do Sul — ist unentschieden.

Der Kapitän hat die allerletzte Stecknadel mit schwarz-weiß-rotem Fähnlein auf das ausgehängte Reisekärtchen gepikt — auf 30° Süd vor der Barre von Rio Grande. Damit ist jene Unruhe eingezogen, welche stets herrscht, wenn ein meerdurchfurchendes Schiff sich dem Ziel seiner Reise nähert.

Die Hummermayonnaise beim Frühstück wird kaum beachtet, und der Steward findet mit der Platte knusprig gebratener Koteletten wenig Gegenliebe bei den Passagieren.

„Wann werden wir in Rio Grande sein?" fragt Herr Hannemann den ersten Offizier.

„Ja, mein bester Herr, wenn ich das wüßte! In einer Stunde werden wir zwar den Leuchtturm sichten, aber wann wir über die gottverd — Verzeihung! — diese elende Barre kommen werden, das wissen die Götter. Na, hoffentlich liegen wir nicht wieder fünf Tage hier draußen, wie das letzte Mal."

„Fünf Tage! — Heiliger Bimbam! — Das fehlte mir gerade noch — ich habe die Schaukelei auf der großen Entenpfütze nachgerade satt!" tönt es aus der Tafelrunde, und eine junge Frau faltet ergebungsvoll die Hände in den Schoß. Sie hat fast die ganze Reise zu St. Ulrich gestöhnt und zählt die Minuten, um endlich an Land zu kommen.

„Fünf Tage? — Einfach scheußlich!" erklärt Herr Gosch, ein ehemaliger Leutnant.

„Das ist keine Übertreibung, Senhores", bemerkt der Kapitän, welcher der Tafel präsidiert, „mit der Barre ist nicht zu spaßen. Manches Schiff ist hier schon auf Grund geraten und in tausend Trümmer geschlagen worden. Denken Sie an den „Rio Apa", einen brasilianischen Dampfer, der hier mit Mann und Maus verloren ging! Unser Schiff geht augenblicklich sechzehn Fuß tief, also müssen wir mindestens siebzehn Fuß Wasser auf der Barre haben, um durch diese Sandbänke dampfen zu können. Steht aber der Wind schlecht, so kann das leicht einmal eine Woche dauern. Aber nun — gesegnete Mahlzeit! Ich muß sehen, ob wir die Lotsenflagge schon aufholen können."

Die Passagiere folgen natürlich bis auf das Promenadendeck und setzen Opernglas und Feldstecher in Tätigkeit. Herr Jeß, der freundliche Ingenieur des Schiffes, der schon ein paar Dutzendmal in diesen Breiten gewesen ist, macht den Cicerone und deutet mit der Spitze seiner kurzen Shagpfeife in die Ferne:

„Sehen Sie geradeaus — ein wenig nach Steuerbord — die hohe rote Säule? Das ist der Leuchtturm."

Aus dem sandigen Streifen, an dem sich die Wogen schäumend brechen, daß man den weißen Gischt schon aus weiter Ferne sieht, hebt sich wie ein ziegelroter Pfahl der schlanke Leuchtturm deutlich hervor.

Von der Kommandobrücke schrillt die Pfeife: „Bootsmann! Lotsenflagge auf!", und in der Mastspitze flattert das weiße Tuch mit den schwarz-weiß-roten Streifen darin. Die Küste ist nahe, immer deutlicher sieht man die Wogen der Brandung.

„Nun schauen Sie einmal scharf aus nach dem weißen Turm, der dicht neben dem lighthouse steht, sehen Sie ihn? Das ist der Flaggenturm. Aha! Sehen Sie? Jetzt gehen Flaggen auf. Wir sind bemerkt, der Telegraph hat uns schon nach Rio Grande gemeldet, und wenn Wasser genug da ist, werden wir in einer Stunde den S. José oder S. Gonçalo hier haben, einen von unseren Schleppdampfern, der uns einholt."

Der Dampfer fährt nur noch mit halber Kraft vorsichtig der Küste näher und läßt Anker fallen. Rasselnd gleiten die dicken Glieder der Ketten über die Ankerwinde zu Grunde, und ruhig dreht sich das gewaltige Schiff mit dem Meeresstrom vor den Ankern, die es sicher halten. Erwartungsvoll schaut alles auf die Küste aus. Der Schiffsarzt hat die Gesundheitsliste seiner Pflegebefohlenen noch einmal liebevoll gemustert, aber außer dem verdorbenen Magen eines fünfjährigen Bengels, der über die Torte geraten war, und einer Hautabschürfung am Ellenbogen eines Kohlentrimmers beim besten Willen nichts hineinsetzen können, was sein Einschreiten nötig gemacht hätte, es sei denn bei diversen kleinen Anfällen von Haarweh eigenen Wachstums nach langen Skat- und Bowlensitzungen. Auch der Kapitän hat die Schiffspapiere bereit gelegt, die besten Zigarren auf den Tisch und einige gute Flaschen Pschorr in Eis stellen lassen und erwartet so wohlgerüstet die hochmögende brasilianische Obrigkeit. In der Küche streicht der Koch Sandwichs, und der Steward putzt die Biergläser; sie wissen aus Erfahrung, daß diese sehr bald gebraucht werden.

„Der S. José kommt über die Barre!" ruft der erste Offizier dem Kapitän zu.

„Richtig!" Ein kleiner Dampfer, die rot- und weißgeteilte Kompagnieflagge im Topp, die grüngoldenen Farben Brasiliens im Heck, geht durch die Brandung. Die schweren Wogen heben ihn wie eine Nußschale; jetzt verschwindet er ganz zwischen den rollenden Kämmen, jetzt kommen Mast und Schlot langsam wieder in Sicht, immer näher steuert der Schlepper in sicherer Fahrt. Schon erkennt man den Führer am Steuer neben dem Lotsen.

„Dat is Käpt'n Klemme," ruft Herr Jeß dem Kapitän des Rosario zu.

„All right!" kommt es lakonisch zurück.

Der S. José hat die Barre passiert und liegt bald an Backbord des Rosario. Neugierig schauen die Passagiere von der hohen Reling auf den kleinen Dampfkahn, der so forsch die Brandung genommen hat. Er ist sehr sauber gehalten, die Bemannung ist farbig, Kapitän und Maschinist aber deutsch.

„Halloh! Klemme!" ruft der Kapitän von der Brücke des Rosario zum Führer des Schleppers hinunter, der seine Mütze nach oben zum Gruße schwenkt, „seggen Sei mol, is Water genaug op de Barr, dat wi noch bi Dag inkommen?"

„Ji hewwt Glück — Water stief! plenty!" kommt es als Antwort zurück. Da verklärt sich das Gesicht des Kapitäns, der Steuerleute und Passagiere zugleich.

„Anker auf!" Der Anker wird „gehievt", die nassen Ketten rasseln und rollen wieder in die Höhe, die Schraube dreht sich in dem schäumenden Kielwasser, und mit halber Kraft folgt der Rosario dem José, auf welchem der erfahrene Barralotse genau den Kurs steuert.

„Jetzt kommen wir in die Barre!" erklärt Herr Jeß.

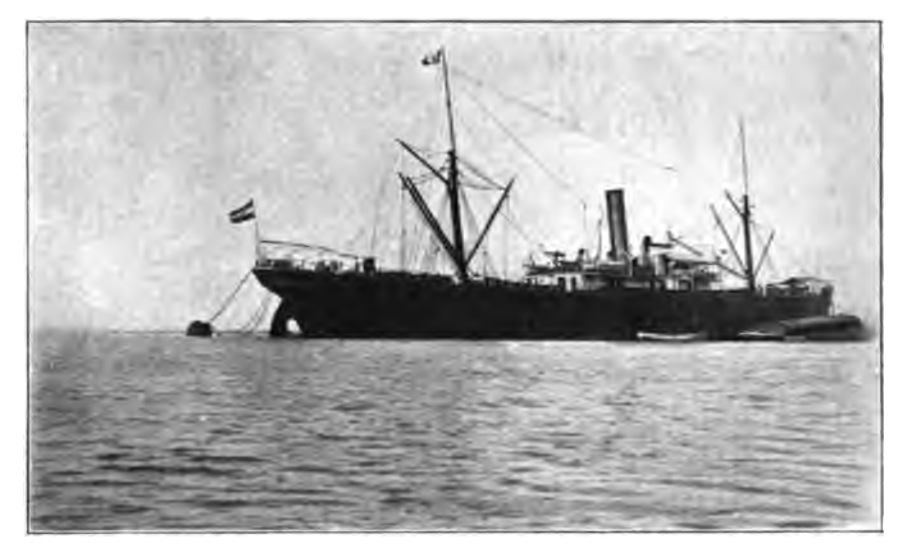
Der S. José stampft bedeutend, und kurz darauf hebt auch „die Back" des Rosario sich so heftig, daß die Teller und Gläser in der Pantry klappern und klirren und Herr Hannemann sich verdächtig schnell in einen Schiffsstuhl fallen läßt. Ein paar heftige Stöße noch — und die gefürchtete Barre ist passiert. Der Dampfer dreht bei, die hochmögende Obrigkeit wird erwartet. Ein schlankes Boot mit der Sanitätsflagge an der Gaffel, gerudert von farbigen Matrosen, stößt vom Ufer, auf dem einige Häuser und Bäume wie eine Oase in der Sandwüste stehen. Die Schiffstreppe, das Fallreep, wird hinabgelassen, und mit den Beamten kommen auch die Landsleute vom S. José an Bord.

Der Kapitän in großer Gala salutiert militärisch: „Senhores!" und macht die Honneurs des schwimmenden Hauses. „Boas tardes, senhor commandante! Como passou? Guten Tag, wie gehts?"

„Bem, obrigado! Gut, danke!"

Der Kapitän verwertet mit Stolz sein Portugiesisch, das er auf mancher Fahrt gesammelt hat. Die Herren von der Sanitätskommission, kleine gebräunte Leute, ziemlich elegant gekleidet und von sehr höflichen Manieren, haben bald ihres Amtes gewaltet. Fieber und Cholera herrschen einmal nicht in den Häfen, welche der Rosario angelaufen hat, sodaß das Gespenst der Quarantäne vorübergeht, und bald verlassen die Herren mit vielen Höflichkeiten und brennender Zigarre nach einem allerletzten Glase Pschorr das Schiff.

In der Kajüte haben es sich unsere Landsleute bequem gemacht bei Butterbrot und Bier, in jenen Breiten Delikatessen ersten Ranges.



Brasildampfer in S. José do Norte vor Anker.

„Wie war denn die Reise?" fragt Kapitän Klemme Herrn Hannemann, der ihm verständnisvoll zuschaut.

„Im allgemeinen war es ja nicht schlimm, aber vor Teneriffa haben wir schweren Sturm gehabt."

„Wor dat so slimm?" fragt der Kapitän den ersten Offizier, der ihm just zutrinkt.

„Sehr slimm!" zwinkert der und lächelt in sein Glas hinein.

„Kommen wir heute noch an Land?" fragt reisemüde die junge Frau besorgt.

„Aber gewiß, Madam!" beruhigt sie der Kapitän, „wir gehen gleich weiter, und in zwei Stunden können Sie die ersten schwarzen Bohnen in Rio Grande essen."

Die Fahrt geht noch zwischen öden, trostlosen Ufern eine kleine Stunde hin, bis aus dem flimmernden Sande ganz unmotiviert eine Kirche mit Doppeltürmen, umringt von einigen Häusern, auftaucht: S. José do Norte, der Ankergrund für die tiefgehenden Seedampfer.

„Let go!" ertönt das letzte Kommando für diese Fahrt, die Anker rasseln zu Grunde, Zollbeamte kommen mit dem Agenten der Dampferkompagnie an Bord, das Gepäck der Reisenden wird in einen Leichter geladen, den der S. José ins Schlepptau nimmt, und nach einem allerletzten Händedruck nehmen die Passagiere Abschied von dem Schiffe, das sie getreu auf der langen Meerfahrt beherbergt hat, und selbst dem flotten Herrn Gosch ist es



S. José do Norte.

gar eigenartig zu Mute, als er das letzte Stückchen Boden verläßt — und wenn's auch nur einige Planken sind — über dem die schwarz-weiß-rote Flagge weht.

Der S. José dampft mit den Reisenden dem eigentlichen Hafen Rio Grande zu, zwischen Baken und Bojen hindurch geht der gewundene Weg, überall lauern Untiefen und Sandbänke in diesem gefährlichen Fahrwasser. Auf den schwarzen Pfählen der Baken hocken Kormorane, Sägetaucher gleiten auf den Wogen dahin, große Bagres, eine Art Delphine, heben die schwarzgrauen Rücken hin und wieder aus den leichtbewegten Wellen und tauchen wieder nach Beute in diesen fischreichen Gründen. Die Masten der Segler und Dampfer im Hafen rücken immer näher, die Kuppel der Alfandega, des Zollhauses, trägt die blaue Flagge mit dem weißen Stern, das Signal für das Eintreffen eines Dampfers, die Häuser am Ufer mit ihren glatten bunten Fassaden und ihren Balkonen vor den hohen Fenstern treten deutlich hervor, die Dampfpfeife des S. José dröhnt und meldet die Ankunft der Passagiere, der Uferkai liegt bald an Backbord des Schleppers, und Herr Hannemann liest der etwas kurzsichtigen jungen Frau die Namen aller Dampfer und Segler vor, welche an den Ankerketten ruhig liegen, als ob sie träumten und ausruhten, und bald hält der S. José an der Treppe des Zollhauses. Die Reisenden lassen ihr Gepäck durchmustern und schreiten vorbei an der schwarzen Schildwache, die in roten Hosen und dunklem Waffenrocke mit blanker Plempe schildert d. h. sich gegen die Torpfeiler lehnt und gähnend die Ablösung erwartet, in die Rua Marechal Floriano der guten Stadt Rio Grande do Sul.

— — -



Hafen von Rio Grande, im Hintergrunde die Alfandega.

Erstes Kapitel.

In der Hafenstadt.

Es giebt kaum einen Ort, dessen Leben und Treiben den Menschen immer wieder so anzieht, als der Hafen einer Seestadt. Wie die Wellen, so das Leben daselbst, immer bewegt, niemals ruhend. Hier schaukelt die leichtgebaute Hiate, ein Segler kleinster Art, der die Produkte deutscher Kolonieen über die Lagoa dos Patos bringt, an der Ankerkette, und über die Laufplanke geht gemächlich der Führer in die Stadt, um seiner Kundschaft wieder mit den rundlichen Knollen der Winkelschneiz, der Butter der Hinkelschneiz und den oft gut abgelagerten Eiern der Stinkelschneiz — Zigarren gewinnen doch durch Lagern, warum nicht auch Eier? — unter die Arme zu greifen, während dort festgeankert der „Albatros" liegt, ein mächtiger Dampfer, der die lange Reise von Rangoon zu dem Gestade Brasiliens mit einer Ladung Reis hinter sich hat und von dessen Reling schlitzäugige Chinesen im blauen Kittel der Heizer, den Zopf aufgerollt unter dem groben Basthut, neugierig auf die stämmigen Neger schauen, welche Sack um Sack und Ballen um Ballen aus dem Bauch des Schiffes auf dem wolligen Kopf an Land schleppen, und dazwischen rasseln die Ketten der Kräne, flucht der Vorarbeiter und faucht der Dampf der Maschine. Dort schießt das elegante Zollboot, gerudert von sechs stämmigen Negern in Marineuniform, durch die Wellen dem Fallreep des „Meteoro" zu, der eben von Montevideo mit Post eingelaufen ist. Die „Primavera" dampft tutend vorbei, drei schwergeladene Leichter im Schlepptau, während der Schlepper „S. Gonçalo" eine



Schlepper und Segler im Hafen von Rio Grande.

stolze norwegische Brigg einbringt, die mit Kohlen von Cardiff kommt. Wie die Wellen kommen und gehen, so die Boote und Menschen.

Aber der Hafen hat auch seine Stammgäste. Ich meine nicht die immer und überall aufzufindenden Typen: den Matrosen, der „einmal an Land gegangen ist", die Lastträger, Fuhrknechte und Bootsleute am Kai, den Wirt der Einwandererherberge oder auch den Bauernfänger, der hier in den Gewässern des Hafens krebsen geht, auch nicht den „frischen Deutschländer", der am umgehängten Feldstecher und erstaunten Gesicht kenntlich ist, die Stammgäste, die ich heute im Sinn habe, sind die Stammboote, die immer wieder im Hafen zu treffen sind: die Leichter, chatas auf portugiesisch genannt. Da liegen die breiten Kähne schwerfällig vor Anker, äußerlich schmucklos, ohne die schlanken Masten des Seglers und den mächtigen Schlot des Dampfers, aber sie haben es innerlich, sie sind die schwimmenden Speicher des Handels, voll Kisten und Kasten, Säcke und Ballen.

Das weiß auch der Führer des Leichters, ein älterer Seemann, der sich den Wind auf allen Meeren in früheren Jahren hat um die Nase wehen lassen, der in China Reis mit Curry und in Boston bake beens gegessen hat. Er steht „achtern" am Steuer, die Hände in den Taschen, qualmt den Kalkstummel mit Shag und schaut zufrieden auf die Möven, die in weißem

Gefieder durch die Lüfte kreischen, auf die halbnackten Mulattenjungen, die von der Steinböschung des Hafens ihre Fangschnur mit dem Köder in die trüben Wellen werfen und zappelnde Fische und Taschenkrebse herausziehen, und auf die dunkelgefiederten Kormorane, die nach Fischen tauchend kommen und gehen. „Wo veel Fisch so'n Beest wol per Dag freten kann?" überschlägt voll Bewunderung der Leichterführer Hein Tiedge und klopft die Pfeife an der Reling aus.

Hein Tiedge ist ein Sohn der „Waterkante", mit Elbwasser getauft und auf Seewasser großgeworden, als Junge in der Pantry und Küche, als Mann am Steuer und auf der Brücke. Dabei ist er stark geworden an Leib und Seele, und wenn er auch seine Fünfundvierzig auf dem breiten Rücken hat und das durch Salzwasser und Seeluft gebräunte Gesicht etwas verwittert aussieht, er ist noch ein stattlicher Mann, der selbstbewußt den blonden Vollbart streicht und die Pfeife neu mit dem geliebten golden flag stopft, Hein Tiedge ist noch ein ganzer Mann. Nur wenn er die weiße Mütze mit breitem schwarzem Bande lüftet, so kommen die Fünfundvierzig zu ihrem Recht. Die dichten blonden Haare sind vom Passat und Nordost zu oft aufgeplustert worden, der ölige Südwester hat darauf gedrückt, sodaß auf dem Kopfe so etwas wie Mondschein glänzen würde, wenn Hein nicht immer die Seitenlocken lang wachsen ließe und fein säuberlich über die blanke Fläche legte: „ein Sardellenbrötchen machen" nennt man das, und ein Sardellenbrötchen hat auch Kapitän Tiedge, aber es ist noch ziemlich dicht belegt. Ja, man muß mit Fünfundvierzig schon recht ökonomisch werden, selbst mit den Locken, die man in der Jugend so leichtsinnig gern verschenkt. Zum Glück ist Hein recht ökonomisch veranlagt, „Hein der Ökonomische" heißt er allgemein. Damit will ich durchaus nicht andeuten, daß Hein in irgend welchen Beziehungen zur notleidenden Landwirtschaft gestanden habe, außer daß er zu Salzfleisch Kartoffeln und zum Speck Erbsen verlangt und dadurch den Zusammenhang mit dem Bauernstand aufrecht erhält, er ist ökonomisch veranlagt im engsten Sinne des Wortes.

Hein braucht nur ein Streichholz, wo du und ich zehn verwichsen, Hein kommt eine ganze Woche mit einem Dutzend Ritterbräu aus, das wir ja wohl bei einer einzigen Skatsitzung ausrotten, Hein ist eben ökonomischer als du und ich, manchem sogar zu ökonomisch. Liegt nämlich seine Chata „Kleopatra" am Kai, so hat Hein nie oder nur selten Besuch „von Land". Sonst nämlich sind die Dampfer und Chatas im Hafen oft die reinsten Herbergen und Stehbierhallen. João kommt just vorbei und will „mal eben guten Morgen sagen", Frederico will auch „mal eben einguden", Augusto will den Kapitän fragen, ob er abends mit zum Billard geht, aber João, Frederico, Augusto e tutti quanti nehmen alle ein Glas Portwein oder einen

„lütten Köhm“ und eine Zigarre von dem immer gastfreundlichen Kapitän, denn Geiz kennt der Seemann nicht.

Auch Hein ist eigentlich nicht geizig, er ist nur etwas ökonomischer. Sein Portwein ist sehr verdächtig, sein Genever riecht stark nach Fusel, seine Zigarren sind Fliegenmörder schlimmster Sorte, gewiß! Aber was kann Hein dafür, daß Portwein, Genever und Zigarren den Gästen nicht schmecken? — Ihm schmecken sie. Auch in anderen Dingen können wir von Hein lernen, und man erzählt sich von seiner praktischen Sparsamkeit ein lustiges Histörchen.

Zieht Hein eines guten Tages die Stiefel an, um ein wenig an Land zu gehn, als sein Freund und Kollege Wilm Vorstelmann von der Chata „Diogenes“ herüberkommt.

„Halloh, Hein!“ meint Wilm Vorstelmann, „schon parat? Du hest di jo orndlich staatsch makt. Na ja, ick hew all wat hört“.

„Wat hest hört? Schnack hest hört, dummen Drähnschnack“, stößt Hein zwischen Schnurrbart und Pfeifenspitze hervor, während er die Strippe in den Stiefel steckt.

„Spaß bei Seit“, fährt Wilm fort, „ick will ernsthaft mit di reden, Hein, du mötst ’ne Fru frigen“.

„Nee, da möt ick all swor duhn sin, wenn ick doran denken soll“, wehrt Hein ab.

Wilm aber setzt sich auf eine leere Tonne und schaut Hein ein wenig von der Seite an: „Ick bin nit duhn wesen un hew mi doch verfrigt.“

„Ja, dat wör all gaud, Wilm, äwer ick mit min Öller!“

„Ick was einunvertig.“

„Hm!“ — Hein qualmt schon nachdenklicher. — „Ja, dat is all gaud, äwer wen?“

„Min Swägersch, eine düchtige Dirn, forsch, ansehnlik un ’ne perfekte Köksch — ick segg di, Labschkau“ — dabei schnalzt Wilm mit der Zunge und pfeift leise hinterdrein. Dieser Beweisgrund war für Hein der schlimmste Angelhaken, Labschkau ist für ihn der Inbegriff aller Genüsse. Eine Frau, die Labschkau kochen kann, ist ihm lieber als die schaumgeborene Venus. Der Kalkstummel dampft immer heftiger, Hein überlegt sichtlich ernst. Wilm unterbricht ihn nicht, nur von Zeit zu Zeit „snirtet“ er durch die Zähne und dreht den „Priem“ etwas um. Nachdem sie einige Zeit ihren Gedanken nachgehangen, erhebt sich Wilm.

„Na, ick will denn gohn — até logo, Hein!“

„Até logo, Wilm — je, wenn du meinst —“

„Ja, ick mein’, denn de Dirn is höllschen sporsam.“

„Dat is sehr gaud, allein ein dausend Milreis per Johr wert, un denn mit den Labschkau —"

„Na, daför garantiere ick!"

„Ick will mi de Sak' noch beslapen, Wilm."

„Dau dat, Hein!"

Wilm ging an jenem Abend und brummte vor sich hin: „Täuw, du oll Voß! Ick will di ok mal in't Tellerisen ledden, ick sitt drin, nu is de Rieg an di. Kollegen möten Kollegen bliewen."

Wilms Vorschlag hatte auf Hein einen tieferen Eindruck gemacht, als er glaubte und sich gestehen mochte. Tiefsinnig stand er vor seinem Hühnerkoben, wo der Hahn mit seinem Volk auf der Stange saß. Wenn der über zwanzig Hennen herrschte, würde Hein doch noch ein einziges Haushuhn regieren können! Und dann — schließlich, der schwarze Maximiano, sein Leibkoch, brachte Tag für Tag Bohnen und Beef auf den Tisch, an dem recht gut für eine Frau Platz gewesen wäre, besonders aber hinter einer Schüssel Labschkau. Überhaupt — was hinderte ihn zu heiraten? Die Kameraden würden vielleicht ulken und von Hansbunkenstreichen reden.

„Dat wär mi nu putt egal!" beruhigte sich Hein, „sei is 'ne staatsche Dirn", Hein schaute in den Spiegel der wohnlichen kleinen Kajüte, „un nehmen will sei mi ok woll, denn Wilm harr sonst nix seggt, hei is experto, as de Brasilianer seggt, en ollen klauken Voß."

Hein ging an diesem Abend vergnüglich zu Koje und war am anderen Morgen mit sich darüber im Reinen, daß Lisbeth Kreuzer Frau Kapitän Tiedge werden würde.

Die gelben und braunen Bootsleute machten große Augen, als an einem guten Nachmittage die Lohnkutsche vor der „Kleopatra" hielt und den senhor commandante Henrique abholte. Hein war nun wirklich pikfein, nagelneuer Seidenhut, feiner schwarzer Gehrockanzug, der Bart fein gestutzt, ein Sträußchen im Knopfloch. So fuhr er mit der bräutlichen Lisbeth zum Standesbeamten und schloß den Bund für das Leben. Als nun die Unterschriften geleistet waren und somit alles „all right" war, wie Hannes Voll, der eine Zeuge, zu Kathrin Baukhage, der einen Brautjungfer sagte, war Hein ein wirklich glücklicher Bräutigam.

„Ne, Hein, dat möt ick seggen, du hest di 'ne feine Brut utsöcht un makst di höllschen schmuck!"

Hein tat das Kompliment wohl. Mit dem blanken Seidenhut verscheuchte er eine summende Fliege, welche fortwährend um das feingeglättete Sardellenbrötchen schwirrte.

„Nu giwwst aber 'ne Lüttjelütt ut!" forderte Fritz Watermann. Lüttjelütt ist „Köhm" und Bier.

„Ach wo! Lüttjelütt — hüt giwwt dat wenigstens finen Portwin", erklärte

aber Hannes Boll zuversichtlich. Hein aber reichte mit seinem feinsten Diener seiner Braut den Arm, und die Wagen rasselten über das holprichte Pflaster vor das Hotel „zur trocknen Banane", wo die Gäste sie mit Glückwünschen empfingen und der dicke Wirt den Begrüßungsportwein servierte. Hein strahlte, als man zu Tische ging.



Jung-Europa und Afrika.

Offenbar lag Regen in der Luft, die Fliegen waren zu lästig, Hein verjagte nun schon zum zweiten Male einige Brummer von der pomadeglänzenden Frisur.

Die Suppe kam: Krebssuppe mit Madeira.

„Je, Hein kann dat", erklärte Hannes Boll, „hei is nu ok lang naug Junggesell wesen un hett de Milreis up de hog Kant leggen konnt."

Hein fühlte sich ganz behaglich, nur diese infamen Fliegen! Was das Viehzeug nur auf seinem Haar zu suchen hatte? Als er mit der Serviette leicht darüberwedelte, surrte schon wenigstens ein Dutzend von dannen.

„Hein is säut", erklärte Hanne Bankemann, eine rundliche Schiffersfrau, „sogar de Fleigen willn em upfreten".

Als der zweite Gang kam, Spargel mit Koteletten, zählte die Fliegenversammlung auf Heins Haupte wenigstens hundert Mitglieder, die krabbelnd und saugend auf dem Haupte des edlen Dulders hockten.

Hein verscheuchte sie mit der Linken. S—s—s—s—s summte der Schwarm von dannen. Hannes Boll platzte fast vor Lachen.

„Ja, Hein is hüt de Hauptperson, ok de Fleigen willn em grat'leern", ulkte Wilm Borstelmann, „prost, Hein!" Damit hielt er ihm das Rotweinglas entgegen. Heins Laune war aber schon bedenklich gesunken. Ein großer Truthahn, prangend in goldbrauner Schöne, erschien nun als Flaggschiff auf dem Kampfplatz, begleitet von zwei knusprig gebratenen Gänsen als Avisos.

„Heda, Herr Wirt!" befahl Fritz Watermann, „stellen Sie mal den Piccolo hinter den Herrn Bräutigam, daß er ihm die Fliegen wehrt. Das is ja zu doll!"

Mario, der schwarze Piccolo, wurde wirklich hinter den Bräutigam gestellt und wedelte von Zeit zu Zeit mit der Serviette, —s—s—s—s summte es von Heins glattgestrichenem Sardellenbrötchen, auf dessen Vollkommenheit er heute gerade den größten Wert gelegt hatte.

„Hein is nu all de reine Pascha von Egypten", lachte der dicke Jochen Balker, „hei hett nu all sone Ort Sklave mit ein Pfauenwedel in de Hand achter sick, as dat up min Zigarrenkiste molt is. Prost ok, Hein-Pascha!"

Hein war das nun doch etwas unangenehm, er schickte den kleinen Kellner fort. Aber kaum war der kleine Genius abgetreten, um den Wirt beim Servieren der Salate und der gezuckerten Ananas zu unterstützen, als auch die Quälgeister wieder herbeikamen. Merkwürdig! Nur auf Hein hatten sie es abgesehen. In leichtgeschwungenen Kreisen schwebten sie heran. S—s—s—s — fünf auf den Wirbel, s—s—s — zehn auf den Scheitel, s—s—s — zwanzig auf jeder Seite, und die dünnen Fliegenbeine brachten auf Heins Haupte wieder jenes angenehme Kribbeln und Kitzeln hervor, welches wir an den Besuchen der lieben Tierchen so sehr schätzen. Wilm Borstelmann erhob sich nun, um einen Toast auf das Brautpaar zu sprechen, den er mit Hülfe eines alten Schmökers und einiger guten Freunde zusammengestoppelt hatte.

„Lieber Hein und Lisbeth!" begann er, „es ist ein festlicher Tag, der uns mit seinem jungen Lichte begrüßt." Dabei zeigte die Uhr sechs Uhr nachmittags. Doch kam es Wilm auf einige Stunden nicht an. „Die Harmonie der Freude", fuhr er fort, „herrscht in unsrem trauten Verein —" aber über diese Harmonie sollte der gute Wilm nicht hinauskommen, denn mit wilder Disharmonie surrten die Fliegen sausend in den holden Klang der Rede, der gequälte Hein schlug mit der Serviette wütend auf das eigene teure Haupt und zauste voll Verzweiflung in dem wohlgepflegten Sardellenbrötchen, dessen Strähnen nun wirr durcheinander lagen, sodaß der Mond in voller Größe aufging zum Schmerze der jungen Frau.

Unter homerischem Gelächter verschwand der Bräutigam für eine Weile, ein Friseur nahte hilfreich und bald konnte Wilm den in der Geburt erstickten Toast neuaufleben lassen.

Dem Friseur hat es Hein anvertraut, warum die Fliegen ihn gepeinigt, und der Friseur hat mit der diesen Leuten eigenen Diskretion es allen Kunden weiter anvertraut: Hein in seinem ökonomischen Streben hatte zum Glätten seiner Haare Pomade brauchen wollen, aber die Kosten gescheut. Schon entdeckte er zu seiner Freude im Speiseschrank noch einen Rest condensed milk, und mit dieser zuckerhaltigen, dickflüssigen Masse machte er sein teures Haupt zu einem Dorado für die Fliegenwelt. Seit jenen Tagen hieß er allenthalben Hein der Ökonomische.

Nur in einem Punkte war Hein nicht ökonomisch. Er spielte gern Lotterie, und seit er einmal fünfhundert Milreis gewonnen, glaubte er wie Wallenstein an seinen Stern und kaufte täglich dem kleinen Marcolino ein Los ab. Noch lieber aber spielte er bicho.

Das jogo do bicho, das Lotteriespiel auf Tiere, ist sehr einfach. Die Namen von fünfundzwanzig Tieren werden vom Spielhalter ausgewählt, jedes Tier ist mit vier fortlaufenden Nummern versehen, so daß die Zahlen 1 bis 100 die Tiere bezeichnen. Man setzt irgend einen Betrag auf eines derselben, z. B. den cachorro, den Hund, der die Nummer 1 bis 4 hat. Jeden Tag bringt der Telegraph die Nummer des großen Loses der Rio-Lotterie, die beiden letzten Ziffern dieses Treffers werden als Gewinnnummer des Bichospieles angenommen. Die gewinnenden Spieler bekommen das Zwanzigfache des Einsatzes ausgezahlt, die übrigen natürlich gar nichts. Ist das große Los in Rio z. B. auf die Nummer 23903 gefallen, so gewinnt das Tier, welches die Zahl 3 hat. Der Hund, o cachorro, zählt von 1 bis 4, also hat der Spieler auf cachorro das Zwanzigfache seines Einsatzes gewonnen.

Die Hauptsache ist also, zu ahnen, welches Tier gewinnen wird. Es gibt nun bekanntlich Leute, die wahrsagen, Träume und Gesichte haben, besonders alte Weiber. Diese geben den neugierigen Spielern das Tier an, welches gewinnen muß, sie haben den besten palpite, wie der Kunstausdruck lautet. So spielt bald alles bicho, vom Neger, der einen Tostão gebettelt hat, bis zum Kapitalisten, der mit Hunderten pointiert. Doch gehört eine gewisse Ausdauer zum Spiel. Man kann nicht auf den ersten Schlag gewinnen! Aber ja ein einmal besetztes Tier nicht aufgeben, wenn es nicht herauskommt! Den Tag darauf würde es gewiß gezogen werden. So war es mit Dona Joaquina Pereira de Souza gewesen. Sie setzte auf die Katze; jeden Tag setzte sie mehr — einmal mußte sie doch gewinnen! Aber als der letzte Stuhl verspielt und das letzte Kleid zum Trödler gebracht war, kam die Katze noch immer nicht heraus. Da mußte Joaquina das Spiel aufgeben und ertränkte sich im Hafen, weil sie nicht betteln wollte. Am folgenden Tage aber gewann die Katze.

Da war der kleine Affonso Prates de Moreira gewesen, der Kassierer des reichen Manoel de Oliveira, ihr habt ihn ja noch alle gekannt. Der spielte auf den tatú, das Gürteltier. Aber der tatú blieb in seiner Höhle und wollte nicht herauskommen. Der kleine Affonso aber ließ nicht locker, sondern setzte täglich mehr auf das undankbare Tier, bis die Kasse des Herrn Manoel de Oliveira ein großes Loch hatte und der kleine Affonso schleunigst nach Montevideo verduftete. Den folgenden Tag gewannen die Spieler auf den tatú. Zwar die Polizei verbietet das Bichospiel, aber der Herr Polizeidelegado hat erst vorgestern auf den cabrito, den Bock, gewonnen.

Diesem edlen Spiele huldigte also auch Hein, natürlich in bescheidenen Grenzen, nur ein paar Nickel, höchstens einen Milreis wandte er daran.

Er verkehrte viel im Hause seines Freundes Hansen, und da war eines Tages eine sehr unangenehme Geschichte passiert, die hatte Hein sich ad notam genommen. Die Geschichte war ungefähr folgendermaßen verlaufen:

Frau Antoninha Hansen war eines guten Tages ersichtlich übler Laune aufgestanden und hatte sich noch üblerer Laune vom Kaffeetisch erhoben.

Dieses Pack in ihren Augen — diese Berners! Kommt da die Berner gestern auf den Konkordiaball in einem schweren Seidenkleide, amethystenfarbig mit feinem Jabot aus echten Spitzen, und das Gänschen von Tochter in einem unverschämt eleganten, himmelblauen Seidenkostüm mit leichtem Schleierüberwurf, Straußenfedern als Fächer und echten Brillantohrringen! Und sie, Antoninha Hansen? Geradezu in Sackleinwand ist sie dagegen gegangen, man mußte sich geradezu schämen! Als ob man es nicht dazu hätte! Du lieber Gott — unsereins könnte es ja hundertmal eher als die Berner samt ihrer Tochter, denn Hansen hatte einen hübschen Posten auf der London and Brazilian Bank stehen, das wußte Dona Antoninha, und Berners pumpte der Bäcker das Frühstück nur mit Vorsicht, das wußte Dona Antoninha auch. Also hatte sie es nicht nötig, vor solchen Leutchen zurückzustehen. Sie würde heute einmal einen Gang zum Laden A joven Italia machen, einmal sehen, was für neue Muster der gute Chico Accurso habe, und mit der Schneiderin reden. Hein müßte ihr dann von Porto Alegre bei seiner nächsten Fahrt die neueste Modenwelt besorgen, denn der Buchhändler der eigenen Stadt gab die ältesten Ladenhüter mit frecher Stirn als „eben von Paris eingetroffen" aus — und hinterher hatte man ein Kleid, wie es Großmutter trägt.

Sie hatte ihre Absicht mit der ihr eigenen Beredsamkeit und mit überzeugenden Gründen dem Hausherrn und Gatten vorgetragen, ohne auf Gegenliebe zu stoßen.

„Was? Vorgestern erst habe ich deiner Schneiderin eine ganz anständige Rechnung bezahlt, und heute behauptest du schon wieder, nichts Anständiges anzuziehen zu haben?"

Herr Friedrich schob unwillig die Kaffeetasse zurück.

„Aber wenn doch eine Person wie die Berner —"

„Schnack!" fuhr da aber der gute Friedrich auf, „wenn die sich nächstens eine Waschschüssel als Hut aufstülpt, läßt du gleich die Badewanne mit Federn garnieren!"

Das war doch empörend! Noch empörender war es aber, daß dieser Barbar von Ehemann ihre Entrüstung gar nicht zu bemerken schien, sondern Hut und Stock ergriff und zum Kontor ging.

„Lisette!“

„Senhora?“

„Wir wollen heute zur Abwechslung Linsen kochen.“

„Aber, Madam, jetzt, wo der Markt das schönste Gemüse hat und der Herr Blumenkohl bestellt hat?“

„Wir kochen Linsen, verstanden?“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“

Lisette wußte nun, daß der häusliche Barometer Sturm zeigte, denn Linsen verabscheute Herr Hansen in jeder Form. Linsen wurden nur aus Schikane gekocht.

Beim Verlesen der Linsen hatte Frau Antoninha das Bedürfnis, der guten Lisette den Grund ihres Ärgers mitzuteilen.

„Woher mag diese Bagage das Geld nehmen?“

„Das weiß ich längst, Madam! Frau Berner hat auf coelho, das Kaninchen, gespielt, das ist in den letzten vierzehn Tagen zweimal herausgekommen.“

„Ah — Berners spielen Bicho? Das hätte ich nicht gedacht!“

„Aber warum nicht, Madam? Das ist doch ein ganz harmloses Vergnügen und vollkommen anständig. Die feinsten Leute der Stadt spielen Bicho.“

Dona Antoninha ging sinnend hinaus. Der Hausherr hatte streng verboten, Bicho zu spielen, weil er das für Verschwendung und Dummheit zugleich erklärt hatte. Lisetten hatte er sofortige Entlassung angedroht, falls sie sich je einfallen lasse, Bicho zu spielen. Das hinderte natürlich nicht, daß die schlaue Lisette durch die schwarze Gemüsefrau Zefirina jeden Morgen ihren halben Milreis getreulich setzte und sich jeden Morgen auf ihre Träume besann. Vergangene Nacht hatte sie von Charutos (Zigarren) geträumt. Charuto ist ein Spitzname für Neger. Das ist ein feiner palpite: wenn man von Negern träumt, muß man auf den macaco, den Affen, setzen. Die schwarze Zefirina trug also einen halben Milreis zum Bicheiro und setzte auf den Affen.

„Sagen Sie, Lisette, spielen Sie auch Bicho?“ kam Dona Antoninha in die Küche zurück.

„Ich, Madam? Ich werde mich hüten, wo Herr Hansen es so streng verbietet!“

Dabei wurde sie rot bis hinter die Ohren, daß Frau Hansen ihr die Lüge ansah.

„Seien Sie aufrichtig, Lisette, ich werde Sie nicht verraten!“

„Nun, gnädige Frau, so hin und wieder.“

„Haben Sie gewonnen?“

„Vorige Woche auf das Kamel. Das war da palpite. Ich träumte nämlich von meinem verstorbenen Onkel. Wenn man von Toten träumt, muß man auf das Kamel setzen.“

Frau Hansen wurde nachdenklich. Lisette aber war eine Schlange:

„Madam sollten doch einmal spielen, Madam hätten sicherlich Glück.“

„Auf keinen Fall!“ erklärte Madam, aber Lisette kannte ihre liebe gnädige Frau zu gut: sie würde morgen früh gewiß mitsündigen. —

Manoel Pacheco dos Santos war ein vielbeschäftigter Mann. In früheren Jahren hatte er es mit der Schusterei versucht, aber das Hocken auf dem Schemel paßte nicht für den beweglichen kleinen Kerl. Er wurde daher Lotterielosverkäufer. Seine gewaltige Stimme war noch in aller Erinnerung, wie er durch die Straßen zog, in der Hand ein Bündel Lose, und dazu lang gedehnt den Ruf ertönen ließ: „Amanhã duzentos contos por dous milreis! Morgen zweihunderttausend für zwei Milreis!“ Aber dabei hatte er nicht die Farinha zu den Bohnen verdient und mehr Stiefelsohlen verlaufen, als die Geschichte wert war. Heute stand er zwar auch noch in Fortunas Diensten, aber still zog er seines Weges, das kleine Notizbuch mit allerlei Geheimzeichen war die Kundenliste. Er wußte stets die besten palpites, er verstand den wankenden Seelen Mut einzuflößen, die Hineingefallenen zu trösten, die Zaghaften zu begaukeln, dem Glücke die Hand zu bieten. Manoel war mit einem Worte ein Bicheiro, wie er sein soll.

Jetzt bog er in die Rua Tiradentes ein: „Bom dia! O senhor va botar outra vez no tatú? Quanto? Wie viel setzen Sie heute auf das Gürteltier?“

Der Angeredete war ein wohlhabender Tischlermeister: „Ich bin die Geschichte nun doch leid. Das Teufelsvieh kommt nun schon seit vierzehn Tagen nicht 'raus und kostet mich ein Heidengeld!“

„Aber der Tatu ist gut! Wie viel setzen wir?“

„Das ist das Elend — lassen wir's fahren, so kommt's Luder gewiß 'raus. Wie viel haben wir gestern gesetzt? Hundert Milreis? Setzen wir heute hundertzehn, einmal müssen wir doch gewinnen!“

„Aber gewiß! — Kommt raus — heute gewinnen Sie.“

„Das sagst du immer, Manoel, und du bist ein schlechter Prophet.“

Aber Manoel lief schon weiter.

„Oh, Manoel! Pschiu!“ Augusto, ein ziemlich abgerissener Mulatte, kam hinter ihm drein:

„Não sabe bom palpite? É bom hoje o gato? Ist die Katze heute gut?“ frug er eifrig.

„É bom! Estar no gato*) sempre é bom, não é? Mit der Katze zu tun haben, ist immer gut“, neckte Manoel.

Augusto lachte, er hatte gern mit dem gato zu tun, denn über canninha, Zuckerrohrschnaps, ging ihm nichts. Er hatte eben einem Fremden den Koffer getragen und vier Tostões, vierzig Pfennige, verdient. Mit diesem Vermögen rechnete er:

„Zwanzig Pfennige für einen Schluck, bleiben noch zwanzig“, und rasch entschloß er sich: „Ich setze zwanzig Pfennige auf die Katze.“

Er nestelte zwei Nickelstücke aus der schmierigen Jacke hervor und gab sie Manoel Pacheco. Der machte ein Zeichen in sein Buch, und das Geschäft war gemacht.

Manoel Pacheco bog nun eilig in die Rua 13 de Maio ein, wo er an der Hansenschen Wohnung klingelte. Lisette öffnete, Dona Antoninha empfing ihn und setzte zehn Milreis auf die Taube, a pomba. Sie hatte die Nacht von Fräulein Berner im Himmelblauen geträumt; träumt man aber von jungen Mädchen, muß man auf die Taube setzen. Als der Bicheiro die Tür hinter sich zuklappte, war's ihr zu Mute wie einem Quartaner, der die erste Zigarre heimlich geraucht hat. Sie vermochte bei Tische ihren Eheherrn nicht anzusehen. Mit Ungeduld erwartete sie die dritte Stunde des Nachmittags, wo von Rio die Depesche mit der Gewinnnummer einzutreffen pflegt.

Endlich — rack — rack — bum — bum — sch — sch! knatterten und zischten die Raketen und Kanonenschläge, welche vor dem Lokal des Spielhalters, der Casa feliz, als Signal für die zahlreiche Kundschaft losgelassen wurden. Zehn Minuten später keuchte die schwarze Zefirina heran: „Sahiu a pomba, patrôa, die Taube ist herausgekommen, gnädige Frau!“

Antoninha wollte anfangs nicht an ihr Glück glauben, bis Manoel Pacheco kam und wohlgezählte zweihundert Milreis in zwei echten Hundertern der entzückten Dame aufzählte.

Dona Antoninha fing an, sich selbst zu imponieren: sie träumte also schon wirkliche palpites! O, sie wollte ihrem Herrn Gemahl schon zeigen, daß man ihn nicht wie eine Bettlerin anzugehen brauchte. Ehemänner sind ja nie nobel, es sei denn, daß sie am Abend vorher spät aus dem Klub heimgekehrt sind.

Die Taube hatte also Glück gebracht, man mußte daher auf seine Träume achten. In der folgenden Nacht hatte Antoninha einen merkwürdigen Traum. Sie war in einem Blumengarten mit vielem, vielem Goldlack, dessen Blüten auf allen Beeten üppig leuchteten. Eine kleine Ziege sprang mutwillig auf

*) Estar no gato ist gleichbedeutend mit betrunken sein.

den Beeten umher. Dona Antoninha wollte eine Blüte pflücken, aber das Böcklein fraß sie ihr vor der Hand weg. Wieder bückte sie sich, aber wieder kam ihr das Böcklein zuvor. So ging es fort, bis der ganze Garten kahl gefressen war. Da stellte sich das Böcklein auf die Hinterbeine, meckerte sie höhnisch an und machte Miene, sie zum Überfluß noch zu stoßen. Da aber kam Herr Friedrich Hansen mit einer handlichen Gerte und versetzte dem Böcklein einen Jagdhieb, daß es in großen Sprüngen entfloh.

Am folgenden Morgen setzte Antoninha zwanzig Milreis auf das Böcklein, den cabrito.

Der Nachmittag kam: „Der Löwe gewinnt.“ Frau Hansen war ziemlich betrübt.

„Sie dürfen nicht gleich den Mut verlieren“, tröstete Lisette, „ein palpite kommt nicht immer am ersten Tage heraus, meistens erst am dritten. Aber halten Sie ja den cabrito fest! Nur nicht aufhören! Er gewinnt bestimmt!“

Antoninha beschloß also, konsequent zu bleiben, und setzte wieder zwanzig Milreis auf cabrito, aber: „Sahiu o tigre“, meldete Zefirina.

Aber heute muß cabrito kommen, heute gewiß — es ist ja der dritte Tag. Antoninha konnte kaum den eifrigen Manoel Pacheco erwarten. Heute war sie verwegen: sie setzte fünfzig Milreis, sie konnte es ja noch, und sie hatte es sich in den Kopf gesetzt: ein Conto de Reis, tausend Milreis, ein heiles Conto wollte und mußte sie gewinnen. Sie war den Tag über so zerstreut, daß sie Salz statt des Zuckers an den Pudding warf. Herr Hansen kannte seine Antoninha gar nicht wieder: zerfahren, unaufmerksam, auf kein ernstes Gespräch mehr eingehend, immer nur halb bei der Sache.

„Bist du krank?“ frug er. Sie lachte nervös:

„Das fehlte mir! Ich bin, Gott sei Dank! gesund wie du.“

Das klang schon sehr gereizt.

Drei Uhr zeigte die kleine Pendule, die auf dem Buffet tickte — bum! bum! hallte es von der Casa feliz herüber. Jetzt mußte Manoel kommen und mit ihm das Conto. Dreieinhalb — vier Uhr — Manoel blieb aus — endlich schickte sie Lisetten. Mit langem Gesicht hörte sie die Hiobspost: „Sahiu o cachorro!“

Neunzig Milreis waren nun verspielt. Für einhundertzehn Milreis konnte man sich schon etwas Anständiges leisten — aber, wenn morgen nun gerade der cabrito herauskam? Also lieber festhalten, nur ein wenig vorsichtiger spielen, zehn Milreis vielleicht — aber das lohnte schließlich nicht der Mühe.

„Bleiben wir also bei fünfzig Milreis“, entschied sie, „es ist ja gewonnenes Geld.“ Manoel Pacheco notierte auch am vierten Tage fünfzig Milreis auf cabrito.

Der vierte Tag verging: sahiu o macaco! Lisette jubelte, sie hatte vierzig Milreis gewonnen. Die Laune der Gnädigen war schon unter Null. Dabei träumte sie jede Nacht andere Palpites — aber den cabrito fahren lassen? Damit er am anderen Tage herauskäme, wie? Das fehlte! — Und die letzten sechzig Milreis gingen mit Pacheco auf den cabrito.

Aber cabrito kam nicht.

Am zehnten Tage arbeitete Antoninha schon mit Unterbilanz. Zehn Milreis zu setzen, wäre Torheit gewesen, sie hätte im Glücksfalle nicht einmal die Einsätze gewonnen. Am zwölften Tage setzte sie schon hundert und vertröstete den Caixeiro der Venda, der die Monatsrechnung kassieren wollte, auf einige Tage.

Am fünfzehnten Tage war das Haushaltsgeld für den kommenden Monat bereits alle, aber cabrito kam noch immer nicht. Es war zum Verzweifeln!

Mit bösem Gewissen, voller Angst, vermochte sie kaum noch die wenigen Stunden der Mahlzeiten bei Hansen auszuhalten. Wenn sein Blick prüfend zu ihr hinüberflog, so zuckte sie zusammen. Wußte er bereits etwas?

Am achtzehnten Tage hatte die verschwiegene Zefirina Madams Brillantbroche „zur Reparatur" getragen — sahiu o elephante. In der zwanzigsten Nacht konnte Antoninha nicht mehr schlafen. Sie hatte Schulden, bedeutende Schulden, von denen der gute Friedrich nichts wissen durfte, denn in diesem Punkte war er als Kaufmann unerbittlich streng. Unter tausend Lügen und Ängsten hatte sie ihren Schwager angeborgt. Vierhundert Milreis standen auf cabrito! Wenn er heute nicht herauskam — weiter konnte sie nicht pointieren. Dann mußte sie sich ihrem Friedrich entdecken. Er würde ja einspringen — aber diese Demütigung, wenn sie vor ihm stehen müßte, wie ein ertapptes Schulmädchen, das gelogen hat! Das Regiment im Hause aber war dann für immer dahin! Frau Antoninha tat ein heimliches Stoßgebet.

Am folgenden Tage hatte sie wirklich ein leichtes Fieber. Friedrich rief den Hausarzt. Nervöser Kopfschmerz, lautete die Diagnose. Ja, wer sollte nicht nervös werden, wenn die letzten mühsam zusammengeborgten vierhundert Milreis auf dem cabrito und der Skandal vor der Tür stand! Endlich! — Rack — rack — rack — bum — bum! Antoninha fuhr auf — ach! wenn es der Cabrito wäre! Nie wieder würde sie spielen, d. h. ganz sicher wäre das nicht, nur nicht so hoch würde sie je wieder setzen. Da stürzte Zefirina herein: „Der cabrito hat gewonnen, Dank sei Gott und allen Heiligen am himmlischen Thron!"

Antoninha schwindelte es, das Zimmer drehte sich im Kreise, ihre Schläfen pochten vor Aufregung — achttausend Milreis, acht bare Contos

de Reis hatte sie gewonnen — alle die tödlichen Verlegenheiten hatten ein Ende!

In ihrem Nähtisch lagen als eiserner Bestand noch zwanzig Milreis als Marktgeld für die Woche. In ihrer Freude drückte sie diese der schwarzen Zefirina in die Hand: „Laufe, meine gute Zefirina, sage Manoel, daß er das Geld bringt, die acht Contos! Hundert Milreis Trinkgeld bekommt er — du auch! Aber lauf!"

Das ließ sich Zefirina nicht zweimal sagen. Antoninha aber pendelte ungeduldig vom Fenster zur Küche, von der Küche zum Fenster des Salons — aber kein Manoel erschien. Minute auf Minute verrann — zum hundertsten Male eilte sie ans Fenster. Da kam Manoel! Aber — was war das? Die Hände waren ihm gefesselt, hinter ihm zwei Polizisten — jetzt bogen sie in die Rua Imperatriz ein — da lag ja wohl das Gefängnis, die cadea? Was hatte Manoel Pacheco da zu tun? — Himmel! Er hatte doch ihre achttausend Milreis nicht unterschlagen? Der Schreck lähmte ihr die Glieder, sie ächzte und stöhnte — da klingelte es heftig — Zefirina stürzte herein. Tränen flossen über ihre Wangen, sie rang verzweifelt die Hände: „Que caiporra! Ach, das Unglück! Christo! Este sujeito amaldiçoado! Der verfluchte Kerl! Este diabo! Este filho —"

„Was giebt's, Zefirina?"

Antoninha schüttelte die Alte beim Handgelenk: „Sprich, hat cabrito nicht gewonnen?"

„Sim, senhora, sim! Sahiu", wimmerte die Alte, „aber der Spielhalter ist ausgerissen!"

Wie vom Donner gerührt sank Antoninha in den Stuhl.

„Die Bicheiros sind verhaftet, Manoel ist schon im Arrest. Que desgraça! O das Unglück!"

Endlich hatte die Polizei ihre Drohung wahr gemacht. Der Herr Polizeimeister hatte vielleicht selbst auf den cabrito gespielt und fluchte mit Antoninha dem durchgebrannten Banqueiro nach, der mit den Einsätzen seiner vielgetreuen Kundschaft einem besseren Lande zustrebte.

O das Elend! Antoninha weinte. Aber sie hatte den Kelch der Leiden noch nicht bis zur Neige geleert. Die Tür öffnete sich, finster trat Herr Friedrich Hansen ein, eine Hand voll Rechnungen hielt er ihr entgegen — er wußte alles!

Was Friedrich Hansen gesagt, wissen wir nicht, auch Lisette hat nichts verstanden, sintemalen sie sofort auf ihre Kammer geschickt wurde, um ihr Bündel zu schnüren.

Manoel Pacheco wurde am folgenden Tage aus der Cadea entlassen. Er arbeitet weiter mit einem neuen Banqueiro, nur trägt er bei kritischen Zeiten das Bichobuch der Vorsicht halber im Stiefelschaft. Aber Antoninha

gehört nicht mehr zu seiner Kundschaft, auch nicht, wenn cabrito ganz gewiß palpite ist. — —

Hein Tiedge sann just über diese Geschichte nach, als der erste Offizier und der Arzt vom „Rosario" ihn aufsuchten. Der erste Offizier, Herr Nielsen, und Doktor Langer wurden denn auch mit allen Ehren empfangen, hielten sich aber bei Heins old fine Portwine nicht sonderlich lange auf. Die paar Nachrichten von Hamburg waren bald erledigt, und als Herr Nielsen erklärte: „Wir wollen übrigens unseren freien Tag hier nicht auf deinem Äppelkahn zubringen, sondern uns an Land die Füße ein wenig vertreten", da konnte Hein den beiden Herren nicht unrecht geben. Die Besucher empfahlen sich also und eilten durch den Becco Affonso, eine enge Quergasse, in deren Rinnsteinen übelriechendes Wasser stand, in die Rua Floriano zu dem Hotel, in dem Herr Hannemann wohnte.

Sie trafen ihn just, wie er zu Tisch ging — es war fünf Uhr nachmittags — und nahmen seine Einladung auf ein Glas Wein gern an.

Mehrere junge Leute, Angestellte der großen Exportfirmen, speisten am selben Tische mit Herrn Hannemann, der ziemlich nachdenklich in seinem Teller herumstocherte.

„Sagen Sie's nur gleich, Herr Hannemann", erklärte Herr Jansen, „das Futter ist nicht nach Ihrem Geschmack, nach unserem auch nicht, aber wir müssen dabei zu bestehen suchen."

Der aufwartende Mulatte zählte die Genüsse der Tafel auf, denn eine Speisekarte ist in jenen Breiten unbekannt: „Suppe —"

„Eine Art Spülicht mit Blumenkohl", ergänzte Herr Fraeb ironisch.

„Ein sehr schöner Fisch —"

„Strohtrocken, wie ein mumienhafter Bückling", wetterte Herr Schneider dazwischen, „da bekommen die Kerls die prachtvollsten Seefische vom Markte, Tainha, Linguada, und wie sie alle heißen, aber mit ihrem ranzigen Fett und Öl, Knoblauch und Zwiebel machen sie einen Fraß, den kein Hund verdauen kann."

„Der letzte Rettungsanker für uns ist und bleibt das ewige liebe Beef", jammerte Herr Zehmer, „und dazu allein kann ich Ihnen raten, Herr Hannemann, denn schwarze Bohnen können Sie noch nicht vertragen. Die lernen Sie erst essen, wenn Sie einen kräftigen Hunger haben, so wie ich, wenn ich auf Tour so meine zehn Stunden im Sattel gesessen habe da draußen bei Quarahy und S. Gabriel, wo die ehemaligen Herren Indianer noch spuken gehen. Wohlsein, meine Herren!"

Der portugiesische Rotwein, den man mit Wasser gemischt zu Tische trank, war nicht schlecht, und der Doktor, ein Kenner in solchen Dingen, tat mehrere lange Züge.

„Aber vielleicht versucht Herr Hannemann einmal mocotó?" schlug Jansen vor.

„Lieber nicht", wehrte Zehmer, „das ist nämlich eine pfeffrige Brühe, in der Kaldaunenstücke umhergondeln. Hier ißt man nämlich alles — selbst ungeworfenes Kalb, das als große Delikatesse gilt."

Herr Hannemann schüttelte sich.

„Wie sind Sie übrigens mit Ihrem Quartier zufrieden?" frug ihn der Schiffsarzt.

„Na, um diese Karawanserei „Hotel" zu taufen, dazu gehört ein gewaltiger Optimismus. Die Bude bietet trotz der recht ansehnlichen Preise den Gästen nichts an Bequemlichkeit."

„Ja, haben Sie das denn in Brasilien erwartet?" entgegnete ganz erstaunt Herr Schneider.

„Allerdings!"

„Müssen Sie aber ein harmloser Mensch sein!"

„Also ich stehe diesen Morgen nach einem nächtlichen Kampfe gegen kreuchendes und fleuchendes Getier auf. Der Fußboden meines Zimmers scheint an chronischer Wasserscheu zu leiden, wie ich an den Sohlen meiner Strümpfe bemerkte. Die Wasserkanne ist wohl prähistorisch, der Waschnapf genügt den Ansprüchen eines Schlafburschen, der Spiegel scheint im Blindenhause gesteigert zu sein. Nett! denke ich, brasilianisch! und drücke auf den Klingelknopf. Ich warte wenigstens zehn Minuten — kein helfender Geist erscheint; ich klingele wieder, lange, heftig, ich läute Großfeuer — endlich schlurrt draußen ein Schritt, und ein Mulatte steckt den wolligen Kopf zur Tür herein. Ich stemme die Hände auf den Hosenbund und nehme meine Sprachkenntnisse zusammen: Outra agua! Anderes Wasser! e as minhas botinas, und meine Stiefel!

Da lächelt der Kerl breitvergnügt und zeigt auf den Korridor: Estão ahi, da stehen sie ja! Und richtig, da stehen meine Stiefel noch gerade so staubig, wie ich sie am Abend vorher hinausgestellt habe!"

„Seien Sie froh, daß sie nicht gemaust waren", erklärte Herr Fraeb.

„Sie müssen ein leichtsinniger Mensch sein!" behauptete Zehmer, „aber das ist die alte Leier: unser Geld müssen wir berappen, das Futter ist schlecht, wer nicht zwischen Elf und Eins zum Frühstück und nach Fünf zu Mittag kommt, wie es der Herr Küchenmeister befiehlt, kriegt überhaupt nichts — das ist ein Leben wie im Sommer, holdrio! Auf der letzten deutschen Kolonie lebe ich besser als in dieser Welthandelsstadt. Ein ordentlicher Schweinebraten in der Hinkelschneiz ist mir lieber als Senhor Chicos Diner und Souper und wie der ganze Quark heißt. Jetzt rate ich noch eine Chartreuse mit Ihnen aus, Fraeb, und dann, schlage ich vor, gehen wir

mit unseren Gästen ein wenig durch die Straßen dieser Großstadt und bummeln dann so sachte über die verschiedenen Etappen in den Klub. Heute wird nämlich gekegelt, Herrschaften!"

„In welchen Klub gehen die Herren?" forschte der Doktor.

„Natürlich nur in die „Germania", denn in den anderen Verein, den Schusterklub, in dem Gevatter Kopfschuster und Handschuhmacher Schafskopf um Streichhölzer spielen und auf uns Kaufleute schimpfen, können Sie auf keinen Fall gehen. Oder wollen Sie vielleicht mit Ihrem Bootsmann, der als Ehrengast dort eingeführt wird, eine Partie Karambolage spielen?"

Das lehnte der Doktor natürlich ab und schlenderte die lange Rua Floriano mit den Herren hinab. Die Geschäftsleute, Wechsler, Goldschmiede, Hutmacher, Apotheker, standen in den Türen und schauten in den Abend hinaus, der dicke Buchhändler Richards, der Liebling der jungen Leute, kaute vergnügt auf seinem Zahnstocher und plauderte mit seinem Freunde Bock, der für ihn Reklamegedichte lieferte.

„Tag, Herr Bürgermeister!" uzten ihn die jungen Leute, denn Herr Lenz hatte einmal erzählt, der alte Fritz habe einer Deputation von Bauern auf ihre Frage, wer dem Könige als Bürgermeister am genehmsten sei, geantwortet: „Immer der dickste und dummste". Seit der Zeit nannten sie den Buchhändler den Bürgermeister, was er glücklicherweise nicht verstand.

„Das Straßenpflaster ist großartig, Nielsen", spottete der Doktor, „hier möchte ich einen Handel mit Hühneraugenringen eröffnen — hopsa! Beinahe! Sehen Sie, hier fehlt mitten im Bürgersteig eine ganze Platte — ich sage ja: Brasilien!"

Herr Schneider unterbrach ihn: „Oben steht auf ragendem Balkone Dona Margarida — ein hübscher Käfer, he? Boas tardes!" grüßte er hinauf, und hold klang es hernieder: „Boas tardes!" Dann schaute die Holde weiter die Straße entlang, denn sie hatte ja nichts zu versäumen.

„Schauen Sie, Nielsen", fuhr Doktor Langer fort, „pfui Deibel! Sehen Sie mal fix — da springt am hellen lichten Tage eine lebendige Ratte im Rinnstein!"

„Haben Sie schon einmal tote springen sehen?"

„Nee — Sie? Das Hundeviehzeug dazu! Dort an der Ecke ist Kötermeeting, der Präsident hat die Räude. Da geht einem doch bald die Zigarre aus!"

„Ich schaue noch einmal ins Geschäft", verabschiedete sich Herr Fraeb, „ob die Post für Bagé erledigt ist. Ich treffe die Herren später im Klub."

„Bom! Até logo!"

„Wie wär's — nehmen wir bei Bastos & Alt einen Dämmerschoppen?" schlug Zehmer vor und fand Beifall.

„Bastos & Alt haben nämlich alles", erklärte Schneider, „Fernet und Whisky, Stollwerckschokolade und Kaviar, Henry Clay und Heidsieck, Stout und Pschorr, Roquefort und Emmenthaler — alles, was Sie wollen, natürlich gegen tropische Preise."

Durch einen langen Gang an den Lagerfässern vorbei gelangten die jungen Leute in einen kleinen Hof. Da saßen die Chefs der großen Häuser, die Prokuristen, die Angestellten alle in trautem Verein mit Bekannten, Kunden und Durchreisenden und tranken ihren Cocktail oder ihren Schoppen Bier.

„Was nehmen die Herren? Cocktail oder Bier?"

„Ich bin für Bier", sagte Nielsen, „aber es muß hübsch kalt sein."

„Direkt vom Eis", versicherte der Kellner, und ein recht trinkbarer Schoppen Ritterbräu aus Pelotas schäumte in den Gläsern.

„Ja, die goldenen Zeiten sind vorbei", klagte Jansen, „wo wir noch für einen halben Milreis die Flasche Pschorr oder Kulmbacher hier bekamen, wo ganze Schiffsladungen norwegischen und englischen Bieres anlangten; jetzt kann man sich nur noch an hohen Sonn- und Festtagen ein Schöpplein Echtes leisten."

„Ich finde Ihr Nationalbier doch recht trinkbar", bemerkte der Arzt.

„Ist es auch, aber doch kein deutscher Gerstensaft."

„Wenn es Ihnen Freude macht", lud Nielsen ein, „so kommen die Herren doch morgen zu uns an Bord! Wir stechen ein Fäßchen Pschorr aus und spielen einen soliden Skat."

Das wurde dankend akzeptiert.

Von der Praça General Telles, dem Platze neben dem Zollhause, erscholl Militärmusik. Die jungen Leute brachen auf.

„Diese Musik ist zwar keinen Schuß Pulver wert — schön ist Musik zu allen Stunden, doch leider mit Geräusch verbunden, oder so ähnlich sagt Busch, aber man sieht das liebe Publikum unter Palmen wandeln."

Die Herren stellten sich am Rande des Weges auf, der unter hohen Koniferen, Palmen und Oleandern hinlief und auf dem die weibliche Welt Korso abhielt. Die Herren versahen sich mit Konfetti, und sobald eine bekannte Dame vorbeiwandelte, ergoß sich ein Regen bunter Papierschnitzel über die Schöne, was diese aber durchaus nicht übelnahm.

„Eigentlich ein blödes Vergnügen", murmelte Doktor Langer.

Aus dem Café Papagayo lockten die Töne eines Trios von Geige, Flöte und Harfe. Italienische Musikanten konzertierten nicht übel, und Herr Schneider summte leise zur Melodie eines Walzers, der damals in aller Munde war: Triste vida do padeiro no Rio de Janeiro. Man schlenderte dem Café zu, einer kleinen Holzbude primitivster Art. Aber das Café hatte den unschätzbaren Vorzug, ein rebenüberspanntes Gärtchen zu besitzen. Da

saßen sie alle gern, die Beamten vom nahen Zollhause bei ihrer Tasse Schwarzen, der Deutsche in des Abends Kühle hinter der Flasche Bier, und João, der bedienende Mulatte, kannte jeden der Gäste und seine Wünsche und bediente besonders die Deutschen aufs schnellste, denn diese geben ein Trinkgeld, die Brasilianer selten. Hier traf Nielsen auch Kapitäne und Offiziere anderer Schiffe, Norweger, Engländer, Dänen, und bald spannen sie ihr Garn.

Herr Zehmer aber hatte nicht Lust, Historien von der Seeschlange und dem fliegenden Holländer zu hören, und als die Musik anstimmte „Auf in den Kampf, Torero!", da blies er energisch zum Aufbruch und zwar mit Erfolg.

Das Gebäude des Klub Germania liegt ziemlich abseits von der Hauptstraße, und die Fremden hatten Muße genug, ein Stück des brasilianischen Volkslebens am Abend kennen zu lernen. Die Straßen waren sehr belebt, vor den hellerleuchteten Auslagen der Läden standen Damen in seidener Toilette und farbige Fabrikmädchen im bunten Kattunfähnchen. Die Arbeiter aus den Webereien, vom Hafen und aus den großen Speichern eilten hinaus zu ihren kleinen elenden Mietswohnungen in den Vorstädten, mit denen spekulative Portugiesen einen wucherischen Gewinn erzielen. Ein Grundstück wird mit vielen kleinen, oft nur aus Holz gezimmerten Buden bebaut, die einen Wohnraum und einen Schlafraum winzigster Ausdehnung enthalten. Tags über sitzen die Weiber meist auf der Schwelle, während die halbnackten Kinder auf der Straße sich in Sonne und Sand tummeln.

Die Fenster der Stadtwohnungen stehen in der Abendkühle offen und gestatten jedem Passanten einen Einblick in das Familienleben. Die Einrichtung ist sehr einfach, viele Handarbeiten, Häkeleien und Stickereien, Papierblumen, Fächer bedecken Möbel einfachster Art. Die Familie sitzt in eifriger Unterhaltung im Wohnzimmer, das Klavier wird eifrig dazu bearbeitet, hier und dort tönt eine langgezogene Kadenz aus der Kehle einer jungen Nachtigall, man ißt Süßigkeiten, trinkt Kaffee oder auch ein Gläschen Portwein, ist heiter und vergnügt, tanzt, wenn Raum und junge Leute vorhanden sind, und geht ohne Sorgen frühzeitig zur Ruhe. Die Bevölkerung ist im Durchschnitt wenig bemittelt, hat aber dafür weniger Ansprüche an das Leben und führt darum natürlich ein weit sorgloseres Dasein als der leistungsfähigere, aber auch anspruchsvollere Nordländer.

Im Klub Germania herrschte bereits reges Leben, als die Gesellschaft der jungen Leute eintrat. Im Skatzimmer schaute bereits eine Runde ernsthaft in das Buch der vier Könige und reizte zu Grand und Solo, just wie daheim im Vaterlande. Der Skat ist schon der echte Kosmopolit geworden. Natürlich saßen die Spieler in Hemdärmeln, die im Klub, abgesehen von Gesellschaftsabenden mit Damen, durchaus salonfähig sind. Der Schiffsarzt



war bald mit dem deutschen Konsul in eine Partie Karambolage verwickelt und besah einen gehörigen Reinfall. Nielsen aber zog, nachdem er einen Blick in das wohlgefüllte Bibliothekzimmer geworfen hatte, zum großen Festsaal, dessen Wände die lebensgroßen Bilder der drei deutschen Kaiser schmücken und an den die Kegelbahn stößt. Schnell war er vorgestellt und sehr gastlich aufgenommen, die Kugeln rollten bald über die Bohlen in die Gasse, die Kegel klapperten, der Kegeljunge schrie — alles wie daheim, und als der letzte Wurf getan, und der allerletzte Stehkognak am Buffet getrunken war und der Doktor heilig dem Herrn Konsul Vergeltung auf dem grünen Tuche schwur und Nielsen die Stufe nach dem Korridor stolpernd verfehlte, da schlug das Glöcklein drei — just wie daheim.

— — — — —



Lagoa dos Patos.

Zweites Kapitel.

Auf der Lagoa.

Eine frische Juninacht lag über den Wogen der Lagoa dos Patos, des großen Strandsees zwischen Rio Grande und Porto Alegre. Wer auf dem Promenadendeck des „Rio Pardo“, eines brasilianischen Raddampfers, der von Montevideo nach Porto Alegre ging, sich noch eine Abendzigarre zu Gemüte führte, frönte diesem Laster mit hochgeklapptem Rockkragen und Händen im Paletot. Die linden Nächte des Mai und Juni im sonnigen Süden sind auch konventionelle Lügen, und wer einmal auf dem Hochlande der Serra geral und des Campo do Bugre morto den Reif aus dem Schnurrbart gewischt oder auf der Lagoa den pfeifenden Minuano gespürt hat, der entsinnt sich mit angenehmem Schauder dieser himmlischen Nächte. Mit einem Worte, so schön der Blick auf die uferlose Flut war, die im hellen Mondlicht blinkte wie eitel Silber — es war oben „verflucht kalt“, wie Herr Alberti erklärte, der aus Koblenz kam, um seine Kunden zu besuchen. Mit dem Rauchen hier an Bord war es auch ein eigenes Ding. Unten im Speisesaal wurde Wein, Straßburger Bier und andere herzstärkende Labe gegen die bekannten Tickets verabfolgt, aber — „é prohibido fumar, expressamente prohibido fumar“ raunte mir der Steward ins Ohr, als ich zum Glase Bier eine Bahia von Dannemann & Cia anbrennen wollte. Da mußte ich schweren Herzens das Streichholz auslöschen. Oben im Rauch=

salon aber, da herrschte die Freiheit: Zigarre, Charuto, ja selbst die kurze Shag konnten ungestraft ihre Opferdüfte an die Decke senden, welche hörbar seufzte — ob über die Qualität manches Opferkrautes oder über die kurzen, stoßenden Wellen der Lagoa, wer weiß es? Hier oben herrschte also die dampfende Männlichkeit, aber hier war es expressamente prohibido, das Glas Straßburger oder Ritterbräu zur Zigarre zu genießen. Um also beide Genüsse zu haben, müßte man Goliath sein, der seine Hände noch im trankspendenden Raume des Speisesaales und das rauchumwallte Haupt in der ambrosischen Sphäre des Rauchsalons hätte, oder in einem fortwährenden Auf- und Niederrennen die Wonne des Abends suchen, wie ein springendes Eichhorn im Kasten.

Ich habe nun zu beidem wenig Talent, sintemalen ich das Volk nicht um eines Hauptes Länge überrage, sondern bei der zwölften Kompagnie gestanden habe, und meine Taille zum schlanken Ebenmaß eines Eichkätzleins in dem etwas gewagten Verhältnis eines Falstaff zur Venus von Milo steht. Ich zog es also vor, mit meinem Reisegefährten zuerst dem Gambrino ein ansehnlich Trankopfer zu bringen, mit welchem er wohl zufrieden sein durfte, um dann des Tabaks Düfte dort oben steigen zu lassen und hochthronend durch den ambrosischen Nebel zu blicken wie Zeus nach dem Sonntagsnektar vom ragenden Olympos. Solches erwog mein untadeliges Gemüt, und ich saß mit Herrn Alberti in anregendem Gespräche und frug just, ob die „ewige Lampe" mit ihrem guten Winkler Hasensprung noch in Köln existiere und ob in der Eifel die Krammetsvögel noch so billig seien, als plötzlich über uns „ein Laut so wundervoll" erklang, jene zarte Nuance von Draht und Mahagoni, jener Klang, der das Herz erschauern, aber auch die Hündlein laut aufjammern läßt in unnennbarem Weh. Über uns klopfte eine Hand dem Salonklavier an die gelblichen Zähne.

Ich bin nun im allgemeinen durchaus kein Mörder des Arion, sondern habe eine gewisse Schwäche für Frau Musika, habe sogar schon als Student ein Strafmandat wegen nächtlichen Singens zur Hälfte bezahlt — aber wenn ich schon eine Sin igual, echte Havanna von Poock & Cia zu Rio Grande, zwischen den Fingern und „das Gebet einer Jungfrau" oder „die Klosterglocken" vor den Augen, will sagen vor den Ohren habe, so ziehe ich das Gewisse dem Ungewissen vor und hole das Streichholz aus der Schachtel.

Einige rollenden Läufe, wie die Staubwolken vor dem Regen, schwirrten uns auf der schmalen Treppe entgegen, die wir nun schweren Herzens hinaufstöhnten in den Rauchsalon. Rauchsalon! — lucus a non lucendo, der reine Hohn, denn dort stand ja das Klavier, „der Zwitscherkasten", wie Herr Alberti knurrte, davor saß höchstwahrscheinlich eine alte Jungfer — da hörte das Rauchen auf. Adieu, Sin igual!

„Ich werde mein Trommelfell nächstens noch besonders gegen Hagelschaden versichern lassen", raunte Alberti mir zu und gab seinem langen Schnurrbart einen resignierten Abstrich. Ich aber seufzte: „Wie viele Habaneiras, wie viel amor und furor und anderer Salat wird da wieder aufgetischt werden!", denn ich sprach aus Erfahrung.

„Hören Sie, da haben wir die Bescherung — non ama più!"

Aber — na, zunächst bat ich meinen besseren Menschen still um Verzeihung wegen meiner voreiligen Kritik, dann aber machte ich meine allerrespektvollste Verbeugung, denn Madame la baronne X. hatte Nachsicht mit der Grazie meines Kompliments, welches die goldene Mitte zwischen dem Zuklappen eines Rasiermessers — hinsichtlich der Arme — und dem Zusammenpressen eines Ballons — hinsichtlich meiner Westenknöpfe — hielt. Madame la baronne spielte nicht das Gebet einer Jungfrau und läutete nicht die Klosterglocken, sondern sang Rossini und Mozart, Gounod und Wagner. Herr Alberti entdeckte auch, daß die Dame entzückende Finger, rosige kleine Ohren und wundervolle Augen habe, denn auf Musik verstand er sich nicht, aber auf Frauen umsomehr. Mir aber war der Schmuckwalzer aus „Faust", wie ihn diese Dame sang, mehr wert als eine Wagenladung Sin igual und alle Poockschen Havannajahrgänge zugleich. Wie eine blendende Perlenschnur rollte sich die Arie ab, und wir saßen in Andacht und lauschten.

Etwas später wandelten wir auf dem Deck des „Rio Pardo" hin und her und ließen eine brünette Kubanerin sich in Glut verzehren, während über Steuerbord fern das Leuchtfeuer von Mostardas auftauchte und verschwand, die Schaufelräder des „Rio Pardo" gingen im ruhigen Andante, Viervierteltakt. Alberti aber meinte beim Gutenachtwünschen: „Das war einmal eine angenehme Enttäuschung."

„Aber eine seltene in diesen Breiten, und die soll in meinem Tagebuch verewigt werden."

Das elektrische Licht wurde abgestellt, wir krochen in die engen Kojen, und bald hatten uns die Räder des Rio Pardo in den Schlaf gewiegt. —

Die schrille Glocke des Stewards, welche vor den Kabinen zum Aufstehen mahnte, scheuchte auch uns aus dem tiefen Schlummer eines guten Gewissens und einer moskitofreien Kabine.

Herr Alberti saß bereits mit grimmiger Miene im Speisesaale und rührte in seiner Tasse.

„Guten Morgen", grüßte ich, „wie geht's Ew. Herrlichkeit?"

Aber der sonst so gut aufgelegte Gefährte schien nicht zu Scherzen disponiert zu sein.

„Da wacht man mit einem richtigen Frühstücksappetit auf", knurrte er, „und bekommt nur eine magere Tasse Kaffee mit einigen strohtrocknen Bo-

lachas, diesen Cakes aus Mehl und Wasser, die noch schlechter sind als Judenmazzoth."

„Die Fleischtöpfe und Kuchenbleche der deutschen Dampfer sind eben weit und machen sich aus der Entfernung nun doppelt schön", tröstete ich ihn und ließ mir eine Tasse Tee reichen, in der ich einige der allerdings gräßlichen Cakes einweichte und so meinen Magen betrog, der auf dem „Rosario" um diese Zeit an gutes Brot und Butter, Käse, Schinken, Eier und andere guten Sachen gewöhnt war.

„Und mit diesem fürstlichen Morgenimbiß soll nun ein vernünftiger Mensch vier Stunden lang bis zum Frühstück umherlaufen auf diesem elenden Rattenkahn!"

Ich aber riet zu einer Morgenzigarre und beredete den Ergrimmten zu einer kleinen Promenade an Deck. Der Morgen war recht frisch, die Wogen gingen ruhig und der Rio Pardo lief wenigstens seine zwölf Meilen die Stunde längs der Seezeichen, Tonnen, Bojen und Baken, welche auf der ganzen Strecke von Rio Grande bis Porto Alegre das Fahrwasser in der seichten und wegen ihrer vielen Sandbänke gefürchteten Lagoa angeben. An Backbord, nicht sehr weit von unserem Kurs, ragten die Masten eines kleinen Seglers aus den Wellen.

„Wieder ein Opfer der Lagoa", bemerkte ich, „welcher brave Seemann mag da im Sturm mit seinem wackeren Schifflein gestrandet sein?"

„Das kommt leider hier wohl einmal vor, selbst der Postdampfer „Viktoria" hat neulich hier einen vollen Tag auf dem Sand und Schlick gesessen", fiel ein Passagier ein, der mit uns vom Deck aus das Wrack betrachtete, „aber der Kasten, der dort liegt, hat seinem Herrn endlich den Gefallen getan, auf einen Stein aufzulaufen. Sein Herr aber, ein wackerer Portugiese, hat den Kahn schnell noch bis dorthin bugsiert, damit ihn die Versicherungsgesellschaft nicht etwa noch flott machen und ausflicken ließe. Dort liegt die Zwiebelarche tief genug, und ihr wackerer Herr wird die schöne Versicherungssumme schmunzelnd eingestrichen haben."

„Also auch hier gibt es schon solche spekulativen Köpfe?"

„Und ob! Kommen Sie erst nach Porto Alegre! Da sind es die Herren Italiener hauptsächlich, welche ein Riesenglück bei Bränden ihrer Läden haben. Die Venda wird gut versichert, und eines guten Tages fällt die Petroleumlampe um. Der Besitzer zerzaust in wildem Schmerze seine dunklen Locken, weicht hoffnungslos der Götterstärke, streicht die Assekuranzsumme ein und gondelt fröhlichen Herzens wieder gen Italia, il bello paese, um dort seinen Wein zu bauen und seine Makkaroni in Ruhe und Frieden zu speisen."

Die Ufer der Lagoa rückten im Laufe der Stunden immer näher, gegen neun Uhr passierten wir die kleine Insel Itapoan mit ihrem winzigen Leucht-

turm. Hinter dem Eiland erhebt sich die Küste steil und bildet so einen grünen Hintergrund für Insel und Leuchtturm, welche sich ausnehmen, wie ein großes Modell in einer Marineausstellung.

Die Farbe des Wassers war aus dem schmutziggelben und grauen Tone der Lagoa allmählich in ein dunkles Grün übergegangen.

„Das ist der Guahyba, der breite Ausfluß des Jacuhy, dessen Mündung sich mit der des Cahy, Rio dos Sinos und Gravatahy vereinigt, und so den seeartig verbreiterten Guahyba bildet, an dem Porto Alegre liegt“, wurden wir von einem Mitreisenden belehrt, „in zwei bis drei Stunden sind wir im Hafen.“

Die Frühstücksglocke ertönte, und alle Passagiere eilten mit einem leisen Dankesseufzer in den Speisesaal. Alberti war schon ersichtlich besserer Laune, als er die Suppe geschlürft hatte.

„Wo werden Sie in Porto Alegre wohnen?“ frug ich.

„Ich wohne meist im Hotel Brazil, weil es deutsch ist.“

„Und wie lange bleiben Sie wohl dort?“

„Vielleicht vierzehn Tage. Ich gedenke einige kleine Ausflüge zu machen.“

„Da werde ich mir erlauben, Sie zu begleiten, wenn es Ihnen recht ist. Ich kenne ja die Gegend schon.“

„Das soll mir doppelt angenehm sein.“

Nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von meinem Reisegefährten, um nach meinem Gepäck zu sehen. Im fernen Süden muß man selbst auf seine Effekten achten, denn bei dem allgemeinen Gedränge, das sich bei der Ankunft eines Dampfers in Porto Alegre erhebt, gerät leicht einmal ein Koffer als Strandgut in fremde Hände, geht dahin und wird nicht mehr gesehen. Ich rede aus Erfahrung.

Der „Rio Pardo“ lief ziemlich nahe dem Strande hin, an welchem Porto Alegre, die Hauptstadt des Staates Rio Grande do Sul, liegt. Pedras Brancas, die Schlachthäuser für die Metropole, ein kleiner Ort am jenseitigen Ufer des Guahyba, war passiert. An Steuerbord tauchte die große Waisenanstalt des Paters Cazique auf, ein weißschimmerndes Häuserviereck mit schlankem Turm, und vor uns stieg in Terrassen aus den grünen Wogen des Guahyba das Panorama von Porto Alegre auf.

Porto Alegre bietet, von der Wasserseite aus gesehen, einen entzückenden Anblick. Aus dem Gewirr der hellen Häuser stechen die großen Regierungsbauten, Kirchen und Warenniederlagen hervor. An dem lang hingestreckten Ufer zieht sich die Reihe der Trapiches und Landungstreppen hin. Segler und Dampfer liegen vor Anker, denn Porto Alegre ist der Brennpunkt des Verkehrs auf dem Guahyba, dem Jacuhy, Taquary, Cahy und Rio dos Sinos, welche wie die Finger einer Hand vor Porto Alegre zusammentreffen.

Man will auch den Namen des benachbarten Fleckens Viamão [vi-a-mão, ich sah die Hand] aus der Vereinigung dieser Ströme erklären.

Die Stadt schaut schon auf eine lange Vergangenheit zurück. Im Jahre 1642 kamen 60 Familien [casaes = Ehepaare] von den Azoren, bauten sich auf dem kleinen Vorsprung in den Rio Guahyba an und nannten die Siedlung Porto dos Casaes. Die Hauptstadt der Provinz war zu jenen Zeiten der Hafen Rio Grande. Wegen eines Überfalls auf diese Stadt wurde der Sitz der Regierung aber schon 1663 nach Porto dos Casaes verlegt, das bald den Namen Porto Alegre annahm. Nach den Stürmen der Farrapenrevolution erhielt Porto Alegre in Anerkennung seiner regierungstreuen Haltung das Prädikat Cidade leal e valorosa, die treue und tapfere Stadt. Die treue und tapfere Stadt wurde am Morgen unserer Ankunft auch vom Himmel für ihre Verdienste belohnt, denn der schönste Sonnenschein vergoldete die Türme und Giebel und blinkte auf den grünen Wogen des Guahyba, in welche der Rio Pardo den Anker fallen ließ. Die bunten Kähne der Bootsleute umkreisten wie Haifische unser braves Schiff, und von jeder Ruderbank ertönten Einladungen und Pschiu!, die farbigen Fergen winkten und gestikulierten zu den Passagieren hinauf, welche von der Reling aus das Panorama von Porto Alegre entzückt betrachteten. Allerdings Dona Elvira, eine Bühnenprinzessin aus Buenos Ayres, die uns bei Tisch erzählt hatte, sie fahre nach Porto Alegre, um sich mit einem Oberstleutnant zu verheiraten, der ihr in der argentinischen Centrale seine Liebe gestanden habe, — Dona Elvira schien nicht entzückt zu sein, denn vergeblich spähte sie nach ihrem Don Juan aus. Kaum aber war die Sanitätsbehörde von Bord gegangen, da stürzte alles, was auf der schmalen Schiffstreppe Raum finden konnte, an Deck, und der Sturm auf die Herzen und das Gepäck der Reisenden begann. Friedrich, den Hausknecht des Hotel do Brazil, hatte ich bald in der Menge erkannt, ihm übergab ich Herrn Alberti in treue Obhut, und bald schwammen die beiden mit einem Hügel Koffer und Taschen dem gastlichen Gestade zu. Ich aber wartete, bis sich der Schwarm verlaufen hatte, genoß vom Promenadendeck aus den Anblick des bunten Treibens und winkte einem jungen Freunde zu, der im eleganten Zweiruderer sich für die nächste Regatta trainierte und eine Weile langsam an Backbord des Rio Pardo die Riemen sinken ließ. Den ersten deutschen Gruß winkte mir der Sportsman im gestreiften Trikot mit der Sternmütze zu.

Auch Dona Elvira schien den ersten Gruß an Bord empfangen zu haben, denn sie war in namenloser Wut, und ihre schwarzen Augen waren mit Tränen heiligen Zornes gefüllt. Vor ihr stand ein Diener, welcher der holden Dona ein Billet überreicht hatte, das sie in der Hand zusammenknüllte: Don Juan war zwar nicht zu Schiff nach Frankreich, aber zu Roß

in die Campanha geflohen. Don Juan war nämlich längst verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Dona Elvira fauchte noch ein wenig, fand aber wohl, daß verweinte Augen ihrer Schönheit nachteilig seien, ließ sich darum von einem eleganten Spanier zureden und fuhr einige Minuten später mit ihm über die Wogen, mir einen schönen Abschiedsgruß zuwinkend. —

Meine Reisetasche und mich barg der schwarze Antonio in seinem Schinakel, das den stolzen Namen Estrella do mar, der Stern des Meeres, führte und setzte mich an der Landungstreppe ab, wo mich der Schwarm der moleques mit dem üblichen Rufe überfiel: „Quer que leve a mala, patrão? darf ich Ihnen den Koffer tragen?“ Ich vertraute diesen einem der braunen Straßenjungen an und wandelte mit ihm zum Hotel Becker. Hinter meinem kleinen Gepäckträger aber gröhlten einige seiner Kollegen neidisch: „Olha o charuto! Sieh, die Zigarre!“, denn charuto ist ein Spitzname für die tabakbraunen Wollköpfe. Der junge Sohn Hams aber zeigte vergnügt die weißen Zähne und diente den Spöttern mit einem ansehnlichen Kompliment. „Filho da —“ verstand ich nur daraus, denn eine Karrete knarrte just über das holprige Pflaster und übertönte die Stimme meines kleinen Rufers im Streite.

Herr Amos, der Besitzer des Hotel Becker, nahm mich gastlich auf, und nach dem üblichen Woher und Wohin wandelte ich zur Praça da Alfandega, um mich zu vergewissern, ob Freund Alberti in dem vornehmen Hotel do Brazil seine Ansprüche erfüllt finde. Er bejahte das sehr vergnügt und hatte auch allen Grund dazu, denn an dem deutschen Tisch, wo er unter dem Präsidium meines Freundes Heinrich Wahrlich eine gastliche Stätte gefunden hatte, findet selbst der verwöhnteste Reisende alles, was sein Herz erfreuen kann, denn der Wirt Bahlcke läßt nichts auf den alten Ruf seiner vorzüglichen Küche und seines wohlgefüllten Kellers kommen.

So beschlossen wir den ersten Abend in der brasilianischen Centrale sehr vergnügt und feierten fröhlich ein kleines Ereignis mit: mehrere Veteranen hatten durch Vermittelung des deutschen Konsulates die vom deutschen Kaiser gestiftete Erinnerungsmedaille am gelben Bande erhalten. Da gab es denn einige Tischreden, Trinksprüche und mehrere besseren Flaschen, und als ich Alberti gute Nacht wünschte, erklärte er: „In Koblenz hätte ich den Abend nicht vergnügter zubringen können! Also — auf morgen früh!“



Porto Alegre.

Drittes Kapitel.

In Porto Alegre und S. Leopoldo.

Abgesehen von etlichem Mosquitosummen, an das man sich aber im Laufe der Zeit gewöhnt, hatte ich die Nacht in meiner Kemenate ziemlich gut verbracht und saß auf dem breiten Bürgersteig vor dem Gitter der Praça 15 de Novembro, um meinen Stiefeln von einem diensteifrigen Mulattenjungen den nötigen Glanz verleihen zu lassen. Unter den schattigen Bäumen des Platzes vor dem Restaurant Huber erwartete mich Herr Alberti schon, und ich folgte seinem Beispiel, ließ mir den Morgenkaffee auf einem der kleinen Tische am plätschernden Springbrunnen servieren und beobachtete ein wenig die Leute, welche in der Morgenstunde geschäftig die Straßen bevölkerten. Die Köchinnen, fast ausnahmslos farbige Weiber, kamen von der Markthalle, deren weiße Front mit den vielen kleinen Kramläden zu unserer Linken lag. Eine behäbige braune Küchenfee wandelte an unserem Tische vorbei, den Marktkorb mit Kohl, Möhren, Melonenschnitten, Radieschen und Trauben an der Linken, während die Rechte zwei unglückliche Hühner an den Beinen hielt, daß die Kämme fast über den Boden schleiften. Arme Neger schleppten ihren Fisch an den Kiemen heim, wo er mit der schönen brasilianischen Brühe von Zwiebeln und scharfem Pfeffer ein billiges, aber beliebtes Gericht abgab. Trotz der frühen Stunde schwärmten die Lotterielos-verkäufer wie lästige Hummeln um unseren Tisch und versicherten Herrn Alberti, daß er ein Glückskind sei. Auf der Rua 7 de Setembro knarrten die Lastkarren, die Straßenbahnwagen rollten über die Schienen, gellend tönte die Pfeife ihrer Kutscher; Beamte und Angestellte der Geschäfte eilten

zu den Bureaux und Kontoren, Arbeiter gingen zu Fabriken und Werkstätten, die Milchleute trabten hoch zu Roß durch die Menge, rechts und links am Sattel schaukelten blecherne Milchkannen zum Trabe der unansehnlichen Klepper; ein höherer Offizier, die schwarze Ordonnanz hinter sich, ritt auf prächtigem Rappen, die Jugend wandelte mit der Schulmappe den Quellplätzen der Weisheit zu, und der schwarze Polizist im dunklen Rock und Käppi sorgte für die nötige Ordnung in dem regen Treiben.

„Die Leutchen hier scheinen, soweit sie nicht zum offenbaren Proletariat gehören, viel Wert auf ihr Äußeres zu legen", beobachtete Alberti.

„Ganz recht! Der Brasilianer liebt es, so elegant als eben möglich, aufzutreten. Der Anzug muß den letzten Schnitt verraten, Lackstiefel und Seidenhut, elegante Kravatte und ein möglichst brillanter Siegelring gehören ebenfalls zur Toilette des hiesigen Gentleman. Als solchen aber betrachtet sich auch der grünste Ladenschwengel. Daheim mag es noch so primitiv zugehen — auf der Straße muß er nobel aussehen. Am Nachmittage werden Sie diese Wahrnehmung übrigens in noch größerem Maße an der Damenwelt machen können."

An dem Kiosk vor der Praça 15 de Novembro erstanden wir ein Päckchen Maiszigaretten und die neueste Nummer der „Deutschen Zeitung". Aus meinem Zigarettenpäckchen zog ich ein Miniaturbild des Farrapengenerals Bento Gonçalves, Herr Alberti eine Boudoirscene ziemlich anstößiger Natur.

„Welche Fabrik wird wohl den größeren Absatz haben, die patriotische oder die andere?" überlegte Alberti.

„Ohne Zweifel die letztere. Sie müssen erst den Geschmack der Brasilianer kennen lernen, um zu verstehen, wie richtig Ihr Zigarrenfabrikant auf die lascive Seite des Nationalcharakters hier spekuliert."

Schräg über die Rua 7 de Setembro gingen wir zum Mercado.

„Warum ist diese Straße nach dem siebenten September, der Platz dort nach dem fünfzehnten November benannt?"

„Der Brasilianer liebt es, Straßen und Plätze nach nationalen Gedenktagen zu benennen."

„Hat die Nation deren viele?"

„Es geht an. Alle kenne ich nicht, aber ich weiß, daß durch die Herren Republikaner alle christlichen Feste abgeschafft und an deren Stelle folgende Festtage zu feiern sind: Am 1. Januar das Verbrüderungsfest der Menschheit."

„Na ja, an manchem Sylvesterabend habe ich mich schon mit Leuten verbrüdert, die mir am folgenden Tage total unbekannt waren. Aber lassen Sie weiter hören!"

„Am 24. Februar: Proklamierung der Verfassung von 1891."

„Was steht denn darin?“

„Weiß ich selber nicht. Dann haben wir am 21. April: Erinnerungsfest an die Märtyrer der Freiheit in Brasilien, durch Tiradentes repräsentiert.“

„Wer war dieser Tiradentes?“

„Ein Revolutionär in Minas Geraes, den die damalige portugiesische Behörde vierteilen ließ.“

„Pfui! Solche Brutalitäten sollte man den Bleifüßen gar nicht zutrauen!“

„Der 3. Mai ist der Erinnerung an die Entdeckung Brasiliens durch Pedro Alvares Cabral im Jahre 1500 geweiht. Der 13. Mai bringt das Verbrüderungsfest der Brasilianer, der 14. Juli die Gedenkfeier an die Erstürmung der Bastille in Paris, weil dieses Datum den Geburtstag aller Republiken bilden soll. Am 7. September feiert man die Erklärung der Unabhängigkeit Brasiliens durch Dom Pedro I. Der 20. September soll an die Proklamation der Republik von 1835, den Farrapenkrieg in Rio Grande, mahnen, der 12. Oktober an die Entdeckung Amerikas, der 2. November ist Allerseelentag geblieben.“

„Feiert man ihn hier wirklich allgemein?“

„Aber gewiß! Da wallt alles zu den Friedhöfen. Die kostbarsten Kränze, natürlich künstlich gefertigte, werden den Tag über an die Katakomben gehängt, Lichter brennen auf den Gräbern, alles besucht die Ruhestätten der Angehörigen oder geht aus Neugierde auf den Gottesacker, die Bataillone der Garnison lassen Seelenmessen für gefallene Kameraden lesen — pietätvoll ist der Brasilianer. Es gibt allerdings auch weniger pietätvolle Burschen im Lande, und daher nimmt man am Abend die kostbaren Kränze wieder mit heim, um sie nicht den Herren Langfingern zu überlassen. — Der November bringt dann noch am Fünfzehnten die große Feier der Erklärung Brasiliens zur Republik, denn seit dem 15. November 1889 leben wir nicht mehr im Kaiserreich, sondern in den Vereinigten Staaten von Brasilien, der Republica dos Estados Unidos do Brazil.“

„Sind das alle Feiertage?“

„So ziemlich, denn die Kirchen feiern allgemein die christlichen Feste trotz des Jakobinertums, und das Volk mit ihnen. Dazu kommen noch Prozessionen, Heiligenfeste und andere Gedenkfeiern nationaler Tage, die nicht offiziell angegeben sind. Am eifrigsten beobachten die Regierungsschulen die Feiertage aller Arten, denn die Senhores Professores und Senhoras Professoras benutzen den geringsten Anlaß, die aula publica zu schließen und sich einen Ruhetag zu gönnen.“

„Die Jugend nimmt das gewiß nicht übel auf.“ Damit schritten wir durch das Tor des Marktes.

Der Mercado Porto Alegres entspricht den Markthallen aller größeren Städte Brasiliens, doch herrscht hier im Gegensatz zu den Anlagen des Marktes zu Rio Grande eine verhältnismäßig große Sauberkeit. Was das aber in den romanischen Ländern bedeuten will, versteht nur der, welcher Nase und Auge oft in abscheulichster Weise hat beleidigen lassen müssen. So ist es eine allgemein verbreitete Unsitte in den kleineren Städten, alle Abwässer einfach auf die Straße zu gießen, und die pestilenzialische Atmosphäre in manchen Straßen Rio Grandes, besonders vor eintretendem Regen, benimmt mir in der bloßen Erinnerung oft heute noch den Atem. Der Bürgermeister von Porto Alegre, Dr. Montaury, ist allerdings nicht nur ein sehr befähigter, sondern auch energischer und fleißiger Beamter, also in Brasilien ein weißer Rabe. Er hält auf Ordnung und Reinlichkeit.

Nachdem Herr Alberti seine Sinne an den aufgestapelten Schätzen des Mercado erfreut hatte, wandelten wir zunächst die breite Rua 7 de Setembro zurück. Dort hat der Großhandel seinen Sitz. An der Ecke der Rua General Camara ragt das stattliche Gebäude der Provinzialbank, des Banco da Provincia.

„Giebt es keine deutsche Bank hier?"

„Man sagt, die deutschbrasilianische Bank wolle eine Zweigstelle für Porto Alegre errichten."

Links und rechts prangten die Firmen der Großkaufleute, von denen uns natürlich die deutschen in erster Linie interessierten. Die Rua 7 de Setembro ging in die Rua Voluntarios da Patria über, und in beiden Straßen konnten wir eine Menge von Großfirmen mit deutschem Namen lesen. Da war Huber, Bromberg, Rech, Schneiders, Häußler, H. D. Meyer, Dörcken, Schroeder, Alscher, Pohlmann und viele andere. An der Fassade vieler Handelshäuser ragten über den Wappenschildern die Flaggenstangen der Konsulate, zumeist vertreten durch die Chefs der großen Firmen. Deutschland aber hat ein Berufskonsulat, und wir wurden vom Herrn Generalkonsul Koser mit aller Freundlichkeit und einem Entgegenkommen aufgenommen, wie man es selten in der Welt finden wird.

Die Rua dos Andradas ist die Hauptverkehrsstraße von Porto Alegre. Läden aller Branchen, sehr glänzende Auslagen, auch viele deutsche Firmen lenkten unsere Blicke auf sich. Ich aber begrüßte meinen Landsmann Hans Krahe, dessen stattliche Buch- und Kunsthandlung die deutsche Lesewelt des Staates mit den Erscheinungen der heimatlichen Verlagsanstalten versieht. Da lagen die Rosegger und Reuter, Raabe und Ompteda, Fontane und Ibsen, Baumbach und Scheffel, Sudermann und Suttner zum Verkaufe aus, die billigen Kürschner- und Engelhornbände waren in vollständigen Ausgaben auf Lager, daneben natürlich die Werke französischer, englischer, portugiesischer,

spanischer und italienischer Autoren, denn die Kundschaft der altrenommierten Firma redet in mancherlei Zungen.



Straßenbild: Porto Alegre.

Alberti war erstaunt über die Reichhaltigkeit des Lagers. Aber der Geschäftsinhaber versicherte uns: „Es giebt keinen Artikel, kein Handelsobjekt irgendwelcher Art, das Sie nicht bei deutschen Firmen in Porto Alegre haben könnten“.

In der Tat überzeugten uns die deutschen Namen in allen Straßen der Stadt von der Vielseitigkeit des deutschen Handels. Alle Handwerke und Industrieen, Künste und Wissenschaften waren durch Deutsche vertreten. Schon die Gediegenheit der Auslagen nahm uns für die Deutschen Porto Alegres ein, während die schreiendsten Reklameschilder und hochtrabendsten Titel oft über den elendesten Quetschen der Portugiesen, Brasilianer und Italiener prangten. Mit Vergnügen lasen wir da „Großes Weltmagazin“ über einer Spelunke, in der ein Haufen Xarque, ein paar Stränge Zwiebeln, ein Sack Bohnen und einige Fässer Schnaps lagen. In dem schmutzigen Raum stand am Ladentisch ein zerlumpter Neger, trank einen Schluck Cachaça und plauderte mit der fettigglänzenden Portugiesin, welche in diesem Welthaus waltete.

An der Redaktion der „Deutschen Zeitung“ konnte ich nicht ohne Gruß vorbeigehen. Hier saß Herr Arno Philipp auf dem Dreifuß und sann wieder über ein politisches Problem nach. Er ist heute wohl der begabteste Journalist deutscher Zunge im Staate, vielleicht in Brasilien überhaupt, und seine besonnene Haltung hat viel dazu beigetragen, die Beziehungen der Staatsregierung zu den Bestrebungen des Deutschtums in ein freundliches Verhältnis zu bringen. Vor dem Kassenschrank aber stand Herr Cäsar Reinhardt und sang mir ein kleines Lied von den Nöten eines deutschen Verlegers in Brasilien, obwohl er es eigentlich nicht nötig hatte.

Die enge Straße schritten wir hinauf zur protestantischen Kirche. Die Gotteshäuser der Stadt sind nicht monumental gehalten. Die Igreja Matriz, die Doreskirche, obwohl dem römischen, also vorherrschenden Kultus geweiht, zeichnen sich durch keine architektonischen Schönheiten aus, die Doreskirche [dôres = Schmerzen] mit ihren unvollendeten Türmen, aus Backsteinen aufgeführt, machte einen fast trostlosen Eindruck.

Porto Alegre ist Sitz eines Bischofs, und ein Priesterseminar sorgt für den hierarchischen Nachwuchs, damit die Freimaurerlogen nicht allmächtig werden. Logengebäude aber trifft man in jeder brasilianischen Stadt, wenn auch die Geistlichkeit hin und wieder einem Mitgliede der Loge das kirchliche Begräbnis verweigert und so einen kleinen Lokalsturm entfesselt, der nach einigen starken Stößen wieder in ein sanftes, stilles Säuseln übergeht.

Die protestantische Kirche ist einfach, aber würdig gehalten. Der Geistliche ist zugleich Leiter einer deutschen Mädchenschule, deren Klassen wir wohlbesetzt fanden. Nationale und deutsche Lehrkräfte walten hier ihres mühsamen Amtes. Wenn man aber die im Durchschnitt sehr aufgeweckten Mädchen der Oberklassen gleich fertig im Deutschen, Portugiesischen, Englischen und Französischen findet, so begreift man, welche große Wohltat den Zöglingen in Gestalt einer deutschen Mädchenschule geboten wird. Die Durch-

schnittsbrasilianerin ist nämlich unglaublich unwissend. Sich gut kleiden, ein wenig Klavierspielen, sehr viel tanzen — das sind die Bestandteile der gesellschaftlichen Bildung der Senhoritas und Senhoras Brasiliens. Wie singt doch ein Schnadahüpfl*), eine trova popular?

As moças de Porto Alegre	Die Mädchen von Porto Alegre
São lindas e dansam bem,	Sind reizend und tanzen gar fein;
Vestidos todos rendados,	Sie prangen in Kleidern mit Spitzen,
Pés pequenos ellas têm.	Wie sind ihre Füße so klein!

Die nächste Querstraße, die Rua S. Rafael, brachte uns an die bekannte deutsche Hülfsvereinsschule. Porto Alegre ist reich an deutschen Vereinen, denn drei Deutsche gründen im Notfalle auch im Auslande drei Vereine. So giebt es auch in Porto Alegre Gesellschaften jeder Richtung und Schattierung, die Germania in ihrem vornehmen Klubhause, den Musterreiterklub in launig geschmückter Trinkstube; Krieger und Sänger, Turner und Schützen, Radfahrer und Ruderer, Evangelische und Katholiken, Arbeiter und Handelsherren — sie alle haben ihren Verband. Der deutsche Hülfsverein aber hat das nützlichste Werk gestiftet, die schöne und gutgeleitete Schule. Ein prächtiger Sandsteinbau mit hohen, luftigen Schulsälen, kühlen Korridoren, Turnplatz, Sammlungen für den Unterricht in den Naturwissenschaften bildet das äußere solide Werk, darin walten erfahrene Lehrkräfte ihres Amtes, und die Leistungen der Schüler sind denen deutscher Realschüler bis zur Sekunda mindestens gleichwertig. Die Hülfsvereinsschule wird sicherlich im Laufe der Zeit auch die Ziele einer lateinlosen Realschule erreichen.

Die Rua Senhor dos Passos verfolgend, gelangten wir in sanftem Steigen in die Oberstadt, wo die Gebäude der Regierung die Praça Marechal Deodoro umsäumen. Marschall Deodoro da Fonseca war der erste Präsident der Republik Brasilien.

Die Wachen vor den einzelnen Gebäuden, Infanteristen in roten Hosen und dunklen Waffenröcken, Artilleristen in schwarzem Rock, Lanzenreiter in hellblauem Wams, weißem Bandolier und rotem Käppi schilderten mit aufgepflanztem Seitengewehr oder blankem Pallasch und deuteten damit die Nähe der hochmögenden Obrigkeit an. Da liegt der Palast des Präsidenten, das Gebäude der Staatsregierung, das Ober-Tribunal, das Schatzamt und dicht dabei das Theater S. Pedro. Eine flatternde rote Flagge meldete der Bürgerschaft, daß am Abend Vorstellung sei.

„Hat das Theater S. Pedro ein ständiges Personal?“

„Aber woher denn? Hin und wieder kommt eine italienische Opern-

*) Aus Koseritz' Deutscher Volkskalender für Brasilien auf das Jahr 1901, redigiert von P. Emil Gans, S. 186. D. V.

kompagnie aus Buenos Ayres oder Rio, meistens dritter Güte, gibt ein paar mal den Trovatore, Carmen, Traviata und Guarany, letztere Oper ist das Werk des einzigen Komponisten von Ruf, den Brasilien hervorgebracht hat, des verstorbenen Carlos Gomes. Für die Kunst ist der Brasilianer wenig beanlagt. Sehen Sie nur die paar Denkmäler an, die auf den Plätzen dieser Stadt prangen, so haben Sie schon eine Probe des geringen Geschmacks. Nicht nur in der Politik, auch in der Kunst ist der Brasilianer der echte Dilettant."

„Aber für die Musik hielt ich ihn doch als liederfrohen Romanen für sehr beanlagt."

„Liederfroh? Ja, wo hören Sie denn ein vernünftiges Lied? In den Salons werden nur italienische Sachen gesungen, die deutschen Kreise, in denen man allerdings Beethoven und Wagner, Mozart und Schubert mit vieler Liebe pflegt, kommen hier nicht in Betracht. Das eigentliche Volk hier hat gar keine Volkslieder. So zeigte mir einst ein Regierungslehrer die amtliche Schulordnung für den Staat, das regimento interno das Escolas elementares, wo es bei der Aufzählung der Unterrichtsgegenstände unter Nr. 6 heißt: „Der Gesangsunterricht soll eine Stunde in der Woche ausfüllen, abgesehen von Übungen im Singen, welche täglich in den Pausen, beim Anfang oder Schluß des Unterrichtes stattfinden sollen". Dabei hat die Schulbehörde nicht ein einziges Liederbuch, das sie ihren Lehrern empfehlen könnte. Daher kommt es, daß sich der Volksgesang auf kleine Lieder und Vierzeilen recht flachen Inhaltes beschränkt. Ich habe zufällig die letzte Ausgabe des Koseritz-Kalenders in der Tasche, darin finden Sie eine hinreichende Probe der Volkspoesie."

Ich gab dem Freunde das Exemplar, und unter den Bäumen vor der Santa Casa da Misericordia, dem allgemeinen Krankenhaus, warf er einen Blick hinein.

Lá dentro, disse teu peito, Eu desejava morar, Não estorvando quem móra, Dize-me si tem logar?	In deines Herzens Mitte Ich möchte gerne wohnen. Ach, stör' ich niemand, bitte, Laß mich darinnen wohnen.
Mandei fallar á tua mãi, Foi dia de sexta-feira; Ella me disse que sim, Que não te tinha para freira.	Ich ließ bei deiner Mutter fragen, Es war an einem Freitag früh; Sie ließ ein freundlich Ja mir sagen, Und Nonne werden sollt'st du nie.
Eu amei uma casada, Me puz a considerar: Por mim deixa o seu marido, Por outro me ha de deixar.	Ich liebte eine Frau einmal, Zur rechten Zeit bedachte ich: Um mich verläßt sie den Gemahl, Mit einem andern prellt sie mich.



Typus einer Dame der deutschbrasilianischen Gesellschaft.

„Bitte, das genügt!“ sagte Alberti und reichte mir das Buch zurück, „aber ist denn das Theater immer gut besucht bei Opernvorstellungen?“

„Selten. Das gewöhnliche Volk hat nicht die Mittel dazu, die Damenwelt tuts nicht unter Logenplätzen, und da bedenkt sich auch der Bürger oft, wenn er für eine kleine Camarote, wie die Loge genannt wird, für einen Abend zwanzig bis dreißig Mark bezahlen soll. Die Opernkompagnien machen daher fast alle schlechte Geschäfte. Viel besser sind die Operettengesellschaften und Tingeltangel daran. Wenn Sie heute Abend einmal in die große Zirkusbude an der Rua Voluntarios da Patria gehen, da finden Sie keinen Stuhl unbesetzt. Auf der Bühne giebt man ein Ausstattungsstück „A mulata“, gespickt mit den gewagtesten Andeutungen und groben Zoten — das ist nach dem Geschmacke des großen Haufens, auch Damen sind in den Logen zu treffen. Alle finden dann morgen früh doch A mulata etwas frech, gehen aber morgen Abend heißhungrig wieder hinein und schreien bei den Schlagern Bis! Bis! und klatschen wie die Wahnsinnigen. Das gewöhnliche Volk hat seine Sonntagsvergnügen: Hahnenkämpfe und Pferderennen, bei denen bis zur Unsinnigkeit gewettet und gespielt wird.

Nun lassen Sie uns aber umkehren. Wollen Sie noch einen Blick auf die Varzea, den großen ebenen Platz vor der Militärschule werfen, Campo da Redempção genannt? Nein? Dann schlage ich vor, wir gehen zum Frühstück, es ist halb Elf.“

Aber wir sollten doch noch auf den Campo da Redempção kommen, denn einige Minuten später fing uns Herr Wahrlich ab und lud uns zu einem kleinen Frühtrunk bei „Mutter Scheid“ ein. An der Varzea besitzt die alte Dame ein hübsches Anwesen, auf dem eine Gärtnerei betrieben wird. Das freundliche Haus ist ganz echt im Stil der kleinen rheinischen Dorfwirtshäuser gehalten, und bei einer Flasche echten Rheinweines, denn Frau Scheid besitzt heute noch am Rhein ihr kleines Weingut, vergaßen wir fast, daß uns Hunderte von Meilen von des Rheines grünen Ufern, von Loreley und Rüdesheim trennten. —

In einem kleinen deutschen Hotel am Strande frühstückten wir recht

gut, und die heitere Laune mehrerer Musterreiter, die eine kleine Erholungspause in Porto Alegre verlebten, steckte auch uns an, besonders als einer der Herren eine kleine Geschichte von der Gläubigkeit und dem guten Herzen des Gastwirtes zum Besten gab.



Deutsche Kinder.

„Da kam eines Tages“, erzählte er, „ein Fremder mit dem „Itaituba“ angeblich von Rio an, hatte mehrere Reisetaschen und einen allmächtig großen und schweren Koffer bei sich. Unser Wirt erstarb fast in Ehrfurcht vor dem Gast, der äußerst nobel auftrat, hin und wieder eine Flasche Sekt zum Frühstück trank, aber schon nach den ersten drei Tagen die Zeche schuldig blieb. Der Wirt aber erwähnte davon nichts, denn einen Gast mit solchem großartigen Gepäck wollte er nicht verlieren. Der Fremde lebte so ein paar Wochen herrlich und in Freuden, hin und wieder wurden Packete von ihm abgesandt und anscheinend gute Geschäfte gemacht. Eines Tages reiste er angeblich für zwei Tage nach S. Sebastião do Cahy, bat aber, ihm das Zimmer zu reservieren, was der Wirt mit tiefster Ergebenheit versprach, denn der große Koffer stand ja noch auf dem Zimmer, und selbst im Verein mit dem Kellner vermochte der Gastwirt das Ungetüm nicht von der Stelle zu rücken, so schwer war es. Die beiden Tage vergingen, der Gast kehrte nicht zurück, und der Kellner wurde bedenklich mißtrauisch. Aber der Wirt verließ sich auf den Koffer. Als aber vierzehn Tage verstrichen waren und noch kein Fremdling zurückgekehrt war, wurde auch der Wirt nachdenklich und befahl, den Koffer zu öffnen. Der Deckel wurde vom Schlosser gelüftet — und entsetzt schaute der gläubige Gastwirt in eine gähnende Leere. Nicht ein Stückchen Ware, nicht ein Faden war darin vorhanden, aber zwei feste Schrauben waren durch den Boden des Koffers in die Dielen des Zimmers gebohrt und hielten den Koffer an seinem Platze unbeweglich fest. Darum hatte der Wirt mit dem Kellner vergeblich das schwere Gepäckstück aufzuheben versucht.

Da schlug sich der brave Wirt mit der flachen Hand auf die Denkerstirn und stöhnte: Man lernt doch nie aus!“ —

Den Nachmittag beschlossen wir zu einem Ausfluge nach S. Leopoldo

am Rio dos Sinos zu benutzen. Um drei Uhr trafen wir daher in dem einfachen Bretterhaus zusammen, welches das Stationsgebäude der Eisenbahn bildet, die von Porto Alegre über S. Leopoldo nach Neu-Hamburg, Novo Hamburgo, läuft und durch Anschlußstrecken nach der Italienerkolonie Caxias im Norden und dem deutschen Siedelungsbezirk Taquara do Mundo Novo im Osten verlängert werden soll.

Die Wagen der Bahnen in Brasilien führen nur zwei Wagenklassen. Die erste benutzen die Weißen, die zweite die Farbigen und auch Bauersleute, die sparen wollen. Die Fahrpreise sind ziemlich hoch.

Wir saßen bald in unseren bequemen Rohrsitzen, welche an den Längsseiten des Waggons angebracht sind, sodaß die Mitte für den durchlaufenden Gang frei bleibt, eigentliche Abteile gibt es nicht. Hier lernten wir auch die ersten deutschen Kolonisten kennen, welche in Geschäften am Morgen in Porto Alegre geweilt hatten und nun den heimatlichen Pikaden des Munizips S. Leopoldo wieder zueilten. Natürlich knüpften wir ein Gespräch mit einem Alten an, der uns freundlich Auskunft über alles gab, was unsere Aufmerksamkeit während der Fahrt herausforderte. Sein Dialekt war unverkennbar der rheinische, wenn auch hier und da mit einem verdorbenen portugiesischen Wort durchsetzt.

Der Zug rollte mit der Geschwindigkeit unserer Personenzüge dahin, der Rio dos Sinos blieb eine Weile zur Linken, um dann hinter Gebüsch und Wald zu verschwinden. Zur Rechten tauchten einzelne Häuser auf, Vieh ging auf den großen Weiden, einzelne Mandioca- und Maisplantagen verrieten Spuren von Ackerbau.

In Canôas hielt der Zug, hier stärkten wir uns an einer Tasse Kaffee und Pastetchen, denn der Kaffee am Bahnhofe in Canôas gilt als vorzüglich. Wir konnten das Urteil nur bestätigen. Am Bahnhofe überschrie ein Obstverkäufer den anderen, denn es war die Zeit der bergamotas, kleiner süßer Orangen mit leichtlöslicher Schale. An Stäben waren die teilweise noch grünen Früchte angeschnürt, und die eifrigen Jungen suchten sie an jedem Fenster des Zuges an den Mann zu bringen.

Der Eisenbahnstation gegenüber liegen hübsche kleine Villen, meistens Sommersitze von Portalegrensern, die im Dezember und den folgenden Monaten des Hochsommers der Hitze entfliehen, die in manchen Jahren in der Hauptstadt fast unerträglich ist. Hier, im grünen Walde, erholt sich der Großstädter von der Mühe des Tages.

Eine Stunde waren wir im Zuge seit der Abfahrt von Porto Alegre gewesen, als wir in S. Leopoldo ausstiegen und den Fuß auf den klassischen Boden der ältesten deutschen Kolonie im Staate Rio Grande do Sul setzten. S. Leopoldo liegt am Fuße eines Hügels in einer Niederung und ist daher

leicht Überschwemmungen ausgesetzt. Der Ort ist in regelmäßigen Straßen angelegt, von denen manche allerdings noch ungepflastert sind. Nur die Bürgersteige sind an diesen mit Steinplatten ausgelegt. Die Häuser sind meistens einstöckige Gebäude mit hellgestrichenen Fronten und großen Schiebefenstern mit vielen kleinen Scheiben. Tagsüber ist die untere Fensterhälfte hochgeschoben, sodaß wir leicht einen Blick in die Häuser werfen konnten. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, die aus etwa 5000 Seelen bestehen mag, scheint die Kleinindustrie zu sein. Besonders zahlreich ist das Handwerk der Sattler und Schuster vertreten. Von S. Leopoldo gehen die Sättel bis auf das Hochland von S. Francisco de Paula und die „Schlappen", lederne Pantoffel ohne Hacken, in alle Richtungen des Staates hinein. Über die Häuserzeilen erhebt sich die stolze katholische Kirche und das ragende Gebäude des Jesuitenkollegs. Hier ist das Zentrum für die Tätigkeit der Jesuiten im Staate Rio Grande do Sul.

Wir ließen beim Pater Rektor anfragen, ob uns eine Besichtigung der Anstalt gestattet sei. Der Bote brachte eine bejahende Antwort zurück. Im Empfangszimmer zu ebener Erde empfing uns ein deutscher Pater und machte den Führer. Durch lange Korridore, Treppen hinauf und hinab, geleitete er uns zu den Lehrsälen, Arbeitsräumen, Musikübungszimmern, hellen und luftigen Schlafsälen, in denen überall eine peinliche Ordnung herrschte. Im großen Speisesaal warfen wir einen Blick auf die langen, weißgedeckten Tafeln mit sehr sauberen Gedecken und Bestecken, in der Kapelle sahen wir natürlich alle Pracht und Herrlichkeit Roms, in den Sälen der naturwissenschaftlichen Sammlungen aber sehr sorgfältig zusammengestellte Schätze aus allen Gebieten der brasilianischen Fauna, vom buschigen Fell des großen Ameisenbärs, der gefleckten Haut des Jaguars bis zu den Hunderten der schillernden Falter und glänzenden Käfer des Urwaldgebietes. Sammlungen von Indianergeräten, Waffen und Schmucksachen, physikalische und mathematische Lehrmittel, mineralogische Raritäten und eine reichhaltige Bibliothek ergänzten den wissenschaftlichen Apparat der Patres. Für die leibliche Übung der ihnen anvertrauten Jugend sorgte ein großer Turn- und Spielplatz, ein Schwimmbad und ein Fechtsaal, in welchem zu den Kommandos eines italienischen Fechtmeisters Stoß und Parade geübt wurde. Ein großer Versammlungssaal, Billardzimmer und eine Bühne mit Kulissen und Hintergrund standen zu gemeinsamer Feier und Geselligkeit zur Verfügung. Solches Institut kann natürlich nur mit großen finanziellen Mitteln gegründet werden, und hier in S. Leopoldo hat der Orden des Ignaz von Loyola einmal gezeigt, daß er diese Mittel in reichlichem Maße besitzt und anzuwenden weiß.

Der Bildungsgang der Schüler ist dem bekannten System der Jesuiten angepaßt. Sie haben natürlich einzelne Modifikationen zu Gunsten der

Eigentümlichkeiten der Brasilianer eintreten lassen. So teilen sie die Schüler in militärische Rangklassen ein, ältere Schüler mit dem Range eines Obersten, auf den Ärmeln, Kragen und Schultern die goldgestickten Abzeichen und Galons wirklicher brasilianischer Offiziere des entsprechenden Ranges in verkleinerter Nachbildung, befehligen ihre Regimenter; Majors, Hauptleute, Tenentes, Adjutanten — alle spielen Soldat und tuen sich nicht wenig darauf zu gute; die Patres kennen die Schwächen der Brasilianer. Der Ehrgeiz der Schüler wird durch öffentliche Belohnungen und Nennung der Namen der Ausgezeichneten in den gedruckten Jahresprogrammen gereizt. Daß freilich der fleißige Besuch der Messe zur Erhöhung der Zeugnisprädikate dienen kann, ist bei den Zielen der Jesuiten sehr erklärlich.

Trotzdem die republikanische Verfassung offiziell nichts von religiösen Orden und ihren Bestrebungen kennt, haben es die Jesuiten doch durchzusetzen gewußt, daß die Abgangsprüfung an ihrem Kolleg in S. Leopoldo zum Studium an den Akademien und Kriegsschulen des Landes berechtigt. Daher ist es verständlich, wenn viele Brasilianer, auch nicht wenige Deutsche, ihre Söhne mit erheblichen Geldkosten dem Jesuitenkolleg anvertrauen, um ihnen den Zutritt zu den Laufbahnen der Advokaten, Ärzte, Regierungsbeamten und Offiziere zu sichern, wenn die Eltern auch selbst den Bestrebungen der Jesuiten nicht immer hold sind. Daß aber der Orden Jesu durch die Vorbildung der zukünftigen angesehenen Bürger des Landes sich einen großen Einfluß auf die politische Entwickelung des Staates selbst sichert, ist zweifellos, und die Zukunft wird vielleicht das Fazit aus dieser klugen Tätigkeit ziehen.

Neben dem Bau der Väter des Ordens Jesu erhebt sich das Gebäude der Lehrschwestern, welche sich der Erziehung der Töchter der guten Gesellschaft des Landes widmen. Der Unterricht ist derselbe wie bei allen solchen klösterlichen Instituten; äußerliche Fertigkeit, besonders in Handarbeiten, Zeichnen und Musik und eine Erziehung zu strengkirchlicher Gesinnung sind die Hauptziele, denen die Schwestern nachstreben.

Daß neben diesen wohlgerüsteten Hochburgen des Klerikalismus die Bestrebungen anderer Vereinigungen einen harten Stand haben, liegt auf der Hand. Die protestantische riograndenser Synode hat längst erkannt, daß eine deutsch-evangelische Schule mit gehobenen Zielen als Gegengewicht zu der Arbeit des Jesuitenordens sehr notwendig sei, besonders für unsere deutsche Koloniebevölkerung. Daher hat man vor einigen Jahren die deutsche Synodalschule zu Santa Cruz mit Internat für auswärtige Schüler gegründet. Zu einer freien, fröhlichen Entfaltung ist das junge Institut trotz der Tüchtigkeit seiner Direktoren und Lehrer noch nicht gekommen. Ist die materielle Erhaltung eines solchen größeren Lehrinstituts schon ein recht großer Sorgen-

stein, da die Opferwilligkeit der deutsch-protestantischen Bevölkerung seit Jahren in höchstem Maße für das Waisenasyl Pella am Taquary in Anspruch genommen wird, obwohl die Errichtung eines Asyls in solchem ausgedehnten Maßstabe lange nicht so notwendig gewesen wäre als die Erhaltung guter Synodalschulen und die Kräftigung junger Gemeinden, besonders auch die Erweiterung der Synodalschule zu Santa Cruz, so kommen noch allerlei Steine dazu, die durch Eifersüchtelei, lokales Interesse und Anfeindungen oft recht ärmlicher und erbärmlicher Natur besonders den jüngeren Kräften in den Weg geworfen werden, die sonst wohl ihr Wissen und ihre Kraft in den Dienst einer wichtigen deutschen Sache stellen würden. Es fehlt der protestantischen Synode ein Geheimmittel, das den Orden Jesu so stark erhält, nämlich der Korpsgeist. An dieser Tatsache kann auch der beste Wille einzelner nichts ändern.

In S. Leopoldo selbst hat seit fünfundzwanzig Jahren Dr. W. Rotermund die Flagge des Deutschtums neben dem Wirken auf rein kirchlich-protestantischem Gebiete hochgehalten trotz mancher Stürme, die einen weniger festen und zielbewußten Mann zu Boden geworfen hätten. Er dient nicht nur der Kirche und Schule in S. Leopoldo selbst, sondern ihm verdankt die deutsch-protestantische Bevölkerung die erste Organisation der weit verstreuten Gemeinden zu einem einheitlichen Ganzen. Daß er freilich längere Jahre sich von dieser Arbeit gewandt hatte und vielleicht zu verbittert der gemeinsamen Sache seinen bewährten Rat und seine kluge Überlegung entzog, ist nur ein Beweis für die mangelnde Einheitlichkeit der sonst verdienstlichen Arbeit der Synode.

Wir trafen Herrn Dr. Rotermund in der Druckerei seiner Zeitung, wo er die Bürstenabzüge seiner Zeitung, der Deutschen Post, korrigierte. Er begrüßte uns in seiner ruhigen und gemessenen Weise, führte uns durch die wohlbesetzte Buchhandlung, in der sein Sohn als Fachmann herrscht, und dann ins Pfarrhaus zu einem Plauderstündchen. Er gab manches aus dem Schatz seiner reichen Erfahrung zum besten und riet uns dringend, einen Tag zu einem Ausfluge nach Neu-Hamburg und zu den beiden Wasserfällen, dem großen im Teewald und dem kleinen in der Pikade 48, zu benutzen.

Die Tour zu den Wasserfällen ist keine schwierige. Die Eisenbahn wird bis Neu-Hamburg benutzt, von dort reitet man die Dois-Irmãos [zwei Brüder], einen Abhang mit doppelter Bergspitze, hinauf, und diese Mühe wird durch herrliche Fernblicke über S. Leopoldo bis nach Porto Alegre hin belohnt. Der Weg läuft weiter durch die Schwaben- und Baumschneiz, blühende deutsche Bauernpikaden, etwa zwei Stunden lang dahin, bis er in den Urwald tritt, der hier den Kamm des Gebirges, der Serra do Mar, bedeckt. An einem reizend gelegenen Kirchlein vorbei geht es ins Tal, in

dem man gewöhnlich übernachtet, um am folgenden Morgen zu dem achtzig Meter hohen Wasserfall des Rio Cadea aufzubrechen. Etwa in einem Viertel der ganzen Höhe des Wasserfalles kann man hinter den stürzenden Wassern auf einem schmalen Pfade hinschreiten, zur Rechten die ragende Felswand, zur Linken den Abgrund, in den die schäumenden Wogen des Rio Cadea hinabbrausen. Eine üppige Vegetation von Cipós und anderen Lianenarten verdeckt den Blick in die grausige Tiefe einigermaßen. Dieser Pfad hinter dem schäumenden Fall ist durch Zufall vor Jahren entdeckt, ebenso eine kleine Höhle daran, in der man das Skelett eines Indianers fand. Über gestürzte Baumstämme, von Fels zu Fels klettert man zu dem Tal hinab, mitten im Bette des stürzenden Flusses bieten mächtige Felsblöcke einen bequemen Aussichtspunkt für den, welcher es wagt, sich hinaufzuschwingen. Von dort genießt man den Totaleindruck des Falles. Die Rinne am oberen Rande des Felsens, über den der Rio Cadea sich in die Tiefe stürzt, ist gewöhnlich nur zwei Meter breit, im Falle aber verbreitert sich die Wassermasse und kommt in breiter, milchweißer Kaskade wogend und schäumend unten an. Die Strahlen der Sonne rufen in den zerstäubenden Wellen und Schaummassen die wunderbarsten Lichteffekte hervor; nur seitwärts bildet ein dünner Strahl, der in behäbiger Ruhe herabplätschert, einen scharfen Kontrast zu dem tosenden und kochenden Gischt.

Tritt aber die Regenzeit ein, so schwillt der kleine Fluß in der Höhe mächtig, und das Tal des Falles, daß etwa fünfzig Meter breit sein mag, wird ganz erfüllt von den brausenden Wogenmassen, die donnernd hinabstürzen. Unten hat sich im Laufe der Zeiten ein kleiner, tiefer See gebildet, der die Fluten aufnimmt, um sie zwischen Felsblöcke hindurch weiterzusenden.

Der kleine Wasserfall in der Pikade 48 ist nicht so großartig wie derjenige im Teewalde, aber er bietet durch seine Kaskaden und die Anmut seiner Umgebung ein Bild vollendeter Lieblichkeit.

Nach einem Ritt von $4^1/_2$ Stunden ist man zurück in Hamburger Berg, der etwa zwanzig Minuten von der Bahnstation Neu-Hamburg gelegenen deutschen Kolonie.

Ein ziemlich schlechtgehaltener Weg, den die Passagierwagen der Gasthäuser zu den Zügen täglich zurücklegen, führt zu dem freundlichen Örtchen, das ungemein lieblich gelegen ist. Zu beiden Seiten des sandigen Weges ragen schlanke Palmen in langer Doppelzeile. Die Häuser, alle solide gebaut, verraten schon den deutschen Charakter des Fleckens. In sanfter Steigung führt der Weg zu dem eigentlichen Berg, der dem Orte den Namen gegeben hat. Hier stiegen wir im Gasthause der Frau Wwe. Kröff ab und fühlten uns in den sauberen, freundlichen Räumen und bei den aufmerksamen Wirtsleuten schnell daheim.

„Hier würde ich eine Luftkur einrichten", erklärte Alberti.

„O, es kommen genug Patienten aus Porto Alegre und selbst aus Rio Grande nach hier. Besonders Kinder, die an der ungesunden Küste und in der Atmosphäre der Städte vom Keuchhusten befallen werden, finden in der reinen Luft hier auf dem Hamburger Berg Genesung. Meine Frau und mein kleiner Sohn, die ich mit großer Sorge hierher gebracht hatte, haben der Lage dieses lieblichen Dörfchens und besonders der liebevollen Pflege unserer Wirtin viel zu verdanken."

Am Spätnachmittage stiegen wir zu der hochgelegenen katholischen Kirche empor und genossen den Rundblick auf das Örtchen und seine Umgebung. Die Sonne versank hinter den Bergen, ihre letzten Strahlen huschten über die Wälder am fernen Abhange der Dois-Irmãos, schlank ragte der Turm der protestantischen Kirche zu unseren Füßen empor und hob sich scharf und hell von dem fernen Hintergrunde ab. Aus den Schornsteinen wirbelte leicht der bläuliche Rauch, vor den Häusern rasteten die fleißigen Bewohner ein wenig und genossen die kurze Dämmerung, und über uns und vor uns erklangen die Glocken des Angelus und des Feierabends in die Stille und den Frieden des anmutigen Berglandes. Eine ganze Weile standen wir in Schweigen versunken da. Als aber der letzte Sonnenstrahl verglüht war und die ersten Lichter am Himmel und in den Häusern aufblitzten, gingen wir heim zum Abendtisch.

„Wissen Sie, wo ich eben in Gedanken war?" frug Alberti mich.

„In Thüringen", antwortete ich.

„Sie haben es erraten."



Pfarrhaus zu Hamburgerberg.

Viertes Kapitel.

Auf deutschem Boden.

„Zur Feier dieses Wiedersehens werde ich mir etwas ganz Besonderes leisten“, sagte der Musterreiter Weidemann, als ich ihm auf der Treppe des Gasthofs Kröff die Hand schüttelte und ihn mit Alberti bekannt machte.

„Nun, steht denn Santa Cruz noch?“ erwiderte ich. Denn der Musterreiter war erst in letzter Woche dort gewesen.

Weidemann zog die Palla ab, band das Nackentuch los und machte es sich bequem.

„Freilich, Santa Cruz steht, aber manches wackelt darin. Wir gehen einer trüben Zeit entgegen“, seufzte er.

Ich versuchte die Sache ins Scherzhafte zu ziehen: „Da können Sie wohl nicht mehr dreihundert Prozent an Ihren Spielsachen verdienen? Oder ist der Kurs unseres edlen Landes Brasilien einmal wieder um eine Handvoll Pence gefallen?“

„Da liegt der Hase im Pfeffer“, erklärte Weidemann, „wir Kaufleute können uns schinden und placken, wie wir wollen, und kommen doch zu nichts. Wer das Kapital hat, hält es fest. Selbst der Bauer in den Kolonien holt seine Milreisscheine aus den Venden, packt sie fein säuberlich in seinen Koffer und denkt: Sicher ist sicher.“

„Also der Bauer hat doch noch Geld?"

„Gewiß, die Brüder haben es, aber was nützt es, wenn es nicht zirkuliert? Denken Sie, daß der Bauer heutzutage noch irgend etwas kauft, das er nicht hochnötig gebraucht? Fällt ihm nicht ein!"

„Der liebe Himmel erhalte ihn bei dieser Tugend!"

„Auch noch! Dabei haben unsere Kunden die Geschäfte vollgestopft mit Waren. Nun kommen wir Unglücksvögel von Musterreitern und sollen kassieren. Da zuckt der brave Vendeiro die Achseln und bedauert sehr, bedauert wirklich außerordentlich. Statt Geldes erhalten wir höchstens einen mit schönen Stempelmarken versehenen Schuldschein und hoffen auf bessere Zeiten. Jede Nacht aber träume ich von einer neuen Pleite und fahre entsetzt in die Höhe. Das war zu Kaiserreichs Zeiten doch eine andere Geschichte. Da hatte zwar der Staat kein Geld, aber wir hatten es, und heute hat der Staat Geld, aber wir schauen in den Mond."

„Aha! Jetzt kommt der moralische Kater nach der Begeisterung vom 15. November 1889," warf ich ein, denn Weidemann war überzeugter Republikaner und zwar Anhänger der im Staate Rio Grande do Sul allmächtigen Partei des Dr. Julio de Castilhos.

„Durchaus nicht!" wehrte er aber ab, „ich bin und bleibe der Überzeugung, daß die republikanische Verfassung für ein Land wie Brasilien die einzig mögliche Form einer Regierung ist."

„Bitte sehr", fiel ich ihm ins Wort, „ich dächte zur Widerlegung Ihrer Behauptung genügt allein die Tatsache, daß zur Zeit Dom Pedros II. der Kurs Brasiliens auf 27, ja sogar auf 28 stand, während wir heute stets so um 7, 8 und 9 herumwursteln. Ihr habt stets über den Farinha-Peter geulkt, heute büßt ihr für die Sünden eurer Revolutionsväter!"

„Auf welcher Höhe der Kurs steht, kann uns vorläufig einerlei sein, wenn er nur konstant bleibt! Wenn wir erst so weit sind, daß wir nicht zu befürchten brauchen, in vier Wochen steht der Kurs, der heute 16 ist, auf 8, und wir sind ruinierte Leute, wenn wir unseren Zahlungsverbindlichkeiten nach Hamburg und London nachkommen müssen — dann ist uns allen, dem Kaufmann und dem Bauern, geholfen. Nur der feste Stand des Kurses unter Dom Pedro war ein Segen für das Land, die Monarchie als solche nicht."

„Nun sind Sie ja glücklich im politischen Fahrwasser", nahm Alberti das Wort, „aber bitte, geraten Sie sich nicht in die Haare!"

„Keine Sorge!" lachte ich, „wir kennen uns lange genug, Weidemann, he? Mit einem Brasilianer würde ich niemals politisch kannegießern. Das könnte er mir bei einer passenden Gelegenheit wegen gehabter Meinungsverschiedenheiten böse eintränken. Aber meinen Freund Weidemann, dem ich

auf so manchem Kriegspfade begegnet bin, hoffe ich noch von seinem roten Jakobinertum zu bekehren!"

„Na, wenn die anderen Heiden nicht eher bekehrt werden, brauche ich bald keinen Patak mehr in die Missionskollekte zu geben. Mich nämlich werden Sie nie bekehren, wenn ich auch in Ihren Augen ein politischer Heide bin. Sie leiden, wie so viele frischen Deutschländer, an dem Übel, daß Sie ihre angeborene Liebe zu Ihrem Herrscherhause auch unter brasilianischen Verhältnissen betätigen möchten und daher den Sturz Dom Pedros II. bedauern."

„Wer täte das nicht? War Dom Pedro nicht der uneigennützigste, edelste und begabteste Mensch?"

„Das bestreitet ja niemand. Aber überlegen Sie einmal: Deutschland ohne die Hohenzollern zu denken, wäre ein Blödsinn, denn Deutschland ist erst durch die Hohenzollern zum Reich geworden. Dort ist die Tradition so etwas Selbstverständliches geworden, daß jeder verständige Deutsche eine Beseitigung der Monarchie für Utopie oder Sünde halten würde. Aber Sie dürfen unser Brasilien nicht mit dem deutschen Reiche vergleichen. Erstlich fehlte der Dynastie Dom Pedros die Tradition. Ja, Portugal hat zwar Brasilien entdeckt, und die beiden Kaiser von Brasilien stammten ja aus dem portugiesischen Herrscherhause, aber was hat denn Portugal für Brasilien getan? Ausgenutzt bis aufs Blut haben die Bleifüße ihre Kolonie Brasilien."

„Was heißt Bleifuß?" fragte Alberti.

„Pé de chumbo ist ein Spottname für den schäbigen Portugiesen. Die Gesellschaft hat bankerotte große und geriebene kleine Schacherer nach Brasilien geschickt; eine wirkliche Arbeit haben sie nie geleistet, sondern nur diejenige anderer auszunützen verstanden. Es ist kein Wunder, wenn der Brasilianer den Portugiesen trotz seiner Verwandtschaft am meisten haßt und verachtet. Daß auch das portugiesische Königshaus keine Saat der Liebe in Brasilien gesäet hat, besonders Johann VI. nicht, als er vor Napoleon I. nach Rio auskniff, um nun in Brasilien Land und Leute auszusaugen, wissen Sie so gut wie ich. Wenn daher Dom Pedro I. bei seiner Lossagung von Portugal so großen Beifall fand, so hatte das seinen Grund in erster Linie in der Freude über die Abschüttelung der elenden Portugiesenwirtschaft."

„Da hätte Brasilien also umsomehr Grund gehabt, der Dynastie Dom Pedro die Treue zu bewahren."

„Sie reden immer von Brasilien, was ist denn Brasilien? Doch nur noch ein geographischer Begriff, nirgends eine Einheitlichkeit, nirgends eine Übereinstimmung. Die Amazonas- und Nordstaaten sind grundverschieden von unserem Süden, aber auch ihre Bewohner. Vergleichen Sie einmal den phlegmatischen Bahianer mit seinem langgezogenen não é? nicht wahr? am

Schlusse jedes Satzes mit dem lebhaften Riograndenser, so haben Sie schon den Beweis, daß man von einem brasilianischen Volke eigentlich gar nicht reden kann. Nun kommt dazu das Rassenragout, wie einmal jemand richtig bemerkt hat. Da haben Sie die ganze Neger- und Mulattensippschaft, die Mischlinge von Indianern, Negern und Europäern, jede Varietät von anderem Naturell und Charakter, dazu die Nachkommen der verschiedenen eingewanderten Europäer — wie kann man da von einer brasilianischen Nation in dem Sinne reden, in welchem man von einem deutschen Volke spricht? Dazu sind die Angehörigen der niederen Stände fast durchweg Analphabeten, dafür aber so leicht für eine politische Idee zu entflammen, wie nach ein paar Tagen für die Steinigung des eben noch mit Hosianna und Lobgesängen eingeholten Politikers. Über eine solche Gesellschaft kann nur ein Mann herrschen, der das Heft in der Hand und einen eisernen Willen hat — und beides hat Dom Pedro II. niemals gehabt. Kein Wunder, wenn er sich nicht halten konnte. Ja, ein Herrscher, wie der deutsche Kaiser — der wäre schon mit dem ganzen Demagogentum fertig geworden — aber was hatte wohl Dom Pedro II. mit Wilhelm II. gemein? Im günstigsten Falle doch nur die Liebe zu seinem Reiche und Volke."

„Wenn eine so energische Natur ein Glück für Brasilien ist, dann setzt doch euren vielgeliebten Dr. Julio de Castilhos auf den Präsidentenstuhl in Rio."

„Das wäre ein Glück für uns", entgegnete Weidemann, „Castilhos ist der einzige Staatsmann in Brasilien, der weiß, was er will, und hat auch die Energie, durchzusetzen, was er will. Sie haben ihn ja selbst gesehen."

„Vor einem halben Jahre hat Dr. Julio de Castilhos nämlich auch Santa Cruz auf seiner Reise durch die deutschen Kolonien besucht", erzählte ich Alberti, „um sich über die Deutschen in seinem Staate zu informieren. Man kann Rio Grande do Sul nämlich noch heute seinen Staat nennen, wenn er auch nicht mehr Präsident ist, denn dafür ist er Chef der allmächtigen Partei. Nach den blutigen Kämpfen der letzten Revolution, in welcher er vorübergehend einem Regiment des Dr. Barros Cassal weichen mußte, hat er durch rücksichtsloseste Energie und unnachsichtliche Unterdrückung seiner politischen Gegner die unumschränkte Herrschaft an sich gerissen. Sämtliche Beamtenstellen werden von ihm besetzt, die Wahlen zum Parlament sind nur noch Bestätigungen seiner Kandidatenliste, die Gegner beschränken sich auf öde Zeitungsschimpfereien. Einzelne Maulhelden sind sogar nach demütiger Unterwerfung zur herrschenden Partei gekommen, um sich ihren Platz an der Sonne zu sichern."

„Julio hat sie aber lange genug antichambrieren lassen", warf Weidemann ein.

„Ein Charakteristikum haben aber die meisten Anhänger des Dr. Castilhos: sie sind mehr oder weniger offene Gegner der eingewanderten Fremden. Der echte Brasilianer leidet ja an der Verblendung, selbst das fähigste und tüchtigste Element seines Landes zu sein, und die notwendige Würdigung der zielbewußten Arbeit der Kolonisten im Vergleich zur Indolenz und Unbeständigkeit der eigenen Rasse schlägt oft bei den Jakobinern, wie die strammsten Anhänger Castilhos' genannt werden, in blinden Fremdenhaß um. Wie leicht aber dieser Zündstoff in den Massen zu heller Flamme aufflackern kann, habe ich am 18. Juni 1899 in Rio Grande gesehen. Auf einer Reise in Begleitung des deutschen Konsuls Herrn Poock von Porto Alegre nach Rio Grande hörte ich schon in Pelotas, daß am Abende sich in Rio Grande ein blutiges Drama abspielen werde. Der Franzose Pomaret war beschuldigt, ein bestialisches Verbrechen an dem Kinde eines brasilianischen Hauptmannes begangen zu haben, beteuerte zwar seine Unschuld, wurde aber verhaftet. Soldaten der Garnison vertauschten die Uniform mit Zivilkleidern, spielten das empörte Volk, und nach einer Gefechtskomödie mit der Polizei wurde der Unglückliche nach unnennbarer Verstümmelung ermordet, die Leiche in Stücke geschlagen und die Teile durch die Straßen geschleift, auf einen Holzstoß geworfen und verbrannt. Ob Pomaret schuldig oder nicht, kommt hier nicht in Betracht. Das Bedenkliche hierbei ist nur der Umstand, daß alle diese Greuel sich unter den Augen der Obrigkeit, ja, des kommandierenden Generals abspielten, der keinen Finger rührte, um dem schauerlichen Treiben Einhalt zu tun. Da habe ich die Bestie im brasilianischen Pöbel kennen gelernt und meinem Schöpfer gedankt, daß ich ein Deutscher bin, denn wäre Pomaret deutscher Staatsbürger gewesen, so hätte man ihn wohl vor Gericht gestellt, aber nie zu lynchen gewagt. Denn seitdem unsere „Alexandrine" den Herren in Rio politische Lebensart beigebracht hat, weiß man, daß der deutsche Kaiser seinen Untertanen kein Haar krümmen läßt. Es ist für mich überhaupt eine Freude, immer wieder zu konstatieren, daß selbst die rotesten Jakobiner einen heillosen Respekt vor unserem Kaiser haben, der aber nicht nur auf Furcht vor unserer Kriegsflagge, sondern vielmehr auf Achtung vor der Energie und der rücksichtslosen Gerechtigkeit Wilhelms II. beruht."

„Wie stellt sich denn Castilhos zu den deutschen Kolonisten?" fragte Alberti.

„Der Staatsmann weiß den Wert der deutschen Einwanderung wohl zu schätzen", belehrte ihn Weidemann, „mag er auch, wie man ihm nachsagt, persönlich kein Freund der Fremden sein, so hat ihn, den Mann mit dem weitgehenden praktischen Blick, die Reise in die deutschen Kolonien in seinem günstigen Urteile über die friedliche Pionierarbeit der deutschen Bauern nur bestärken können. Natürlich galt sein Besuch in erster Linie Santa Cruz,

der Perle aller deutschen Siedelungen. Die Bewohner dieses Munizipiums standen im Geruche, Anhänger der Feinde Castilhos' zu sein. Grund genug hatte der Staatspräsident zu seiner Annahme, denn in den Zeiten der Revolution hatten sich auf Betreiben politischer Führer deutsche Kolonisten in großer Menge bereit finden lassen, bei einem Zuge gegen Rio Pardo aktiv in die Wirren einzugreifen und zwar gegen Julio de Castilhos. Nachdem aber mit dem Tode des Obersten Saldanha da Gama den Bestrebungen der Feinde Castilhos' endgültig das Grablied gesungen war, sahen die Kolonisten ein, daß mit Trotz und Auflehnung gegen die allmächtige Regierung nichts zu gewinnen sei. Sie gaben daher nach, und nun setzte Castilhos mit einem klugen Coup ein.

Sie kennen unsere Wege- und Brückenverhältnisse noch nicht, Herr Alberti. Die meisten Wege von den Stationen der Eisenbahnen und Flußdampfer zu den Städtchen unserer Kolonien führen über den Campo. Ist die Witterung trocken, so ist der Boden des Campo und damit auch der Weg fest. Wehe aber, wenn des Regens rauschende Fluten ihn aufgeweicht haben! Da quält sich das Gespann der Lastwagen mühsam durch zähen Lehm und schlüpfrigen Ton. Tiefe Schlammlöcher, die man in guten Tagen nur notdürftig mit Knütteln, Reisig und Erde maskiert hat, offenbaren ihre ganze Tücke. Die Pferde und Maultiere sinken oft bis an den Sattelgurt ein, der Wagen folgt bis an die Achsen und Naben der Räder, vergeblich ist da Zuruf und Peitschenhieb: fluchend und wetternd verläßt der Rosselenker den Wagen, wie der Kapitän ein sinkendes Schiff, schirrt die Tiere ab und kommt in miserabelster Laune zum nächsten Flecken, um Hilfe zu requirieren. Brasilien hat nur einen einzigen großen Wegebaumeister, die liebe Sonne.

So lagen auch die Verhältnisse in Santa Cruz, aber Castilhos hielt den Behörden ein eindringliches Privatissimum über die Wichtigkeit guter Wege, und so hat man sich doch aufgeschwungen, die elende Straße von Villa Theresa nach Santa Cruz chaussieren zu lassen."

„Was ist das unter so viele?" spottete ich.

„So? Und die neue Brücke über den Rio Pardinho? Wie oft haben Sie wie ein Königskind am Ufer bei Richard Grawunder gestanden und trostlos auf die Holzpfosten der eingestürzten Brücke geschaut, weil das Wasser viel zu tief war, als daß Sie ihre Freunde in Santa Cruz einmal hätten besuchen können. Wie oft haben andere Politiker Stein und Bein geschworen, endlich eine solide Brücke bauen zu lassen — die Botschaft hörten die Geschäftsleute wohl, aber der Glaube war allmählich mit dem Hochwasser den Rio Pardinho hinabgetrieben, weil jedes Jahr wieder die Fuhrleute feiern und Tabak und Bohnen oft wochenlang im Armazem liegen mußten. Da hat Castilhos anders gehandelt. Nach den lärmenden Festlichkeiten in Santa



Dr. Julio Prates de Castilhos.

Cruz kam er mit dem Chef der öffentlichen Arbeiten, Dr. Parobé, auch in die Pikade Rio Pardinho und stieg bei Grawunder ab. Die Parade des Schützenvereins, Begrüßungsreden, die Musik und das Raketengeknatter waren vorbei, da ging er mit Dr. Parobé an das Ufer des Flusses, besah die Trümmer der alten Holzbrücke und versprach, noch im laufenden Jahre eine solide eiserne Brücke an diesem wichtigen Verkehrswege errichten zu lassen. Sein Wort hat er gehalten und damit den Angriffen seiner Gegner in den Pikaden die schärfste Spitze abgebrochen. Kommen Sie heute in die Kolonie, so werden Sie viele Bekehrte treffen."

„Darin hat Weidemann ja Recht. Ich entsinne mich des Tages sehr wohl, an dem auch ich Sr. Exzellenz vorgestellt wurde. Er ist ein kleiner, untersetzter Mann, mit energischer Stirn, klugen dunklen Augen, gebräunter Gesichtsfarbe und kurzgehaltenem Haar. Wer ihm einmal gegenübergestanden hat, weiß, daß derselbe einen eisernen Willen hat — eine seltene Erscheinung in Brasilien. Einen großen Vorzug hat Castilhos übrigens: an seinen Fingern ist kein Staatsgut kleben geblieben, und finanzielle Durchstechereien finden bei ihm kein Verständnis. Er hat mit den Finanzen seines Staates musterhaft hausgehalten und ist in Zukunft vielleicht wirklich der Retter Brasiliens. Schon bei der Wahl des jetzigen Bundespräsidenten Dr. Campos Salles, in Hinsicht auf die Finanznot des Bundes auch Campos Dalles genannt, wurde Castilhos als Kandidat genannt. Er hielt sich aber klug zurück. Daß er bei einer zukünftigen Wahl energisch ins Gewicht fallen wird, ist außer aller Frage. Freilich wollen manche Politiker ein anderes Ziel kennen, das dem überzeugten Republikaner, dem Nachkommen der alten Riograndenser Revolutionäre von 1835, der Farrapos, in deren Reihen auch Garibaldi seine ersten Sporen verdient hat, vorschweben soll: die Separation Südbrasiliens unter riograndenser Führung."

„Und das wäre ein Segen für uns", bestätigte Weidemann.

„Das wollen wir noch nicht so fest dahinstellen. Jedenfalls ginge das nicht ohne Greuel schrecklichster Art von statten. Doch wir wollen uns den schönen Nachmittag nicht durch politische, also garstige Lieder trüben, zumal das letzte noch Zukunftsmusik ist."

„Eine Frage noch", sprach Alberti, „wie hoch schätzen die Herren die Zahl der Deutschen? Ich verstehe darunter natürlich auch die Deutsch-Brasilianer."

„Das ist schwer zu sagen", antwortete ich, „die Schätzungen gehen weit auseinander. Die größte Wahrscheinlichkeit scheint die Berechnung meines Freundes Schlegtendal für sich zu haben. Unter Zugrundelegung der Mitgliederzahl der evangelischen und katholischen deutschen Gemeinden kommt er auf die Zahl 150000 für die deutsche Bevölkerung unseres Staates Rio Grande do Sul."

„Da müßten die Deutschen doch unter einheitlicher Führung geradezu den ausschlaggebenden Faktor im politischen Leben des Staates bilden!"

„Das könnten sie auch. Aber Sie haben in ihrer Frage schon das Hindernis angedeutet: die Führung fehlt. Wir haben den Führer eben verloren, Carl von Koseritz. Das war der Mann, der mit den bedeutendsten journalistischen und politischen Fähigkeiten, einer eingehenden Kenntnis der Sprache und Sitten Brasiliens, als Advokat, Politiker und Journalist das unbedingte Vertrauen aller Deutschen und die größte Achtung der brasilianischen Behörden besaß. Sein Tod in den Stürmen der Revolution war ein unersetzlicher Verlust für uns Deutsche, denn wir verdanken seiner unermüdlichen Tätigkeit alles, was wir an politischem Ansehen genießen. Er hat einmal gezeigt, was für ein wertvolles Material die deutsche Einwanderung in den Brummern besaß."

„Brummer? Was ist das?" forschte Alberti.

„Da müßte ich Ihnen eigentlich erst einen Vortrag über die Entstehung unserer deutschen Kolonien halten, den ich mir aber schenken will. Historische Daten können Sie in Dr. Henry Langes „Südbrasilien" lesen. Daß die ersten Ansiedler auf Anregung des Kaisers Dom Pedro I. schon 1824 kamen, wissen Sie. Die Einwanderung wurde dann durch die Farrapenrevolution, die zehn Jahre lang währte, gestört. Später kamen die Brummer ins Land. Das waren die entlassenen Soldaten der Fremdenlegion, welche Brasilien im Jahre 1852 zum Kampfe gegen den Diktator Rosas von Argentinien hatte anwerben lassen, bestehend aus einem Bataillon Infanterie und einem Regiment „reitender Artillerie zu Fuß", wie Koseritz zu sagen pflegte. Unter diesen 1500 Mann befanden sich viele schleswig-holsteinische Soldaten, politische Flüchtlinge von 1848, auch viele, die in Polen mitgefochten hatten. Diese nannten die großen polnischen Kupfermünzen „Brummer" und wandten diese Bezeichnung auch auf die Doppelvintemstücke Brasiliens an, bis dieser schöne Name auf seine Entdecker überging. Nach der Auflösung der Fremdenlegion blieben diese Brummer größtenteils in Rio Grande do Sul als Bauern und Handwerker, Lehrer, Feldmesser und Kaufleute. Viele waren zwar in den Jahren des abenteuerlichen Lebens hauptsächlich durch den Zuckerrohrschnaps ruiniert und gingen zu Grunde, andere arbeiteten sich zu angesehenen Stellungen empor, wie Carl von Koseritz. Ihn hat bisher kein Epigone zu ersetzen vermocht."

In diesem Augenblick kam die filia hospitalis und rief uns zu Tische.

Weidemann als echter Landessohn sprach natürlich dem Nationalgericht, den schwarzen Bohnen, zu, welche wir in Ansehung der übrigen Speisen, welche nach brasilianischer Sitte alle zugleich aufgetragen wurden, gern unangefochten ließen.

„Haben Sie sich noch immer nicht an unser vorzügliches Gericht, Bohnen mit Xarque, gewöhnt?" verhöhnte mich Weidemann.

„Das vielgepriesene Mahl ist mir zu schwer. Vor Xarque aber bekreuze ich mich."

„Dann haben Sie offenbar noch niemals einen echten Reisehunger gehabt", behauptete Weidemann, „Xarque ist etwas Vorzügliches für unser Land. Frisches Fleisch hält sich nur kurze Zeit in der Hitze, das gesalzene und gedörrte Fleisch aber ist lange Zeit sehr gut zu genießen."

„Wenn man seine Fabrikmarke kennt, mag dieses Dörrfleisch, die Xarque, ja sehr gut munden. Wenn ich weiß, daß eine saubere deutsche Bauersfrau das Fleisch in dünne Stücke geschnitten, gesalzen und an der Sonne gedörrt hat, so habe ich keinen Widerwillen gegen das Produkt. Aber seitdem ich Xarqueadas, die Großschlächtereien mit brasilianischen Arbeitern, gesehen habe, erlaubt meine Erinnerung mir nicht immer den Genuß Ihrer gepriesenen Xarque. Schnell schlachten die schwarzen und gelben Ochsenmeuchler ja, aber sauber nach deutschen Begriffen? Das möchte ich doch bezweifeln, seitdem ich sah, daß man sich nicht geniert, mit den Füßen in dem am Boden liegenden, ausgeweideten Ochsen herumzustrampeln. Wenn man aber einen Haufen Xarque in einer echten schmutzigen Venda portugiesischer Flagge sieht, wo vielleicht ein Neger gemütlich darauf hockt oder gar ein Hündlein besorgt das Bein hebt, um den Fleischstapel nicht umstürzen zu lassen — da möchte man lieber Vegetarier werden."

Nach Tische forderte Weidemann Erva Mate. In den kleinen hohlen Kürbis, die Cuya, stellte er die lange dünne Röhre, an deren unterem Ende ein Sieb angebracht ist, schüttete den trockenen und pulverisierten Tee darauf, goß heißes Wasser dazu und präsentierte mir den Chimarrão, wie der Tee genannt wird.

„Wenn Sie Bohnen und Xarque nicht schätzen, so machen Sie sich auch wohl nichts aus Erva?" zweifelte er.

Ich aber nahm und schlürfte nach Landessitte in kurzen Zügen das heiße Getränk. Dann goß Weidemann wieder Wasser auf und präsentierte die Cuya Herrn Alberti. Der aber verzichtete.

„Na, Sie kennen das noch nicht", meinte Weidemann, „wenn Sie länger hier bleiben, lernen Sie den Mate noch schätzen."

„Ist die Erva Produkt unserer deutschen Kolonien?" fragte Alberti.

„Zu sehr geringem Teil. Neuerdings pflanzen hin und wieder Kolonisten den Ilex paraguayensis an, seine eigentliche Heimat aber ist die Serra. Da erntet der Matesammler mühelos in den Wintermonaten, wo er nicht gesäet hat, und der himmlische Vater nährt auch die braunen Vögel im Hochgebirge. Sie schneiden die jungen Zweige des Hervabaumes ab, dörren die Blätter über Feuer, bis sie welk werden, machen Bündel daraus und legen sie mit nach oben gekehrten Blättern auf den caripó, ein etwa acht Fuß hohes Gestell, unter dem ein loderndes Feuer aus dem Holz der Cabriuba unterhalten wird. Den so getrockneten Tee bringen sie zur cancha, zum Hacken. Die dürren Zweige und Blätter werden mit großen gebogenen Instrumenten aus hartem Holz, welche wie große Messer aussehen, zerschlagen und in dieser Form Erva canchada genannt. In Körben aus Rohrgras oder in rohledernen Taschen bringen die Maultiertrupps diese canchada in die Geschäftshäuser der Städte und Pikaden. Von diesen wird das rohe Produkt in die Stampfmühlen geschickt, wo es fein pulverisiert, einige Tage noch der Sonne ausgesetzt und dann, in grobe Säcke verpackt, in den Handel gebracht wird. Wie man die Erva trinkt, haben Sie eben gesehen. Daß die Cuya von Mund zu Mund wandert, ist eine vertrauliche Landessitte, an welcher Sie als Europäer sich noch stoßen. In allen Eisenbahnwagen, Hotels und auf den Dampfern Südamerikas werden Sie aber immer kleine Runden finden, in denen die Cuya kreist, denn der Mate spielt im Leben aller Südamerikaner eine große Rolle, und selbst der ärmste Caboclo besitzt seine Cuya und Bombilha.

So, nun wissen Sie es ganz genau. Lassen Sie sich aber noch sagen, daß das Geschäft in Herva augenblicklich sehr flau ist, ich habe Erfahrung in diesen Dingen, und Erfahrungen kosten in der Welt immer Lehrgeld. Und nun werde ich meinem italienischen Freunde deutscher Zunge einen Besuch machen und lade die Herren freundlichst ein, auf eine Stunde mit mir zu kommen. Es dürfte Sie nicht gereuen."

Wir wanderten die abschüssige Straße, an der auch das Mädchenpensionat der riograndenser Synode liegt, hinab, schritten an den Häusern, die in ihrer Bauart sofort den deutschen Besitzer verrieten, entlang, und stiegen die Straße wieder hinauf, die von Hamburger Berg nach Campo Bom und Sapyranga führt. Unter einem wilden Feigenbaum, dessen breite schattige Krone zum Ruhen einlud, rasteten wir ein wenig und genossen den Blick auf das Dörfchen und seine Umgebung.

„Wirklich sauber und hübsch", urteilte Alberti.

„Noch hübscher ist das Heim meines Freundes dort", zeigte Weidemann, „das ist der Palazzo von Hamburgerberg. Der Besitzer spricht deutsch wie wir, die Hausfrau und die ganze Familie ist echt deutsch, und wenn Sie es

nicht von mir besser wüßten, würden Sie den Hausherrn für einen gemütlichen Rheinländer halten."

Weidemann hatte nicht übertrieben. In einem prächtigen Garten lag das zweistöckige Haus, an dessen Schwelle uns die Hausfrau gastlich empfing, um sofort ihren Gatten zu rufen, der im Garten nach den Weinreben schaute und eilig herbeikam. Die helle Freude leuchtete dem alten Herrn aus den Augen, als er uns in sein Zimmer führte, dessen Marmorschwelle mich an italienischen Geschmack, dessen peinliche Sauberkeit und Gemütlichkeit aber an die deutsche Hausfrau erinnerte.

Sein Tuskulum hatte der wohlhabende Italiano wirklich prächtig eingerichtet, dabei alle Bequemlichkeiten angebracht, die man sonst vergeblich in den Häusern Brasiliens sucht. Wohlgefällig hörte er unser Lob, als er uns über Treppen und Korridore führte, uns die Räume bewundern und dann auf einen Söller treten ließ, von dem aus wir das Panorama von Neu-Hamburg mit dem Blick auf das Gebirge, das grüne Tal, die Dois-Irmãos und den Wald an ihren Abhängen zu unseren Füßen hatten.

„Prächtig!" lobte Alberti, „eine brillante Idee von Ihnen, sich dieses Belvedere anzulegen."

„Nicht wahr? Aber nun verweilen Sie ein wenig hier."

Damit ließ er die Persienne nieder, die uns vor den Strahlen der Sonne schützte, holte Wein und Zigarren, und mit Behagen saßen wir auf der Altane und ließen unsere Blicke immer wieder über die liebliche Landschaft gleiten.

„Dort geradeaus der Weg, welcher den Berg in weiter Serpentine hinansteigt, ist doch die Straße zur Schwabenschneiz?" fragte ich.

„Ganz recht", antwortete unser Wirt, „links führt der Weg zur Schwabenschneiz, rechts zur Baumschneiz, dort an den Dois-Irmãos vorbei."

„Mir fällt bei Ihren Bezeichnungen stets das Wort Schneiz auf", sagte Alberti, „woher rührt diese Bezeichnung?"

Da nahm Weidemann das Wort, denn er kannte als erfahrener Musterreiter alles, was mit der deutschen Kolonisation zusammenhing.

„Um das zu verstehen, müssen Sie die Entstehung der deutschen Siedelungen kennen. Die Anlage derselben wurde nämlich in primitivster Weise vollzogen. Mit dem Taschenkompaß in der Hand gab der leitende Ingenieur, der Koloniedirektor, die Richtung der Hauptstraße an, welche nur den ärgsten Hindernissen auswich und in der Folgezeit nur zu oft von den Kolonisten selbst günstiger angelegt werden mußte. In einer Breite von ungefähr sieben Metern wurde dieser Weg durch den Urwald geschlagen. Picada nennt der Brasilianer diese Verkehrsadern, daher ist heute in allen Kolonien das Wort Pikade gebräuchlich, während die angesiedelten Rheinländer das Wort Schneise

oder Schneiz bevorzugen. Die Bezeichnungen derselben wechseln in bunter Reihe und sind oft sogar drolliger Art. Neu-Frankreich, Neu-Hamburg, Neu-Palmyra, Neu-Böhmen giebt es, daneben auch Prozeßpikade, Jammertal, Hungriger Wolf, Wurstwinkel und Walachei. Zu beiden Seiten der Pikade wurden die Kolonielose vermessen und besiedelt, die Lage der zukünftigen Stadt bestimmt, und die zukünftigen Straßen und Plätze mit Namen versehen.

Heute sind die meisten Kolonien nicht mehr allzuweit von einer Eisenbahn- oder Flußdampferlinie entfernt."

„Auch durch das Tal zu unseren Füßen wird bald der Pfiff der Lokomotive gellen", fügte unser Wirt hinzu, „man steckt schon eine Zweigbahn nach Taquara und Mundo Novo mit ihrem Hinterlande ab. Auch die Strecke Porto Alegre—Neu-Hamburg wird nach Norden zu weitergeführt und soll besonders das Gebiet der italienischen Kolonien Caxias, Dona Izabel und Conde d'Eu erschließen."

„Alle deutschen Siedelungen scheinen im Gebirge zu liegen", sagte Alberti, „auch die Wege vor uns führen in das Gebiet der Serra. Warum hat der deutsche Einwanderer nicht den leichter zugänglichen Campo bevorzugt?"

„Sehr einfach. Auf dem Campo fehlt ihm der Wald, und Wald braucht der Ansiedler von Anfang an, wenn er vorwärts kommen soll. Das hat schon der erste Schub der Einwanderer unter Dom Pedro I. richtig erkannt, als S. Leopoldo mit seinem weiten Koloniegürtel gegründet wurde. Auch Santa Cruz, Santa Angelo, Mont'Alverne, Teutonia, Ferraz und Candelaria — alle liegen im Waldgürtel des Mittelgebirges der Serra geral. Auch die Italiener haben die Vorzüge des Waldlandes erkannt, und die jüngsten Siedelungen Ijuhy, Guarany und Jaguary würden ohne Wald nicht lebensfähig sein. Der Urwald liefert dem Ansiedler seine erste Nothütte, das Wild, Brennholz, Balken und Bretter. Ist aber der Wald erst gelichtet, so trägt der Boden, in dem einst die Riesen des Urwaldes wurzelten, Jahr für Jahr in unerschöpflicher Fruchtbarkeit seinem Bebauer reichliche Ernte."

„Aber ist es nicht gefährlich, als Ansiedler in den Wald zu gehen?"

„Diese Frage habe ich erwartet. Sie meinen, Indianer und wilde Tiere seien den Kolonisten gefährlich. Wir in unserem Staate haben nur noch einige Reste der Urbevölkerung. Weit im Norden und Westen leben die Bugres in ihren Sitzen, die ihnen von der Regierung angewiesen wurden, den Häuptlingen giebt man den Titel Major und legt oft einen kleinen Posten Militär in die Nähe, wodurch die Halbwilden auch just nicht gebessert werden; die Indianerschulen, welche die Kaiserliche Regierung unterhielt, sind unter republikanischer Herrschaft eingegangen, und so läßt man die spärlichen Reste der Indianer ruhig aussterben. In anderen Staaten, auch Santa


Kolonisten-Paar. Pommerscher Typus.

Catharina und Paraná, wo die Botokuden im Inneren noch oft angetroffen werden, mag die Gefahr für die Ansiedler auf weit vorgeschobenen Posten ja größer sein. Hier haben wir keine Not mehr mit den Rothäuten. Ich habe übrigens auf allen meinen Reisen nur einmal zufällig ein paar Bugres bei Nonohay gesehen."

„Vor langen Jahren waren die Indianer hier noch häufiger", setzte unser Wirt hinzu, „auch hier im Munizip S. Leopoldo kam es vor, daß sie einmal ausbrachen und Kolonisten überfielen. Ich kannte noch eine deutsche Frau, die als Mädchen von Bugres geraubt wurde, später aber entfloh und zurückkam. Freilich, es ist schon ein paar Mandel Jahre her."

„Was Ihnen sonst von wilden Tieren etwa vorgeflunkert wird, ist eitel blauer Dunst. Der Jaguar, hier Tiger genannt, kam vor Jahren in unserer Koloniezone noch vor, ist aber längst aus den Gründen gewichen, in denen die Kamine deutscher Bauern rauchen. Nur in menschenarmen Gegenden kommt er noch vereinzelt vor. Das übrige Raubzeug aber schießt jeder halbwüchsige Bauernjunge weg. Höchstens die Hühner der Bauern fürchten sich vor den kleinen Raubkatzen. Ein Jaguarfell wird heute in den deutschen Kolonien recht hoch bezahlt, denn der gefleckte Räuber ist schon eine seltene Beute geworden."

„Ich bedauere, daß meine Zeit es mir nicht erlaubt, eine echte Bauernpikade aufzusuchen", sagte Alberti.

„Sie würden unsere Pommern und Rheinländer so rein deutsch in Sprache und Sitte finden, wie daheim im Vaterlande. Ganz geringe Ausnahmen lassen sich nicht vermeiden. Daß die Kinder Süßigkeiten Doß (doce) nennen, das Maultier die Mule (mula), die Pflanzung die Rosse (roça) heißt, will nicht viel bedeuten, denn außer ein paar Brocken versteht der Durchschnittskolonist nichts von der Landessprache, dem Portugiesischen. Der von den Rheinländern gesprochene Hunsrücker Dialekt ist zwar kein schöner, aber so allgemein verbreitet, daß man sich schnell an seine Laute gewöhnt. Das „eich" statt ich, die Infinitivendungen auf „e", das schöne „maien" statt besuchen stören mich schon längst nicht mehr. Trollig nimmt sich oft das Plattdeutsch der Pommern im Munde von Negern aus, die im jahrelangen Dienst bei deutschen Bauern auch deren Sprache leicht lernen und gern

gebrauchen. Man muß in Gegenwart von Brasilianern überhaupt in unserem Staate vorsichtig sein, nie Äußerungen tun, die nicht für ihre Ohren bestimmt sind, denn es finden sich überall Senhores, die Deutsch verstehen. Neuerdings lernen übrigens auch fast alle Zöglinge höherer Schulen Deutsch, das früher obligatorische Französisch ist vollkommen vom Deutschen in den Hintergrund gedrängt worden."



Kolonisten-Paar. Rheinischer Typus.

„Neu-Hamburg ist wohl nur mit Rheinländern besiedelt?"

„Ausschließlich. Doch prosperieren die alten Kolonien am besten, auf denen Rheinländer und Pommern in richtigem Verhältnis angesiedelt sind. Der Pommer ist ein sehr fleißiger Arbeiter, sparsam und anspruchslos, nur auf Erwerb und Fortkommen bedacht, nicht ohne Gutmütigkeit, aber hin und wieder leicht roh. Der Rheinländer hat ursprünglich nicht die gleiche Ausdauer bei schwerer Arbeit, wie sie der Pommer besitzt, aber er ist beweglicher, hat bessere Lebensformen und vertritt mehr die Intelligenz der Pikaden. Wo diese beiden Stämme zusammenleben, hat der Pommer bessere Lebensart, der Rheinländer den eisernen Fleiß angenommen, denn fleißig sind unsere Bauern, sehr fleißig."

„Der Brasilianer liebt den Ackerbau wohl nicht besonders?"

„Nein. Vor Jahren lieferte Rio Grande viel Weizen, dessen Kultur aber fast völlig ausgestorben ist. Jetzt läßt ein Deutscher, Herr Rheingantz in Rio Grande, Versuche anstellen, um die Anbaufähigkeit des Campo zu Weizenkulturen zu prüfen. Die weiten Ebenen des Campo sind sonst das Gebiet des eigentlichen Brasilianers. Hier sprengt der Gaucho dahin, den chapéo republicano auf dem Kopfe, die wallende palla um die Schultern, den schweren poncho aufgerollt auf der garupa des Sattels, die großen Radsporen an den Hacken der weiten Stiefel, den gerollten Lasso zur Rechten am Sattelknopf, Säbel oder Waldmesser zur Linken, Messer und Pistole im Gürtel, ein wetterharter und unbändiger Geselle."

„Ihre Reisen führen Sie wohl oft über den Campo?"

„Sehr oft."

„Finden Sie in den weiten Ebenen immer das nötige Quartier?"

„Das gebraucht man bei guter Witterung nicht. Zur Mittagsruhe findet man ein schattiges Gebüsch, und überrascht den Reisenden die Nacht, die ja

in unseren Breiten nach sehr kurzer Dämmerung einfällt, ehe er eine passende Herberge findet, so schlägt er sein Nachtquartier seelenruhig auf der weiten grünen Fläche auf. An einem Feuer, zu welchem die harzigen Hölzer der Gebüsche immer das nötige Material liefern, wird abgekocht, und die Gesellschaft der Reisenden sitzt noch eine Stunde auf dem Sattelbock, raucht und trinkt Mate. In einsamen Gegenden reist man nämlich nie allein, wenigstens einen Reitknecht hat man bei sich. Der sattelt die Tiere ab und pflöckt sie an langem Riemen an. Die Nacht bringt der Reisende auf dem Sattelzeug zu, auf dem es sich ganz bequem ruht. Der Sattelbock paßt gut für den Nacken, der große weiche Reitpelz gibt ein warmes Lager ab, und der mit rotem Flanell gefütterte Tuchponcho schützt gegen Tau, Kälte und Reif. So kommt ein Reiter in Brasilien nie in Verlegenheit um ein Nachtquartier. Allerdings kann es einmal vorkommen, daß das getreue Streitroß verschwunden ist. Letzthin passierte mir das bei Passo Fundo. Ich wache auf — mein edles Tier ist verschwunden, mein Knappe Severo, der mich begleitete, ebenfalls. Ich überlegte schon, daß es just keine Freude sei, einige Meilen zu Fuß zu pilgern, als gerade in der Ferne Severo anritt, meinen Gaul am Riemen nachführend. In der Nacht hatte nämlich ein kleines Raubvieh, der Campfuchs, den ledernen Riemen am Pflocke zerbissen, an dem freien Ende gezogen, um die vermeintliche Beute in seine Höhle zu schleppen, und so das Pferd, ohne es zu wollen, weit fortgeführt. Ich pfiff den braven Severo gebührend an, weil er wissen mußte, daß man das Ende des Riemens an den Pflock bindet, an dem ein Ende Haarseil ist. Dieses Material schätzt nämlich der Campfuchs nicht."

„Immer ist eine Tour über den Campo nun nicht so angenehm", fiel ich ein, „besonders bei schwerem Wetter nicht. Der Reiter ist noch am besten daran. Er hüllt sich in den Poncho, dessen weite Falten ihn, das Sattelzeug und auch zum Teil das Pferd bedecken, zieht den breitkrempigen Hut in die Stirn und läßt den Regen auf sich rauschen, reitet seinen gewöhnlichen Reisetrab, solange der Weg es erlaubt, und ergibt sich in sein Schicksal, bis er ein gastliches Obdach findet. Sein Reittier muß er allerdings gut im Zügel haben, denn bei heftigen Blitzen scheut ein Pferd leicht. Immerhin ist es gut, bei Zeiten bei einem Viehzüchter auf dem Kamp anzureiten, der den Reisenden stets gastlich aufnimmt. Der Estancieiro ist ein ritterlicher Charakter. Erkennt er an der Hautfarbe des Gastes, daß er es mit einem cavalheiro zu tun hat — den Farbigen verachtet er und weist ihn zum Dienstpersonal —, so nimmt er ihn auf, als sei der Fremde jahrelang bei ihm zu Hause. Bezeichnend für die Noblesse des wohlhabenden Brasilianers ist es, daß der Gast sich hüten muß, einen Gegenstand aus dem Besitze seines Wirtes zu deutlich zu bewundern. Sofort erblickt der Hausherr nämlich in den Worten

den geheimen Wunsch des Gastes, selbst das gelobte Objekt zu besitzen, und erklärt: **Está ás suas ordens**, es steht zu Ihrer Verfügung! Diese Redensart ist bei den Brasilianern der Städte zu einer leeren Höflichkeitsphrase geworden, dem echten Bewohner der Campanha aber ist es mit seinem Anerbieten völliger Ernst.

Auf dem Campo finden Sie besonders an den Fahrwegen Ranchos, niedrige Lehmhütten, mit Santa Fé-Gras gedeckt, hinter einem dichten Zaun von Kakteen und Ananas, zumeist am Saume vereinzelter Wäldchen. Hinter einem solchen Rancho breitet sich meistens eine kleine Pflanzung von Mais und Zuckerrohr aus, das Gebüsch liefert Palmwedel, und die Insassen der Hütte, sehr oft Indianermischlinge mit gelber Hautfarbe, niedriger Stirn, blauschwarzem Straffhaar und hervorstehenden Backenknochen verkaufen die grünen Triebe der Palmen und des Zuckerrohrs an vorbeikommende Fuhrleute, welche dieses Grünfutter für die Pferde gebrauchen. Sehr oft allerdings haust in den Ranchos ein elendes Gesindel, dem man bei Nacht nicht gern begegnet, oft auch gelbes Weibervolk, die Chinas, das auf sehr tiefer Stufe der Moral steht. In einem Rancho spricht man daher besser nicht um Quartier vor."

„Sie haben ganz recht", ergänzte Weidemann, „die Einsamkeit des Kamps ist zudem so recht geeignet zu allerlei verschwiegenen Greueltaten. Nicht nur von den blutigen Dramen des Farrapenkrieges und den stürmischen Zeiten der letzten Revolution, da Pinheiro Machado, Saraiva und Saldanha da Gama alle Schrecken des Bürgerkrieges über das offene Land brachten, weiß der Campo zu erzählen, oft erinnert ein einsames schwarzes Kreuz an eine grausige Bluttat, in der ein alter Haß oder tückische Rache zum Austrag gekommen ist, und fordert zu einem stillen Vaterunser für eine arme Seele auf."

„Greuel sind nicht nur auf dem Campo geschehen", mischte sich der Wirt ins Gespräch, „wenn Sie dieses liebliche Tal nach Campo Bom und Sapyranga hinabreiten oder die Wege vor uns in die Bergschneizen ersteigen und sich an der friedlichen Ruhe eines gesegneten Gefildes erfreuen, so ahnen Sie auch wohl kaum, daß hier deutsche Bauern die blutigsten Greueltaten verübt haben, welche menschlicher Wahnwitz und teuflische Bosheit erfinden können."

„Unmöglich!" fuhr Alberti auf.

„Und doch ist es so, es sind ungefähr fünfundzwanzig Jahre her, als in allen Pikaden um S. Leopoldo die Sturmglocken heulten, der Wiederschein brennender Häuser blutigrot vom Nachthimmel strahlte, Schüsse knallten und gemordete Weiber und Kinder unter den Streichen teuflischer Unholde verröchelten. Und diese Mörder und Brandstifter waren — deutsche Bauern."

„Sie meinen die Mucker?" fragte ich.

„Jawohl.“

„Bitte erzählen Sie mir einiges“, bat ich, „ich habe wohl einige Andeutungen aus dem Munde von Kolonisten gehört, aber nichts Positives über jene Greueltaten erfahren können.“

Der Hausherr tat einen Zug aus seinem Weinglase und hub an:

„Sie wissen, daß der Major Schäffer, welcher in den zwanziger Jahren mit der Anwerbung deutscher Kolonisten für Brasilien betraut war, seinem Auftrage mit weitestem Gewissen gerecht wurde. Manche schlimmen Elemente brachte er ins Land: Genossen des Johann durch den Wald, unter dem Namen Schinderhannes bekannt, waren dem gewissenlosen Agenten erwünschte Ansiedler; manches deutsche Zuchthaus entledigte sich seiner Insassen, um sie nach Brasilien zu senden, und Mecklenburger Kettengefangene, die in größerer Zahl kamen, trugen auch nicht dazu bei, den Anfängen der Kolonisation eine glänzende Zukunft zu versprechen. Diese bunt zusammengewürfelten Elemente, unter denen sich allerdings auch, und zwar in der Mehrzahl, ehrliche Leute und tüchtige Familien befanden, kamen hier in den Urwald, wo Indianer und wilde Tiere sie bedrohten, und wo an ein strenges Regiment nicht zu denken war. Jede Faust war bewaffnet, und die stete Gefahr ließ die Männer das Leben gering achten. Der Kampf ums Dasein war ein harter, und manche entfesselten Leidenschaften tobten unter den Kolonisten. Dennoch behielt der tüchtige Kern die Oberherrschaft, die Arbeit übte ihren moralisierenden Einfluß aus, und in der freien Luft Amerikas, getragen durch das Bewußtsein, Grundbesitz zu haben, eine Familie gründen und für ihre Zukunft sorgen zu können, wurden Männer, die daheim eine Gefahr gewesen für die öffentliche Sicherheit, zu tätigen und strebsamen Bürgern. Unverbesserliche Elemente verschwanden nach und nach, verschollen in der weiten Campanha, wo sie meistens der Tod durch das Messer eines Gaucho ereilte, und nur hier und da, wie bei Gelegenheit der Kirchenräubereien, wirbelten noch einige Schmutzblasen aus der Tiefe hervor und trübten die klare Oberfläche der gedeihlichen Entwicklung der ersten deutschen Kolonie der Provinz, die schnell erblühte und zu einem Muster deutschen Fleißes wurde. Später kamen nochmals schlimme Zeiten: die Revolution der Provinz teilte auch die deutsche Kolonie in zwei feindliche Lager. Der Bruderkrieg kam über S. Leopoldo mit allen seinen Greueln, Verwüstungen und Verwilderung der Charaktere. Mancher Bauer wurde zum Parteigänger und Rottenführer, manche Grausamkeit und Rache wurde ausgeübt — aber trotzdem geschah nichts, das sich den Vorgängen in den Tagen des Muckertums in S. Leopoldo an die Seite stellen ließe.

Mucker hießen die Anhänger der Jakobine Maurer, der Frau eines Kolonisten am Ferrabraz bei Sapyranga. Sie war von Natur zu Hysterie

veranlagt, dazu von einer über die Maßen sinnlichen Natur und wahrscheinlich Somnambule. Maurer selbst war ein fauler Patron, dem die harte Arbeit in der Plantage nicht zusagte, und der bald geneigt war, aus den hysterischen Zufällen seines Weibes Nutzen zu ziehen. Viele Kolonisten nahmen übernatürliche Gründe für Jakobinas krankhaften Zustand in abergläubischer Scheu an, und Maurer etablierte sich als Wunderdoktor und behandelte Kranke nach göttlicher Eingebung, die seine inspirierte Frau angeblich vermittelte. Jakobina behauptete, daß sie direkte Zwiesprache mit Gott habe, und ging in ihrer Blasphemie so weit, zu erklären, Christus sei noch auf Erden und zwar stecke er in ihr, der „Christussin", wie sie bald genannt wurde.

Die dritte Person in diesem Schwindel war der Ex-Pfarrer Klein, ein geriebener Intrigant und pfiffiger Kopf. Er war der geschickte Regisseur der Komödie, welche bald in ein blutiges Drama ausarten sollte. Am Pfingstfeste 1872 erklärte er auf den Knien liegend Jakobina für den wahrhaftigen Christus, und die Strohköpfe, welche zuschauten, glaubten von da an fest an diese verbrecherische Lüge. Viele Mucker machten Hab und Gut zu Geld, trennten sich von den anderen Kolonisten, ritten gut bewaffnet umher und drohten den „Spöttern", wie sie ihre Gegner nannten, sie alle zu vernichten und sich selbst, die Auserwählten Gottes, mit dem Eigentum der Vertilgten zu bereichern.

Zu der religiösen Schwärmerei und dem Aberglauben gesellte sich nun das sinnliche Treiben. Weibergemeinschaft wurde eingeführt, und unter dem Deckmantel der Religion riß die entsetzlichste Unsittlichkeit bei der Sekte ein. Waffen, Munition, Lebensmittel und Stoffe wurden in Menge in die Muckerburg, ein großes neuaufgeführtes Haus der Sektierer, geschafft und anscheinend ein völlig organisierter Kommunismus eingeführt. Ein Deutscher, der die Polizei aufmerksam gemacht hatte, wurde von zwei vermummten Reitern vor der Tür seines Hauses meuchlerisch niedergeschossen, ein anderer verschwand im Oktober 1873, seine Leiche wurde im Walde gefunden, offenbar waren die Mucker auch an seinem Tode beteiligt. Die Polizei begnügte sich in echt brasilianischer Indolenz mit halben Maßregeln, nur Maurer wurde mit dreißig Tagen Arrest bestraft. Jakobina aber erwählte den Mörder des ersten Opfers, Rudolf Sehn mit Namen, zum Genossen ihrer Orgien, und die übrige Bande blieb in entsetzlicher Immoralität nicht zurück. Jeder Verrat an der Sekte wurde mit dem Tode bedroht. Der junge Georg Haubert, angeekelt von den Ausschweifungen der Mucker, trennte sich von ihnen und trat bei einem Schneider in S. Leopoldo in die Lehre. Kurze Zeit darauf wurde er durch das offene Fenster der Werkstatt am hellen lichten Tage erschossen. Der Mörder entkam. Der Mucker Martin Kassel weigerte sich, sein Weib zu vertauschen, und trat aus der Sekte aus. Bei seiner Rückkehr

von einer Reise nach S. Leopoldo fand er seine Frau und vier Kinder als verstümmelte Leichen unter den Trümmern seines angezündeten Hauses. Sein ältester Sohn, der sich schwerverwundet in den Wald rettete, hatte unter den Mördern seinen eigenen Oheim erkannt!

Da endlich schritt die Obrigkeit ein. Klein wurde in S. Leopoldo mit einem anderen Mucker verhaftet und nach Porto Alegre gebracht und Vorbereitungen getroffen, die Mucker in ihrem Schlupfwinkel aufzuheben. Aber noch in der Nacht vorher, am 24. Juni 1874, brachte Peter Schmitt die Schreckensbotschaft nach S. Leopoldo, daß auf Campo Bom und in Sapyranga Häuser niedergebrannt und deren Bewohner von den Muckern ermordet seien. Frau Schmitt hatte sich mutig aufs Pferd geworfen, war in die Baumschneiz gesprengt, alarmierte die Bewohner, die Sturmglocke wurde geläutet und die Mucker, welche tatsächlich auch hier ihre Greuel verüben wollten, durch die Kugeln der Bauern vertrieben. Alle diese Untaten geschahen auf Befehl Jakobinas. Noch konnte man in S. Leopoldo kaum die Nachricht von solchen entsetzlichen Verbrechen fassen, als in der folgenden Nacht in der Berghaner-, Portugieser- und Neuschneiz wieder die Mucker mit Brennen und Morden hausten. Kleine Kinder wurden in den Armen der Mütter gewürgt, diese selbst niedergeschossen, junge Mädchen in scheußlichster Weise umgebracht, Greise in den Betten abgeschlachtet, und dazu leuchtete der lodernde Brand von vierzehn Häusern.

Diese zweite Bluttat verbreitete in S. Leopoldo und Porto Alegre solches Entsetzen, daß selbst die indolente Regierung sich zu einer Expedition gegen die Sekte aufraffte. Oberst Genuino, ein persönlich tapferer Mann, ging mit Infanterie und zwei Geschützen gegen die Muckerburg vor. Die Artillerie gab drei Schüsse ab, die aber nur eine vernichtende Wirkung auf die alten Donnerbüchsen selbst ausübten. Die Truppen, welche trotz des Abratens Peter Schmitts bei Nacht in den Waldweg vor der Muckerburg eingedrungen waren, wurden von einem vernichtenden Schnellfeuer empfangen. Ihr Angriff mißlang völlig. Oberst Genuino nahm sein Hauptquartier auf Campo Bom und erwartete Verstärkungen. Die edle Soldateska stahl und plünderte nach alter Weise, besonders in den verlassenen Gehöften der Mucker, Streifkorps hausten in brasilianischer Art auf Leonerhof, und die so beschützten Bauern waren froh, als Genuino zum zweiten Angriffe aufbrach. Dieses Mal wurde zwar die Muckerburg gestürmt, aber Jakobina und viele Mucker retteten sich in den Wald, und unter ihren Kugeln fiel auch Oberst Genuino.

Sein Nachfolger, Oberst Augusto Cesar, ließ die Mucker Mucker sein, hielt nur Schießübungen auf das Vieh der Kolonisten ab, und sein Lager glich in allen Punkten dem Wallensteinschen. Pulvergeruch liebte der Tapfere weniger als den lieblichen Duft des Spießbratens. Die verzweifelten Bauern

gingen endlich selbst zum Angriff über, mußten aber zurückweichen, da der edle Feldobrist mit den Seinen untätig zuschaute. Da riß auch der Regierung die Geduld, Augusto Cesar wurde abberufen, und sein Nachfolger rottete endlich den Rest der Mucker aus. Jakobina wurde in den Armen ihres Geliebten von Bajonettstichen durchbohrt. Das ist die Muckertragödie in großen Zügen."

Wir waren schweigsam geworden, als wir dem Wirte Lebewohl und Dank sagten. Die Sonne war schon untergegangen, Nachtfalter schwirrten gegen die Lampe, als er uns auf den Weg leuchtete. Auf demselben Wege, auf dem einst die Mucker geritten und die Soldaten marschiert waren in den Tagen der grausigen Zeit, schritten wir unserer gastlichen Herberge zu. Nichts erinnerte heute an die Angst und Verzweiflung jener Stunden, friedlich in der Stille der Nacht lag der Ort vor uns. Hinter dem Saume der bewaldeten Berge tauchte der Mond auf. Wie flüssiges Silber flutete sein Licht über das stille Tal, in dem die Häuser aus tiefdunklem Grün hervorlugten. Auf den Blättern der Orangen spiegelte sich das Licht, nur leise, traumhaft flüsterte ein Zweig mit dem anderen, und die Perlen der Nacht funkelten auf den schneeigen Blüten wie glitzernde Diamanten. Die Blumen erschlossen nach der erschlaffenden Hitze des Tages ihre müden Kelche, tranken die Kühle des Abends in langen Zügen und atmeten sie wieder in köstlichem Duft. Eulen und Fledermäuse strichen hastig durch die Stille, und der Kiebitz rief schrill in die Weite. Leuchtkäfer zogen in magischem Scheine ihre gaukelnden Kreise, schwebend und schillernd, als leuchteten sie Elfen, die den Schleier des Abendnebels schwingend ihren Reigen führten, und über das alles ausgebreitet, dehnte sich das tiefblaue Firmament mit den ewigen Sternen.

Zwei junge Burschen aber ritten in schlankem Trabe in den Abend hinaus, und ihr fröhliches Geplauder ließ auf eine vergnügte Stimmung schließen.

„Das sind jedenfalls keine Mucker", brach Alberti unser Schweigen.

„Höchstens in den Augen ihrer Eltern und zukünftigen Schwiegermütter", ergänzte Weidemann, „auch in Deutsch-Brasilien weiß man, daß in des Abends trauter Stille Venus die Stunde regiert."



Junge Waldkolonie.

Fünftes Kapitel.

Im Urwald.

Herr Gustav Hothan, ein Regierungslandmesser, hatte die letzte Nacht in der Kolonie hinter sich und einen längeren Aufenthalt im Urwalde an den Abhängen der Serra dos Bugres vor sich. Der wohlhabende Bauer Ferdinand Weber in Santa Christina hatte ihm die Vermessung eines größeren Waldkomplexes übertragen, der parzelliert und neu besiedelt werden sollte. So hatte er im Weberschen Hause in dem breiten pommerschen Bett auf der Maisstrohmatratze und unter den prallgestopften Federbetten eine recht geruhsame Nacht verbracht, denn der Wonnemond, in welchem nach Heine alle Knospen springen, in dem alle Blumen duften, alle Lämmlein auf grünem Anger weiden, die Nachtigallen ihr schmelzendes Lied intonieren und der Finken klingender Schlag aus Busch und Hecken schallt, bringt in den deutschen Siedelungen im Mittelgebirge von Rio Grande schon recht frische und kalte Nächte. Beim ersten Sonnenstrahl pfiff der Sabiá, die Amsel Brasiliens, sein munteres Lied, und der Tucano im dunklen Gewande, mit gelbroter Brust und dem riesigen gebogenen Schnabel knarrte und krächzte aus dem dunklen Laube der Orangen, die über und über mit goldenen Früchten bedeckt waren. Der Landmesser verstand den Weckruf der gefiederten Gesellen und war bald bei der Morgentoilette. Er öffnete das Fenster, das auf den Garten hinausging, und ließ die kühle, würzige Morgenluft herein. Noch lag der Morgentau in blinkenden Tropfen auf den Gräsern und Blüten; an

den gelbroten Glocken des Abutilon, der Schönmalve, den brennendroten Gladiolen, den duftenden Rosen, dem violettrosa gefärbten Dreiblatt der Bougainvillea, hier Tres-Mariä genannt, schwebte und surrte der Kolibri im grüngoldenen Kleide und schillerte im jungen Morgenlichte wie ein glänzender Falter. Die Tauben saßen auf der First des Maisschuppens und putzten das weißbunte Gefieder, von fern ertönte der dumpfgirrende Ruf ihrer wilden Schwester. Aus dem Laube der Orangen fielen kleine Stückchen der goldenen Schale — Periquitos, kleine grüne Papageien, hockten verschwiegen beim Morgenimbiß. Auf einem hohen, dürren Stamme besserte der João de Barros, der Töpfervogel, an seinem kugelförmigen Lehmbau. Vom Hofraume her gackerten fleißige Hühner, grunzte und quiekte das Borstenvieh, an der langen Krippe standen Pferde und Maultiere beim Milho, und das glatte, breitgestirnte Hornvieh kaute mit stoischer Ruhe an den saftigen Stengeln des Zuckerrohrs. Der Morgen war erwacht, und alles begrüßte das Gestirn des Tages, das sich über den dunklen Waldhöhen der Berge langsam erhob.

Heute wollte der Landmesser in Begleitung Webers, seines Nachbars Karsten und eines befreundeten Brasilianers, des alten Juca Tavares, sich von den rauchenden Kaminen der Kolonie trennen, um bis zur letzten Venda zu gelangen, die dicht am Fuße der Serra lag und wo seine Leute auf ihn warteten.

Hothan traf Weber und Juca bereits am Frühstückstisch, begrüßte die Hausfrau und tat dem duftenden Mokka, dem frischen Maisbrot mit goldgelber Butter und frischem Honig, dem Schinken und der Wurst, die Mutter Weber mit berechtigtem Stolze auftrug, alle Ehre an.

Auch Nachbar Karsten fand sich bald ein. Er benutzte die Reisegelegenheit, um einige säumigen Zahler hoch oben auf den Bergen der freien Serra an ihre Pflicht zu erinnern, eine kleine Cobrança, Einkassierung, zu machen, natürlich wenn er Glück und seine braven Schuldner außer dem üblichen guten Willen auch Geld hätten.

Der alte Juca Tavares ist die Respektsperson der Serra und des Campo, er ist dort oben der commandante, vor dem alles den Hut zieht. Aus dem verwitterten Antlitz mit dem grauen dichten Barte funkeln ein Paar kluge und energische Augen. An seiner Linken klappert ein mächtiger Pallasch mit roter Trobbel. Der silberbeschlagene Pistolenkolben lugt aus dem Kartuschengürtel, und das Messer steckt in silberner Scheide. Die echten chapas, Beschläge des Sattels, die gleichen botões der Zügel, die massiven Gebißbeschläge mit dem Wappen der farrapos, der Revolutionäre von 1835, erzählen uns, daß er cavalheiro ist, und verraten zugleich seine politische Gesinnung. Sonst ist er einfach, fast dürftig gekleidet. Der breite Filz, den er zum Abschiede tief vor Mutter Weber zieht, als er mit dem üblichen



Wohnhaus eines wohlhabenden Deutschen in der Kolonie Rio Pardinho.

Deus lhe pague! Gott lohn's! für das gastliche Quartier dankt, ist schon recht verwittert, und die Bombachas, die weiten Pluderhosen, sind von einfachem Leinenzeuge. Nur die schweren echten chilenas, mit denen er freilich den flotten Blauschimmel nicht zu treiben braucht, deuten wieder an, daß er „da oben" der manda-chuva, der Wettermacher, ist.

Die Reiter saßen bald im Sattel. Karsten dampfte vergnüglich seine kurze Pfeife. Weber mit Juca ritt voran, Karsten an der Seite des Landmessers. Gegen zehn Uhr waren die letzten Kolonistenhäuser passiert. Von einer elenden Lehmhütte hinter einem verwilderten Dornenzaune schoß ein struppiger Köter mit wütendem Gekläffe gegen die Reittiere, um bald laut aufheulend mit eingezogenem Schwanze zu verschwinden. Das erfahrene Maultier Hothans hatte den Morgengruß mit einem wohlgezielten Hufschlag quittiert.

„Hier wohnt der Hannes Strohm", erklärte Karsten, „ein Kerl, der mit uns nach Brasilien gekommen ist. Aber die Hacke hat er ebenso gern in der Faust gehabt wie glühendes Eisen, seine ursprüngliche Kolonie hat er verkümmelt und ist immer weiter hinaufgerückt nach der Serra, hockt jetzt hier zwischen Papageien und Affen, schnackt nur noch brasilianisch und macht hin und wieder so 'n bischen Erva, wenn ihn hungert. Seit er letzthin ein Pferd in Hann Witts Potreiro gefunden haben wollte und dann von Hann gehörige Schacht gekriegt hat, läßt er sich nicht mehr in der Pikade sehen. Na, wir missen ihn gern."



Wohnhaus, im Vordergrunde Potreiro, in der Pikade Rio Pardinho.

Der behäbige Karsten, der fleißige pommersche Kolonist, und dieser untergegangene Mann, das war eine beredte Illustration zum Segen der Arbeit.

Schmal zog sich der Pfad allmählich empor, zur Rechten eine steil aufragende Wand von rötlichem Sandstein, zur Linken der rauschende Rio Vermelho, dessen klare Flut sich an versprengt liegenden Blöcken brausend brach. Von den moosbewachsenen Kuppen derselben plumpte hier und da eine Schildkröte schwerfällig ins Wasser, ein Reiher flatterte vom Äste eines gestürzten Angicostammes auf vor dem Schnauben der Pferde, die langsam in den ausgetretenen Stufen des Pfades emporstiegen. Noch eine Viertelstunde — und eine kleine ebene Lichtung, ein Rastort für die Tropas, welche die Lasten vom Gebirge ins Tal bringen, breitete sich vor den Reitern aus. Eine große Tropa von wenigstens hundert Maultieren hielt dort. Die Tiere suchten an den Wegrändern und am Rohrgras des Waldsaumes ihre karge Nahrung, während die Arrieiros, die Treiber, am Feuer hockten und ihr Mittagsmahl kochten.

Eine wundervolle Fernsicht eröffnete sich hier dem Auge. Zu Füßen die Täler der Menschen; die bewaldeten Vorberge hoben sich in runden oder zackigen Konturen scharf vom blauen Himmel ab, hier und dort braune und grüne Flecken, wie Farbenreste auf einer riesigen Palette: die Roças, Pflanzungen, der fleißigen Bauern, und fern im Süden eine weite, ebene Fläche, im Scheine der Sonne fast wie ein lichtübergossener See, dessen Grenzen allmählich im Brodem des Horizontes verschwammen: der ferne Campo. Hothan holte das Fernglas hervor, an dem Panorama zu seinen

Füßen konnte er sich nicht satt sehen, so oft er es auch geschaut hatte. Aus seinem stillen Genusse wurde er bald geweckt:

„Sie sind ja ganz versunken, Herr! Oder explorieren Sie noch einen herrenlosen Flecken, von welchem Sie sich einige hundert Kolonien landhaifischen möchten?"

Karl Brauer war es aus der guten Stadt Santa Izabel. Aus seinem treuen guten Gesicht, in welches Wind, Wetter und Lebensmühe schon hier und da ihre Furchen gezogen hatten, leuchtete die helle Freude, einen guten Freund auf einsamem Waldpfade zu treffen.

„Sie hier, Herr Brauer?"

„Ja, die alte Geschichte von den Menschen, die ja nicht wie Berg und Tal festgelegt sind. Ich komme von Passo Fundo, habe den direkten Weg mit der Tropa hier über die Serra gemacht und denke, heute abend noch nach langer Zeit wieder in den eigenen Federn zu schlafen. Aber was treibt Sie wieder, hier in der Wildnis umherzustreifen?"

„Ach was — Wildnis! Wenn ich auch nicht beruflich hier zu tun hätte, schon dieser herrliche Ausblick lohnt die Tour allein. Ich denke mir die wenigen Tage oben im Walde in der freien Gottesnatur wieder herrlich!"

„Sie haben vermutlich die herrliche Gottesnatur die Nacht im warmen Nest genossen — wir haben oben die herrlichste Kälte in den Knochen verspürt, und die armen Teufel von der Tropa konnten nicht nahe genug an das Feuer rücken, der alte Bonifacio lag am Morgen mitten in der Asche! Und erst, wenn Sie mal die herrliche Gottesnatur bei acht Tagen Regenwetter oben zu schmecken bekämen, wenn das Dach der alten Palmitenhütte sich für alle Unterlassungssünden seiner Erbauer rächt, wenn Tabak und Pulver naß wird und Sie einmal das Mittagessen durch Erva und angezogenen Leibgurt ersetzen müssen — das ist auch herrlich, da würde Ihnen die Schwärmerei schon vergehen. — Doch Spaß beiseite, alter Freund, kommen Sie! Ehe ich weiter nach unten reite, wollen wir frühstücken — die anderen sind schon fest dabei."

Die Gesellschaft hatte es sich bequem gemacht. Am Boden waren die Abschiedsgrüße von Santa Christina ausgebreitet, und dem gelben Joaquim, der abseits vor seinem Bohnentopfe hockte, lief ordentlich das Wasser im Munde zusammen. Ja, die Allemães, die Deutschen, hatten es ja, und er konnte froh sein, wenn er seine Bohnen im Topfe brodeln hatte. Die kalten Hühner der Deutschen hätten ihm voraussichtlich wohl gemundet, die harte Arbeit in der Pflanzung doch wohl weniger; da war es doch noch bequemer, Esel zu treiben und hin und wieder auf den freien Höhen den Magen ein wenig knurren zu lassen.

Der alte Bonifacio, ein Neger von ungezählten Jahren, machte in seinem

weißen Bart und Haar einen fast patriarchalischen Eindruck. Der schuldige Respekt verbot ihm, sich am Gespräche der Weißen zu beteiligen. Doch redselig, wie die Neger alle sind, ging er gern auf eine Unterhaltung mit dem Landmesser ein.

„Wie alt bist du wohl, Bonifacio?"

„Ganz sicher weiß ichs nicht, aber ich war schon ein Bursch von dreißig Jahren zur Zeit der großen Revolution."

„Ah, der Farrapenrevolution?"

„Justamente, Senhor!"

„Wo bist du groß geworden?"

„Auf dem Campo, der Estancia meines Herrn, den ich als ein Kind von drei Jahren gerettet habe."

„Du hast ihn gerettet?"

„Sim, senhor, denn seine ganze Familie kam ans Messer. Sein Vater war Revolutionär, ein Ehrenmann von reinstem Wasser. Aber eine Reiterabteilung überraschte ihn, und um alle wars geschehen! Nur ich bin mit dem Kinde entwischt."

Der Alte hatte das gelassen erzählt, ein blutiges Drama rollte sich aber in den wenigen Worten vor den Augen des Landmessers auf. —

Die letzte Cuya mit heißem Chimarrão hatte die Runde gemacht, man brach auf. Brauer nahm die letzten Grüße mit zu Tal, Juca trennte sich von seinen Begleitern, um den Pfad zu verfolgen, der über die Grate der Serra auf die Hochebene führte, auf welcher er wohnte.

Nach Landessitte umarmte er die deutschen Freunde und ließ sich von dem Landmesser das Versprechen geben, ihn auf seiner Estancia zu besuchen, wenn ihn die Messungen auf die Höhe der Berge führen würden. Dann ein letztes Vae com Deus! Behüt Gott! Até logo! Auf Wiedersehen! — und die Deutschen trabten den schmalen Weg entlang, der links an den hohen Waldabhängen der Serra ziemlich eben hinlief und zur Venda von Heinrich Seidel, von den Serranern einfach „Henrique" genannt, führte. Dort hofften sie in zwei guten Stunden zu sein.

Dem Landmesser war diese Aussicht nicht gerade unangenehm, denn der lange Morgenritt nach wochenlanger Rast in der Hauptstadt hatte ihn mehr angestrengt, als er verraten mochte. Vier Wochen hatte er in seiner Familie und am Arbeitstische zugebracht, da griffen ihn sechs Stunden im Sattel der Mula an, er war nicht mehr auf die Wildnis trainiert.

„Auf Ihrem Gesicht liest man auch schon das Heimweh nach den Pantoffeln, Herr Landmesser", spottete Karsten, „ja, Reiten und Reisen ist nicht jedermanns Sache. Aber ich sage Ihnen, es reist sich doch besser auf vier Beinen als auf zweien. Wie wir in den Anfangsjahren zu Fuß bis Rio

Pardo neben dem Gaul, der unsere ersten selbstgeernteten Bohnen trug, laufen mußten, ein Stück Brot im Sack, und nichts dazu — Herr, das war kein Spaß! Was sagst du, Weber?"

Weber nickte lächelnd: „Besonders der Heimweg wurde einem da oft recht sauer, denn in Rio Pardo gab es Geld und hier und da auch eine Kneipe."

„Ich mache mir Sorgen, ob die Leute auch bei Seidel uns erwarten und die Instrumente alle angelangt sind, damit wir morgen mit der Arbeit beginnen können", meinte Hothan.

„Die Leute habe ich bestellt", beruhigte Weber ihn, „Henrique hat mir durch seinen Tropeiro Florencio Nachricht zukommen lassen, daß die Serraner heute bestimmt bei ihm sind. Die armen Teufel werden sich nicht zweimal bitten lassen, denn beim Landmessen sind sie gern dabei. Da gibt es satt zu essen nnd Geld obendrein. Die Instrumente aber habe ich durch meine beiden Söhne vorausgeschickt, und der älteste, Fritz, hat es selbst eilig, daß der Wald vermessen wird, denn er will in diesem Jahre noch Hochzeit machen, und als erster Kolonist auf das neue Land ziehen."

„Der junge Mann hat Kourage", lobte Hothan, „ich denke mir es nicht so leicht, in der Einsamkeit mit Weib und Kind zu hausen."

„Aber ich bitte Sie!" protestierte Weber, „das ist doch gar nichts. In ein paar Wochen ist genügend Wald geschlagen für die erste Pflanzung. Geräte, Lebensmittel nimmt er mit, mehrere kräftige Burschen helfen ihm, eine leidliche Hütte ist bald gebaut, die Venda ist nicht aus der Welt, und im Notfalle bin ich ja auch noch da. Übrigens wird er nicht lange allein dort seine Bohnen pflanzen, ich kenne schon ein halbes Dutzend deutscher Burschen, die nur auf Sie gewartet haben. Ist das Land vermessen, so kaufen sie für ein billiges Geld ein Kolonielos, siedeln fröhlich hinauf und können einen eigenen Hausstand gründen. Unsere Töchter sind ja auch an Arbeit gewöhnt."

„Ja, und die Schlingel haben es doch tausendmal besser, als wir im Anfang", bestätigte Karsten, „da half uns keiner. Kolonie 6 — Ferdinand Weber, Kolonie 7 — Fritz Karsten, hieß es da, baff! lagen unsere Siebensachen am Boden, und da saßen wir. Keine Venda weit und breit, die paar Subsidien machten den Kohl nicht fett, von der Waldarbeit kannten wir wenig, während unsere Jungen von Kind auf angelernt werden; um die erste elende Brettersäge bin ich zehn Legoas nach Rio Pardo gelaufen. Da stand uns am ersten Abend, es wird am Christabend nun vierzig Jahre, das Salzwasser in den Augen, und Johann Stramm hockte auf seiner Bettkiste unter dem Lourostamm, der heute noch am Tor bei ihm steht, und meinte wehleidig zu mir: So, Fritzing, nu rohr!"



Die beiden Alten hatten nicht unrecht, und der Landmesser bekam einen gewaltigen Respekt vor der Ausdauer und Zähigkeit dieser Bauern, die in den wenigen Jahrzehnten aus dem dichten Walde eine blühende deutsche Siedlung gestaltet hatten.

„Was für Leute haben Sie für mich bestellt?" frug Hothan.

„Da ist zunächst Severo, der beste Vaqueano, den Juca Tavares hat. Juca hat ihn selbst gedungen. Er ist zwar nur ein kleiner, aber sehniger Kerl, und Juca behauptet, daß er den ganzen Wald kennt und selbst in mondloser Nacht alle Wege und Stege weit und breit in der Umgegend zu finden wisse, ja, er soll die schmalen Pfade durch alle Banhados mit verbundenen Augen im Notfalle erkennen."

„Also so 'ne Art feiner Hühnerhund", spöttelte Karsten.

„Laß deine schlechten Witze, Karsten, Juca hat recht, wenn er den kleinen Severo rühmt. Ich bin in stockfinsterer Nacht mit ihm geritten, keine Hand sah man vor Augen, und ich glaubte gewiß, den Weg verloren zu haben. Du kennst ja den schmalen Gaispfad, der sich vor den Antabergen gabelt, da glaubte ich, wir seien zu weit nach Süden geritten. Was machte mein Severo? Schweigend brach er einen Zweig am Wegesrande ab, roch an den Blättern und versicherte: o caminho é certo, es ist der rechte Weg. — Am anderen Morgen waren wir in Santa Christina."

„Aber wie ist das möglich, aus dem Geruch der Blätter auf den Weg zu schließen?"

„Sehr einfach. Die Sinne dieser Naturkinder sind sehr scharf, sie kennen zudem jede Pflanze in ihrer Waldheimat und wissen genau, in welchen Sonnenlagen bestimmte Gewächse vorkommen. Severo hat entschieden gewußt, daß der Busch, welchen er am Geruch erkannte, nur an der Schattenseite der Antaberge vorkommt, wir also südlich von denselben ritten."

„Wen haben wir sonst noch zur Verfügung?"

„Da ist Januario, ein stämmiger Neger, Firmino und Leandro, auch ein paar braune Waldläufer, José, ein Caboclo, aber vorzüglicher Jäger, und ein paar andere werden noch mitgekommen sein. Sie können sich auf die Leute verlassen. Sie werden nie etwas gegen Sie zu tun wagen, denn Juca Tavares ist mein Freund, und der ist König da oben, vor dem haben die ganzen Kerle Angst. Übrigens wissen Sie ja selbst, daß die Serraner große Kinder sind, die man leicht zufrieden und froh machen kann."

Das Tal war breiter geworden, vor den Reitern kreuzte der Arroio Pequeno, der kleine Bach, den Pfad. Große Felsblöcke lagen in dem seichten Gewässer rechts und links.

„Der Paß hier ist nichts wert", erklärte Weber, „kommt Hochwasser, so reißt es oft tiefe Löcher in das Flußbett, im trüben Wasser nach Regen-



Venda und Frachtwagen.

wetter kann der Reiter die großen Steine nicht immer erkennen, und das Pferd kann straucheln und stürzen. Ich werde heute mit Seidel drüben reden, wir müssen einen besseren Paß suchen und den Weg verlegen. Das kostet zwar ein wenig Arbeit und Geld, aber wenn ich drüben mein Land besiedeln will, muß der Kolonist auch einen Weg dahin haben."

„Na, viele Spekulanten denken nun nicht so", bemerkte der Landmesser.

„Die liebe hohe Obrigkeit erst recht nicht", bekräftigte Karsten, „die denkt: Hilf dir selbst, Bauer!"

Die Reittiere traten in das kristallklare Wasser, die Reiter ließen die Zügel lang, und Pferde und Mula sogen das frische Gebirgswasser in langen Zügen. Dann wateten sie langsam ans jenseitige Ufer und legten die kleine Strecke bis zur Venda Seidel in fröhlichem Trabe zurück.

Die Urwaldsvenda am Arroio Pequeno war ein einfacher Bau. Das einstöckige Haus, aus den Steinen des nahen Sandsteinbruches massiv aufgeführt, mit Schindeln gedeckt, enthielt den kleinen Geschäftsraum, ein Wohnzimmer daneben und unter dem schräg abfallenden Dache an der Rückseite zwei Schlafräume. Die Küche war abseits nach Landessitte gebaut, die Lagerräume einfache Pfostenbauten, die Wände aus Geflecht mit darauf geworfenem Lehm hergestellt. Abseits von der Venda unter hohen Weidenbäumen lag das ehemalige Geschäftshaus, im Anfang des Unternehmens einfach aus Brettern zusammengeschlagen. Da hausten des Nachts und bei schlechtem Wetter die Serraner, welche von den Bergen Erva Mate und Gerberlohe brachten und die Hauptkundschaft Heinrich Seidels bildeten, des „Senhor Henrique". Der Besitzer der Venda, ein großer stattlicher Mann, lehnte am Türpfosten

in den landesüblichen Bombachas und im Wollhemde, einfache Lederschlappen an den Füßen, drehte Tabak in das Maisblatt und bot seine ganze Kraft auf, einen erneuten Pumpversuch des edlen Isidoro, eines faulen schwarzen Landstreichers, abzuwehren.

„Also, Senhor Henrique, nicht zwei Ellen Riscado wollen Sie mir borgen?"

„Nein, Isidoro."

„Aber ich brauche sie und liefere gewiß und wahrhaftig Gerberrinde und Erva, Erva especial, und bezahle meine Schuld."

„Erst sehen!"

„Aber, Senhor Henrique, nicht ein heiles Hemd soll ich haben? Dann borgen Sie mir wenigstens noch eine Flasche Cachaça und ein Kilo Zucker!"

„Fällt mir nicht im Traume ein, Deus me livre! In der Ecke dort steht eine Hacke, am Berge mein Milho, geh und arbeite, so wird sich alles finden."

„Gern, Henrique, gern, aber Sie wissen, daß ich am Rheumatismus leide, gerade jetzt plagt er mich mehr als sonst, aber in acht Tagen wird sich das geben, wenn ich mein Knie ordentlich mit Cachaça einreiben kann. Da komme ich und putze Ihnen die ganze Roça, sauber, blank soll sie sein — —"

„Schon gut", unterbrach der Vendeiro den lästigen Schwarzen, „va com Deus, até outra vez! Übrigens, da kommen drei Deutsche, die im Walde messen wollen, da findest du Arbeit. Sieh, Senhor Frederico ist auch dabei, da biete dich gleich an!"

Senhor Frederico, wie Seidel den alten Karsten nannte, wurde von dem braven Neger aber nicht erwartet, sintemalen er vor ein paar Wochen in Santa Christina sich einen Vorschuß hatte geben lassen, aber die versprochene Arbeit in der Pflanzung nicht geleistet hatte. Eiligst stülpte Isidoro seinen fettigen Filzdeckel auf die krausen Haare und verschwand mit hurtigen Sätzen im nahen Walde.

„War das nicht der elende Kerl, der Isidoro?" frug Karsten, als er vor der Venda hielt, „das ist auch so ein niederträchtiger Faulpelz. Mir ist er auch noch Geld schuldig."

„Das ist einer der frechsten Tagediebe, die wir haben, Karsten", bestätigte Seidel, indem er den Angekommenen die Hand reichte, „er betrachtet mein Geschäft als Domäne für sich und seine Pumpversuche. In der Revolution hat er sich hübsch versorgt, silbernes Sattelzeug, feinen Poncho, alles was zum brasilianischen Gentleman gehört, wies er prahlend auf. Wer weiß, wo er's gestohlen hatte! Aber ein Stück nach dem andern ist nun versilbert, und bei seiner angeborenen Abneigung gegen alle Arbeit pumpt und bettelt sich der Edle durch, wie es eben gehen will. — Aber steigen Sie ab,

meine Herren, heda, José! Firmino, Severo!" rief er zum Schuppen hin, „Ihre Söhne, Herr Weber, sind auch seit Mittag hier, jetzt sind sie mit meinen Jungen ein wenig in den Wald gegangen, um zu jagen."

Die farbigen Hilfsmannschaften erschienen und nahmen die Reittiere in Empfang. Hothan musterte sie.

Der Pfadfinder Severo war ein kleiner Mensch von hellgelber Gesichtsfarbe, mit dem straffen tiefschwarzen Haar, das im Verein mit den scharfen, fast stechenden Augen auf Verwandtschaft mit den Indianern des Landes, den Bugres, schließen ließ.

Ein kräftiger Neger mit dem dicken Wollkopf und den aufgeworfenen Lippen, dem gelblichen Augapfel und der aufrechten Haltung des Körpers war Januario.

Firmino und Leandro waren Caboclos, Indianermischlinge, braune verwegene Gesellen, José, ein schlanker Brasilianer, tiefgebräunt, mit spitzem Kinnbart und schwachem Schnurrbart, langem, ungepflegtem Haar und scharfen dunklen Augen, war entschieden die angenehmste Erscheinung.

Die Kleidung der Leute war unglaublich dürftig, selbst der Landmesser, der an die Toilette der Waldsöhne schon gewöhnt war, musterte sie erstaunt. Die Banditen aus Fra Diavolo und Stradella waren im Vergleich mit diesen Naturmenschen die reinen Gigerln, und selbst ein Sohn der Abruzzen würde sich schämen, mit solchen Gesellen sich sehen zu lassen. Alle waren natürlich barfüßig, die unglaublich zerfetzten groben Beinkleider bis zum Knie aufgerollt, Severo trug ein buntes Baumwollhemd, das quer über die Brust einen klaffenden Riß hatte, Januario war entschieden am dürftigsten montiert. Statt der Beinkleider hatte er einen großen Fetzen Sacktuch hosenartig drapiert, eine unglaublich zerfetzte alte Jacke bedeckte notdürftig die Brust, auf der das Hemd fehlte. Einen alten Strohhut, dem der Deckel fehlte, hielt er in der Hand und grinste ganz vergnügt. Firmino und Leandro waren ebenfalls nur mit zerlumpten Sachen versehen, denen man es ansah, daß die Dornen des Waldes sie tüchtig gestreift hatten. Den anständigsten Eindruck machte noch José. Wenn auch seine blauleinenen Bombachas vor dem Knie eine klaffende Wunde zeigten, so trug er doch ein anscheinend heiles Hemd und eine alte Jacke, die nur an einem Ellbogen nach Zwirn schrie. Freilich ein Knopf war auch nicht mehr daran zu entdecken Alle aber hatten gute Pistolen mit langen Läufen und tüchtige Hirschfänger, facão genannt, in den zerschlissenen Lederscheiden.

„Also morgen früh mit dem ersten Tagesgrauen brechen wir auf. Sind Äxte, Buschsichel, die Instrumente, Meßketten und Ballisen gut verpackt?"

„Alles in Ordnung, Herr Hothan", versicherte Seidel.

„Ihr könnt heute hier abkochen, Bohnen und Xarque geben Sie

genügend, Herr Seidel, wenn möglich auch frisches Fleisch, auch jedem ein Stück Tabak, Kaffee, Zucker und zum Abend etwas Cachaça!"

„Muito obrigado!" dankte José. Die Leute waren seelenvergnügt. So gut hatten sie es lange nicht gehabt, das war der reine Festtag.

„Die Herren müssen mich noch einen Augenblick entschuldigen. Ich sehe eben João Alves Pereira mit seiner Tropa ankommen, bitte, treten Sie so lange in das Wohnzimmer. Es wird nicht lange dauern."

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören", erklärte Weber, „wir wollen es uns schon bequem machen. Bringen Sie uns ein Glas Bier, Henrique!"

Damit zogen sie den Poncho ab, hingen Hut und Peitsche an die Wand und ließen sich auf den einfachen Holzstühlen in dem kühlen Zimmer nieder.

João Alves Pereira war einer der armen Brasilianer, die jahraus jahrein sich kümmerlich durchschlagen mit dem Sammeln der Blätter des Ilex paraguayensis, des Teebaumes, und der Rinde des Araçá, die eine vorzügliche Gerberlohe liefert. Die Blätter des Ervabaumes mischen die Burschen oft mit der gleichfarbigen, aber bitteren cauna. Diese Produkte führen sie dann zu Tal in die Vendas, wo sie natürlich nur einen geringen Preis erzielen, schnell alles in nötigen und unnötigen Artikeln anlegen, um fröhlich mit ihren Schätzen wieder zu ihren elenden Ranchos zurückzukehren und ein süßes Nichtstun zu pflegen, bis der grausame Hunger sie wieder in die Teewälder treibt.

Die Tropa kam näher. Das Leittier ritt der kleine Bonifacio, langsam klingelte seine alte Stute in der Sonne dahin, hinter ihr die hochbepackten Esel. Zwei halbwüchsige Jungen, braune stämmige Bürschlein, zottelten gemächlich auf elenden Mulas hinterdrein, den Beschluß machte João Alves selber, neben ihm ritt eine gelbe Senhora von fast zwergenhafter Gestalt. João war entschieden kein Liebling der Grazien. Wenn der kleine Kerl mit der schmalen Stirn, dem straffen, blauschwarzen Pferdehaar darüber, den kleinen Schlitzaugen darunter — alles mit einer öligen Haut überzogen — auf seinem klapprigen Esel mit dem schäbigen Sattelzeug angondelte, so verging selbst dem Neuling alle Romantik, die man sonst in Jugendjahren allen Indianern in Coopers Lederstrumpf und ihren Brüdern noch zukommen lassen möchte. João war ein häßlicher kleiner Bugre, das einzige Große an ihm war der Mund.

„Vor zwanzig Jahren sah der Knabe übrigens gerade so aus", erzählte der Vendeiro, „genau so fettig und gelb, und sein Gesicht zeigte schon die Furchen und Runzeln eines gedörrten Pfirsichs. Heute kommt er mit Ihrer Excellenz der Frau Antoninha, seinem trauten Ehegemahl, wegen ihrer kleinen Gestalt auch meia garrafa, die halbe Flasche, genannt."

Die Tropa hielt vor der Tür.

„Boas tardes, Senhor Henrique!“ begann das obligate Frage- und Antwortspiel in brasilianischer Umständlichkeit. Nach allem wurde eingehendste Erkundigung eingezogen, nach der lieben Familie und dem alten Chico Assado, dem Oheim, dem kleinsten braunen Alves und dem Compadre Dionysio. Endlich war das Spiel beendet, die meia garrafa verschwand in der Venda, ihr Eheherr folgte und salutierte feierlichst die deutschen Gäste. Nach dem üblichen Einleitungslikör wurde das Geschäft erledigt.

Während João selbst dem ungläubigen Kaufmann mit aller Lebhaftigkeit explicierte, daß die arroba Erva um 300 Rs., die arroba Gerberlohe aber um 500 Rs. gestiegen sei, wofür der Senhor Henrique nur ein ungläubiges Lächeln hatte, nahm seine bessere Hälfte die schöne bunte Chita und Setineta, die gelben Kopftücher mit grellroten Mohnblumen darin, in Augenschein, bewunderte die unechten Ringe mit großen Steinen, die Talmiketten, die schönen Heiligenbilder und alle Herrlichkeiten, welche Henrique für seine Kunden führte. Aus dem großen Fasse mit Bolachas, trockenen Cakes gröbster Sorte, reichte sie dem kleinen Bonifacio und den beiden Burschen einige Stücke, welche diese mit höchster Wonne kauten. Dabei standen sie am Ladentische und musterten glänzenden Blickes alle Herrlichkeiten.

João Alves vermochte unterdessen trotz aller Beteuerungen keine Hausse in Erva zu erzielen.

„Willst du zwei Mil fünfhundert für die Arroba Erva — sonst kaufe ich nicht.“

„Aber, Senhor Henrique, das geht nicht, diese schöne Erva, nicht eine Spur cauna ist darin!“

„Dann tut's mir leid — ich gebe nicht mehr. Reite weiter in die Pikade, dort bekommst du mehr, ich muß immer mit der Fracht von hier bis zur Ervamühle rechnen, kann also nicht so viel geben.“

In Santa Christina hatte aber der gute Alves vor etlichen Monaten einen Pump angelegt, dahin traute er sich vorläufig also nicht. Er biß deshalb in den sauren Apfel.

„Bom, die Erva mag dafür hingehen — aber die schöne Lohe, die ist prima, superior, unter Brüdern wenigstens drei Milreis wert. Sagen wir drei Mil zweihundert.“

„Que esperança, keine Ahnung! João Alves, in meinem Schuppen liegt noch ein Teil deiner letzten Ladung, von der die Hälfte noch grün und feucht war und infolgedessen fault.“

„Aber, Henrique, das ist unmöglich!“

„Gut, überzeuge dich selbst! Vamos!“

„Não, não, lassen wir das! Kann sein, daß ein Stückchen grüner Rinde dazwischen geraten ist — sagen wir also drei Mil für die Arroba!“

„Ich will dir mal einen Vorschlag machen: ich gebe zwei Milreis, mehr bekommst du nirgends."

Alves zappelte noch ein wenig, schimpfte leise, dann gab er nach. „Also zwei Mil fünfhundert, Henrique?"

„Zwei Milreis oder einen Patacão."

„Aber noch eine Flasche Pfeffermünz dazu."

„Nein."

„Eine halbe wenigstens."

„Meinetwegen!"

„Está bom." — Das Geschäft war gemacht.

In diesem Augenblicke kamen die Söhne Webers mit den jungen Seidels von der Jagd zurück, alles hochgewachsene kräftige, junge Leute, die blonden Haare und die blauen Augen verrieten die Deutschen.

„Nun, etwas geschossen?" frug Weber und schüttelte ihnen die Hand.

„Nicht viel, einen Jacutinga und zwei Macucos."

„Alle Wetter! Der eine Macuco ist fett wie eine Wachtel, seht, der Vogel ist beim Herabfallen geplatzt", lobte Karsten.

Der erlegte Jacutinga war ein hübscher Vogel mit glänzend schwarzem Gefieder, einem weißen Streifen am Hals und weißen Flügelspitzen, in der Größe dem Auerhahn gleich. Die Macucos, Waldhühner, kommen dem Haushuhn an Größe nahe.

„Haben Sie schon Jacutinga gegessen, Herr Hothan?" frug der Kaufmann.

„Nein!"

„O, der ist vorzüglich, das Fleisch ist sehr zart und wohlschmeckend. Bringt die Vögel in die Küche, sie sollen zum Abendbrot bereitet werden! Du, Ernst, gehst mit Alves in den Schuppen und wägst die Ladung, aber genau!"

Der junge Mann machte just kein fröhliches Gesicht, ging aber mit Alves an die Arbeit. Ohne kleine Differenzen geht es da niemals ab.

Der junge Mann, dessen schweißbedecktes Antlitz bald mit grünlichem Ervastaub angepudert war, befand sich bei der häßlichen Arbeit in keiner rosigen Stimmung und wies darum die Angaben des Tropeiro, der natürlich einen Gewichtssaldo zu seinen Gunsten herauszurechnen suchte, kurz zurück.

„Neunzehn Kilo gehen also für die Verpackung ab", entschied er.

„Neunzehn Kilo, sagst du? Da würge mich lieber gleich ganz ab!"

„Da sieh selber her, neunzehn Kilo stehen auf der Wage."

„Caramba! Wieviel bleibt also im ganzen für die Ladung?"

„Vierundachtzig Arrobas Erva und zweiunddreißig für Lohe."

„Caspite! Neunzig Arrobas Erva müssen es sein, wenigstens neunzig!"

„Dann wäge gefälligst selber nach; du wirst doch zählen können?"

„Natürlich, Ernesto, ich verstehe mich ausgezeichnet darauf!"

Des guten Alves arithmetische Kenntnisse bewegten sich allerdings nur im Zahlenkreise von 1 bis 20, und er hatte auch das unbestimmte Gefühl, daß die Händler diese Schwäche kannten; aber er steckte doch eine wichtige Miene auf und zählte die Posten nach:

„Vierundachtzig, es stimmt. Ich nehme Bohnen, Speck, Zucker und Kaffee dafür. Gehen wir zum Patron!"

Der Erlös war in kurzer Zeit angebracht. Da wurde zunächst Zucker und Cachaça in die Lederranzen gepackt, Kaffee, eine Seite gesalzenen Speckes dazu, Frau Antoninha mußte unbedingt ein neues „seidenes" Kopftuch und einige Süßigkeiten haben, der kleine Bonifacio bat so rührend um ein Paar neue Lederschlappen für die braunen Füße, und Pedro und Chico mußten doch wenigstens ein „Solinger" Messer und einen Hut bekommen. Alves hätte in seiner Geberlaune wohl die ganze Venda ausgekauft, aber der Kaufmann schob in weiser Voraussicht einen Riegel vor, und als der gute Alves seine Schätze alle verstaut hatte, war er noch mit zehn Milreis in der Schuld Seidels.

„Na, Heinrich, Sie nehmen es aber auch von den Lebendigen", erklärte Karsten. „Ihre Preise lassen nichts zu wünschen übrig."

„Ja, glauben Sie", entgegnete der Vendeiro, „daß ich hier für nichts und wieder nichts unter den Affen hocken will? Und wieviele faule Kunden haben mich schon hineingelegt, das muß alles wieder herein!"

„Ihnen bleibt schon nichts draußen", bemerkte Karsten und setzte dem Landmesser auseinander: „Seidel ist der pfiffigste Kaufmann weit und breit. Er weiß mit den braunen Kerlen umzugehen, schert sie ordentlich und weiß ihnen doch immer die Meinung beizubringen, als arbeite er um Gotteslohn. Alle Jahre freilich muß er eine Art Razzia abhalten. Da setzt er sich auf seinen Schimmel und sucht seine getreuen Schuldner heim auf der Serra. Was Beine hat, schlupft da in den Busch, aber den einen oder anderen erwischt er doch und nimmt dann eine Mula, einen Ochsen oder einen alten Klepper in Zahlung. So kommt er stets brillant auf seine Kosten."

„Jawohl", lächelte Seidel, „dann geht's mir, wie mit Cordeiros Esel. Der alte Gauner Cordeiro schuldete mir schon seit Jahren hundert Milreis. Schließlich nehme ich ihm eine Mula weg, treibe die mit Mühe und Not bis hierher — da legt sich das boshafte Vieh hin und krepiert, und ich war um hundert Milreis gescheiter."

Ein neuer Kunde stieg vor der Venda ab.

„Da kommt mein Compadre Angelo", sagte Seidel, „Angelo Francisco Muniz, ein Doktor der Unvernünftigen, Meister in allen Zauberkünsten. — Woher, Gevatter Angelo?"

„Von Germano, du weißt, der immer die Plage mit dem Vieh hat."

Germano war der Bauer Hermann Schulz, einer der wenigen deutschen Ansiedler in dieser Gegend.

„He, Angelo, hast du dein Meisterstück gemacht? Ist die scheckige Kuh wieder munter?"

„Natürlich, ich habe sie besprochen, jetzt frißt sie wieder."

„So ein verfluchter Unsinn!" platzte der Landmesser in deutscher Sprache heraus, „es ist schon eine Schande, daß der Brasilianer an allerlei Spuk glaubt, daß aber ein deutscher Bauer noch so einen Medizinmann ruft, ist doppelt schändlich. Freilich — die Dummen werden nicht alle."

Dieses Urteil über des Herrn Angelo Zauberkünste war natürlich nur für deutsche Ohren berechnet, aber Doktor Angelo verstand auch deutsch, wie so viele Brasilianer. Er verteidigte daher seine Kunst und belehrte den ungläubigen Hothan:

„So dürfen Sie nicht sprechen, Senhor; es gibt manche Kunst, welche Ihre gelehrten Doktoren nicht kennen, welche aber besser ist als alle Remedien der Welt. Haben Sie im letzten Sommer wohl die Unmenge Raupen in den Tabakfeldern bemerkt? Wissen Sie, wieviele tausend Pflanzen davon zerfressen waren? Ja? — Gut, dann gehen Sie zu Germano hin und fragen Sie ihn, ob nicht sämtliche Raupen durch meine Kur verschwunden sind. Das Viehzeug gehorcht, wenn man es bannt, man muß das aber verstehen."

Hothan setzte ein ernsthaftes Gesicht auf: „Die Kunst möchte ich auch lernen; es ist aber wohl schwer, sich darin einweihen zu lassen?"

„Durchaus nicht, Senhor! Ich säubere die größte Roça von allen Raupen auf eine höchst einfache Weise. Freitags vor Sonnenaufgang stelle ich mich an drei Ecken der Roça auf, spreche die Bannformel und alles Ungeziefer spaziert aus der vierten Ecke hinaus. Die vierte Seite muß eben als Ausgang vom Banne frei bleiben."

„Und wie heißt der Bannspruch?"

„Der ist einfach, passen Sie auf:

Bons dias lagartas,	Guten Morgen, ihr Raupen,
A planta que comeis	Für jede Pflanze, die ihr zernagt,
E a Deus não louvais,	Und Gott nicht dafür dankt,
Amaldiçoadas sejaes!	Seid verflucht!
Por S. Pedro e S. Paulo	Bei S. Peter und Paul
E a todos os santos	Und allen Heiligen
Da corte do céo:	Des himmlischen Hofes:
Deixae esta planta	Verlaßt diesen Acker,
Que é meu alimento,	Der mir die Speise trägt,
E as folhas do matto virgem	Und die Blätter des wilden Waldes,
Serão vosso sustento.	Sie seien euer Unterhalt!

Bei der Anrufung der Heiligen muß man ein Kreuz schlagen, und die Sache ist gemacht. — Aber ich muß weiter, bei Eugenio Figueira liegt ein Kind an Brandwunden. Gib mir ein Päckchen Cigarros, Henrique. So — adeus, senhores!"

„Ob der Knabe wohl selbst an seine Wunderkuren glaubt?" zweifelte Hothan.

„Aber ganz gewiß", versicherte Weber, „da kannte ich vor Jahren einen Caboclo, dessen beispiellose Kühnheit und unbegreifliches Glück im Passieren der gefährlichsten Flüsse allgemeine Bewunderung erregten. Niemals zögerte er, sich in die Fluten eines angeschwollenen Stromes zu stürzen. Wenn die Überschwemmung alle Brücken weggerissen hatte, wenn kein Boot sich in die Wellen wagte, wenn weit und breit die Flut auf der Ebene stand, so ging der macaco d'agua, wie der Caboclo bald hieß, mit seinem Pferde ins Wasser und trotzte jeder Gefahr. In hohem Alter ist er an Lungenkrankheit gestorben. Stets führte er ein „untrügliches Gebet" bei sich, das ihn „bueno", gefeit, machte. Mit diesem Gebete würde er selbst in den Ozean gegangen sein. Dieses Wundergebet hatte er von einem alten Bahianer für eine Goldunze gekauft, gab aber um keinen Preis eine Abschrift davon. Würde er es getan haben, so hätte sein Talisman die Kraft verloren; das war sein Glaube, ja, er würde beim Passieren des ersten Bächleins ertrunken sein.

Nach dem Tode des wasserfesten Caboclo fand man auf seiner Brust einen sorgfältig eingewickelten, vergilbten Papierzettel folgenden Inhaltes:

Numero 78. Certifico, que Manoel Martinez da Silva tem registrado no quarto livro do registro de marcas, a de sua propriedade, que vae á margem desenhada. Para constar, expediu-se a presente Guia. Juizado de Paz da Freguezia Nova de S. João da Cachoeira, 23 de Maio de 1824. O auxiliar do secretario: Int. Gonçalves.

Nr. 78. Ich bescheinige, daß Manoel M. da Silva im vierten Registerbuche der Grenzländereien sein Besitztum einregistriert hat, welches am Rande abgezeichnet ist. Damit dieses bekannt wird, wurde der vorliegende Geleitsbrief ausgestellt. Das Friedensrichteramt der Freguezia Nova von S. João da Cachoeira, am 23. Mai 1824. Der Gehilfe des Sekretärs: Int. Gonçalves.

So lautete das Wundergebet, welches dem naiven Caboclo einen grenzenlosen Mut und einen unerschütterlichen Glauben an seine Sicherheit verlieh."

„Ja, mais vale a fé do que o pau da barca", sagte Seidel, „der Glaube ist mehr wert als die Planken der Barke."

Mittlerweile war es Abend geworden, und die Glocke zum Abendessen tönte.

Auch die Leute vor dem Schuppen rüsteten ihr Nachtmahl. Unter dem großen Weidenbaume brannte das Feuer, dessen Wiederschein an den Wänden

grelle Lichter und dunkle Schatten warf. Die Sättel der Maultiere waren im Raume aufgestapelt, die Esel selbst liefen frei in dem Waldwege und suchten ihr Futter, das Glöckchen des Leittieres klingelte vom Waldessaume her. Alves und die Seinen aber hockten mit José, Firmino und den übrigen am Feuer, aßen und tranken und waren guter Dinge, erzählten Geschichten von Pferden und Jagden, und Alves war bereits sehr guter Laune, denn er gröhlte schon sein Leiblied von der Küchenschabe, der barata, und die übrigen sangen den Refrain, so gut es eben ging. Bald aber fiel die dunkle Nacht ein, das Feuer glimmte nur noch in den Kohlen, die Brasilianer hüllten sich in ihre Ponchos, und bald herrschte die Ruhe des Schlummers. Auch die Lichter im Hause waren erloschen, vom Himmel funkelten die Sterne in die weltferne Einsamkeit der Urwaldvenda, nur das Glöcklein der Egua klang hin und wieder, eine Eule flatterte durch die Nacht, und die Grillen zirpten im Grase am Wegesrande.

Der früheste Morgen fand alles auf den Beinen. Die Instrumente des Feldmessers, einige Kochgeschirre, Mundvorräte, hauptsächlich Bohnen, Farinha, Speck und Xarque, Decken und Zeltplanen wurden auf einige Maultiere verladen, eine Korbflasche mit Feuerwasser und der Teekessel fehlten nicht, einige Rollen Tabak wurden dazu gepackt, damit man nicht der geliebten Zigarette zu entsagen brauchte, Weber und Hothan, die beiden Söhne Webers ritten vor den beladenen Maultieren, und die Brasilianer folgten zu Fuß in rüstigem Schritt. Karsten aber blieb zurück, um einen anderen Weg unter Führung des jungen Seidel einzuschlagen.

Auf einem engen, holperigen Pfade ging es durch den Wald. Oft mußten die Reiter sich bücken vor den überhängenden Zweigen des Unterholzes, und die Brasilianer schlugen mit den Waldmessern manchen Zweig der lästigen Dornsträucher weg, die als unha de gato, Katzenkralle, an allen Pfaden ihre feinen Haken ausstrecken. Der Weg war nur ein schmaler Steg, roh mit der Axt geschlagen, von den Maultieren wandernder Brasilianer tief ausgetreten, dann wieder über holperige Felsstücke und glatte Steine bergan führend in den eigentlichen prachtvollen Hochwald. Eine eigentümliche, fast feierliche Stille überkam die Reiter, wie sie mehrere tausend Fuß hoch, fernab von allen menschlichen Wohnungen dahinritten. Da wölbten die Riesen des Waldes ihre dichten Kronen über ihnen, die Figueira, der wilde Feigenbaum, mit seinen hohen, aber schmalen Wurzeln, die sich weithin polypenartig über den Boden hinziehen, der mächtige Angico mit starkem, hartholzigem Stamme und dem zierlichen, zarten Laube, dessen feingefiederte Blätter sich bei Sonnenuntergang schließen. Der Feldmesser kannte ihn in Deutschland nur als ein empfindliches Topfgewächs, die Zimmerakazie, hier erst sah er den Baum in seinen gigantischen Dimensionen. Dort ragte

der mata-olhos (Augentöter), dessen milchweißer Saft bei jedem Hieb reichlich hervorquillt, aber dem menschlichen Auge verderblich ist. Prachtvoll glänzte sein dunkelgrünes Laubwerk. Die schlanke Zeder, die ragende Cabriuba, der eisenfeste Ipé, die nützliche Grapiapunha und Canela, Batinga und Louro, alle die prachtvollen Nutzhölzer, hier ragten sie stolz empor und reckten ihre Kronen der Sonne entgegen. Dazwischen wie feine dünne Säulen die Palmen, der Coqueiro mit der hellgrauen Rinde, der schlanke Palmito mit den dunklen, glänzenden Wedeln, die Tamanbuja, deren hellgelbes Holz im Querschnitt die schönen braunen Arabesken zeigt, und in ihrem dichten Schatten die großen Farne mit ihren gefiederten hellgrünen Fächern, das hohe schlanke Taquararohr, die wilde Orange, die Lianen und in verschlungenem Gewirr von Ast zu Ast, an den moosbewachsenen Zweigen die Orchideen in grotesken Formen und prächtigen Farben, ein großartiger Anblick, die Natur in ihrer ungestörten Zeugungskraft.

So stieg der Zug der Wanderer zwei Stunden langsam aufwärts, bis Weber hielt und den Vaqueano Severo rief.

„Von hier an beginnt mein Eigentum, Herr Hothan. Wir müssen zunächst den geeignetsten Standplatz für Sie aussuchen. Was meinst du, Severo?“

„Wenn wir von hier nach Sonnenaufgang einen kleinen Pique (schmalen Pfad) schlagen, kommen wir in einer Viertelstunde an die alte Negerroça, ich meine, dort bleiben wir.“

„Gut, also ans Werk!“

Die Reiter saßen ab und nahmen die Maultiere beim Zügel. Während Hothan sich mit einem Blick auf die Karte orientierte, gab Severo die Richtung des Pfades an. Mit dem kurzen Waldmesser und dem „Fuchs“, der Buschsichel, legten die Brasilianer bald eine Bresche in das Rohr und Unterholz, die Tiere wurden langsam geführt, dünne Stämme mit der Axt aus dem Wege geräumt, und in kurzer Zeit wies Severo auf einen schmalen Pfad, der kaum noch zu erkennen war.

„Das ist der alte Negerweg zum Bache dort, räumt ihn ein wenig auf, Firmino und Januario!“

In wenigen Minuten war der alte Steg notdürftig gesäubert, der Bach, der munter zu Tal eilte, durchwatet und eine Lichtung im Urwalde erreicht, die, obwohl mit mannshohem Gebüsch, der Capoeira, völlig bewuchert, immerhin einen vorzüglichen Lagerplatz bot.

„Das ist eine alte Negerroça, wie man sie hier und dort im tiefen Walde findet. Ihrem Herrn entlaufene Sklaven, desertierte Soldaten flüchteten vom Campo gern in den dichten Wald, säuberten ein kleines Stück zur Pflanzung, bauten eine notdürftige Hütte, streiften als Jäger durch den

Wald und führten so ein dürftiges Leben im Versteck, wenn sie nicht von umherstreifenden Bugres abgetan wurden."

Die Tiere wurden abgesattelt und wälzten den heißen Rücken im niedrigen Gras am Rande des Baches. Die Brasilianer schlugen in der Capoeira einen breiten Gang durch die Lichtung, die sanft bergan führte. Unter wuchernden Dornen fanden sich vermoderte Überreste von Pfosten und rohbehauenen Balken, hier hatte wohl einst eine primitive Hütte gestanden.

„Ich denke, wir schlagen hier unsere Zelte auf", riet der Landmesser, „der Bach geht ja jäh zu Tal, sodaß selbst bei Hochwasser nichts zu fürchten ist, weit genug vom Walde sind wir auch, daß selbst im Sturm uns kein stürzender Baum treffen kann, also ein ganz geeigneter Platz."

„Ganz meine Meinung", bestätigte Weber.

Nun traten die Brasilianer an die erste Arbeit und zeigten im Verein mit den Söhnen Webers, wie schnell der Mensch alles auszunutzen versteht, was der Wald bietet, wenn er nämlich den Wald kennt.

Während Januario mit Firmino und Leandro tüchtig mit dem Fuchs ausholten, daß das Gebüsch und die Dornen rauschend fielen, gingen die jungen Deutschen mit José und Severo daran, das erste Nothaus zu bauen. Einige kräftige Pfähle waren bald gehauen und in die Erde gerammt, die schlanken Stämme der Palmitos fest mit gedrehten Cipós, Lianen, gebunden, große Palmwedel als Notdach darauf gelegt, und nach einigen Stunden war die erste Hütte fertig, die für die Arbeiter bestimmt war. Das Zelt des Feldmessers war ein paar Schritte abseits aufgeschlagen, und bald prasselte das erste Lagerfeuer.

Weber informierte den Feldmesser noch über verschiedenes, sattelte nach dem Mittagsmahle auf und ritt mit seinem jüngeren Sohne heim, während der ältere oben blieb.

„Also auf Wiedersehen, Herr Hothan, ich denke in einer Woche sind Sie unten."

„Wenn das Wetter sich hält, ja. Auf Wiedersehen!"

Der Landmesser ging bald ans Werk. Mit dem Kompasse in der Hand bestimmte er zunächst die Richtung des zukünftigen Weges, den die Arbeiter Fritz Weber allen als geübter Waldhauer voran, aufschlugen. Das war nicht immer ganz leicht, und als am ersten Abende die Sonne sank, spürten alle die müden Knochen.

Als aber das Feuer wieder prasselte, der Teekessel summte, die Zigarre gedreht war, und alle im Abendscheine im stillen Walde saßen, da fühlte sich jeder wieder daheim, wenn auch dieses Daheim nur aus einigen Pfosten, Planen und Palmwedeln bestand. José aber nahm eine geladene Pistole und ging an den Saum der Lichtung. Als er wiederkehrte, war er ganz vergnügt.

„Es wäre doch ein Wunder, wenn hier nicht eine Paca wechselte. Verwilderte Stauden gibt es noch hier, das ist ja Futter für den feisten Nager. Ich habe aber zur Vorsicht noch ein paar Maiskolben mitgebracht. Da wird er anbeißen."

Die Paca ist ein größerer Nager, der in schmalen Pfaden gegen Abend auf die Lichtungen tritt, wobei man ihn mit Selbstschüssen erlegt, indem ein Maiskolben an den Abzug eines Gewehrs gebunden wird.

„Der Wald scheint sehr viel Wild zu haben. Rehe gibt es gewiß, Affen habt Ihr ja auch schon bemerkt, heute habe ich einen Pfad von Wildschweinen entdeckt, auch Spuren der Anta habe ich am Bache gesehen."

In diesem Augenblicke tauchte Leandro auf, der sich auf dem Heimwege etwas versäumt hatte. Er deutete schon von weitem über seine Schultern auf den Rücken.

„Was hat Leandro?"

„Was soll er haben — jedenfalls einen Tatu!"

Richtig, Leandro hatte ein Gürteltier gar nicht tief im Boden erwischt, ausgegraben und erlegt. Es war ein feister und schwerer Kerl. Ein Vorder- und ein Hinterbein hatte Leandro dem Wilde durchstochen, einen Lianenstrick hindurchgezogen und trug es so auf dem Rücken wie einen Tornister, um die Hände freizubehalten.

Da scholl ihm sein Lob aus jedem Munde, denn der Brasilianer schätzt den Tatu sehr als Wildbret. Bald war das Tier ausgenommen und gereinigt, Kopf, Schwanz und Beine weggehauen, und so der Braten in der harten Schale ins Feuer gebracht.

Bald hatte jeder am Feuer sein Blechgefäß mit heißen Bohnen und aufgekochtem fetten Dörrfleisch vor sich und pflegte sich. Nirgends schmeckt es besser als im Walde nach hartem Marsch oder schwerer Arbeit. Nur den angebotenen Tatubraten wies der Landmesser zurück, er konnte dem Wildbret noch keinen Geschmack abgewinnen, das weiße, feste Fleisch hatte für ihn einen zu starken erdigen Geruch. Die Brasilianer aber und auch Fritz Weber taten ihm alle Ehre an.

Die Sonne war untergegangen, auf Palmreisern, Lederschabraken, Sätteln und Reitpelzen lagen Decken und Ponchos, die Mulas kauten ihre Palmblätter, die José für sie abgestreift hatte, und man schickte sich an, sich zur Ruhe zu begeben, als plötzlich ein Schuß knallte.

„Das ist meine Paca!" jubelte José, „fix hin, damit nicht etwa eine Tigerkatze das Wild wegschnappt", und in langen Sprüngen setzte er fort. Nach zehn Minuten kehrte er wieder, in der Linken die Pistole, in der Rechten die Paca, einen schweren Kerl von der Größe eines Dachses.

„Da können wir morgen die Xarque sparen, Senhor Gustavo", rief er

Hothan zu und zeigte ihm beim Schein des aufgehenden Mondes die Jagdbeute. Der Kopf war total zerschossen, der Maiskolben hing noch am Abzug der Pistole. José band das Tier hoch an den Dachpfosten im Innern der Hütte.

„Draußen möchte so ein gescheckter Räuber ihn mit kühnem Satze erwischen. Die Wildkatzen wissen auch, wie gut so ein Braten schmeckt.“

Dann legte Januario noch ein paar Äste ins Feuer, und bald schlief alles, so gut die Mosquitos es zuließen. Selbst Hothan in seinem Zelte wurde arg von den summenden Quälgeistern geplagt.

Der folgende Tag sah alle wieder am Werk. Mit Kompaß, Meßkette und Ballisen wurde gearbeitet, Axt und Fuchs schafften Raum und Aussicht, rechts und links von dem Notwege wurden Steine gesetzt, um die einzelnen Kolonielose für die Zukunft festzustellen, meistens in einer Frontbreite von 100 braças und einer Länge von tausend.

In der Mittagszeit, wenn die übrigen die übliche Sestiada hielten, strich der Feldmesser mit José oft ein paar Stunden durch den Wald. Für ihn, der bis dahin nur auf den weiten Ebenen gearbeitet hatte, war der Wald mit seinen Bewohnern immer wieder ein Gegenstand neuer Bewunderung.

„Hören Sie“, erklärte ihm José, „das ist der Araponga oder Ferreiro, der Waldschmied, ein weißer Vogel von der Größe der Amsel mit grünem nacktem Hals.“

Die Stimme des Araponga oder Glockenvogels gleicht dem Schlag eines Hammers auf einen Amboß. Schrill tönt er besonders in den heißen Mittagsstunden in die Weite.

Am Bache auf dem dürren Aste eines gestürzten Baumes hockte martim-pescador, Martin der Fischer, und spähte nach Sitte unserer Eisvögel in die rauschende Flut nach schuppiger Beute.

„Bem-te-vi, bem-te-vi!“ rief ein gleichnamiger Sänger, „ich habe dich wohl gesehen.“

Hoch oben in der Luft aber kreisten in majestätischem Fluge die Urubus, die großen, schwarzen Geier. Von fern ertönte das Gurren der Holztauben und hin und wieder das Rufen der Brüllaffen, während der kleinere schwarze Mico mit ängstlichem Pfeifen von Wipfel zu Wipfel turnte, sobald die Jäger ihm zu Gesicht kamen.

„Achtung! Bleiben Sie ganz ruhig stehen, rühren Sie sich nicht!“ flüsterte José dem Begleiter zu, hob mit beiden Händen die lange Pistole wie ein Gewehr und zielte. Ein feister Jacutinga saß ruhig auf dem Aste eines Louro. Ein Knall!, und in schwerem, plumpem Falle stürzte der schwarzglänzende Vogel zu Boden. Mit einem Stück Cipó band José ihn auf. Aber der Schuß hatte die Bewohner des schweigenden Waldes alarmiert.

Langbeinige Waldhühner eilten ängstlich ins Dickicht. Im Laube am Boden raschelte es.

„Das ist ein Lagarto, eine große Eidechse, die in der Mittagssonne irgendwo an einem hellen Platze gelegen hat. Hören Sie das Knacken im Rohrgras? — Das sind Rehe. Dort rechts verschwinden Coatis, die kleinen Nasenbären, und irgend eine Wildkatze werden wir auch wohl in ihrem Verdauungsschlafe gestört haben."

Alle diese Waldbewohner waren Herrn Hothan neu. Er kannte nur die Fauna des Campo, den kleinen Jurity von dunkelroter Farbe, eine Taubenart, die aus den Grenzwäldern hier und dort sich auf den offenen Campo wagte, das sonderbare Volk der Anus, die in den Hecken und Sträuchern ihre Eier in ein gemeinsames Nest legten, die Scharen der wandernden Papageien, die über die Niederung krächzend den Auracarienwäldern der Serra zueilten, um dort den Tisch mit Pinhão, den Zapfen des riesigen Nadelwaldes, gedeckt zu finden; Rebhuhn und Wachtel nisteten auf dem Grasboden des Campo, über den der Strauß und die Siriêma eilten, letztere kleiner mit roten Beinen. In den Lagunen und Sümpfen bei Jaguarão, der Grenze nach Uruguay zu, aber standen die Scharen der Störche und Löffelreiher, der gesuchten garças, deren weißes Gefieder als Reiherstutz gut bezahlt wird. Wilde Enten, Gänse und Schwäne fielen dort in den Wanderzeiten in ungezählten Zügen ein. —

Der Nachmittag gehörte der Arbeit wieder, der Abend der Ruhe und Erholung. So verlief Tag um Tag in gleicher Weise, und bald fühlten sich alle fast heimisch im wilden Walde, wo einst der Bugre mit Pfeil und Bogen schweifte. Jetzt freilich sind die Söhne der Wildnis längst gewichen, in geringer Zahl hausen sie im Norden des Staates in den Aldeiamentos Nonohay, Palmeira und an der Grenze nach Corrientes. Nur ihre primitiv geformten Töpfe, in denen die Abdrücke des Daumennagels beim Runden des Gerätes noch sichtbar geblieben sind, finden sich noch oft im Boden der Kolonie und im Walde nebst Pfeilspitzen, Beilen und Wurfkugeln, den bolas, aus Stein roh und plump zugehauen, auch die kleinen tönernen Pfeifenköpfe fehlen nicht.

Leonardo schien ein großer Verehrer des Honigs der Waldbienen zu sein. Sehr oft entdeckte er bei den Arbeiten im Walde ein Nest der kleinen Tiere, die nicht größer als eine Fliege sind und nicht stechen. Mit der Axt schlug der Waldläufer ein Loch in den hohlen Baumstamm, um die Hand hineinzuzwängen. Frischer wilder Honig ist ja auch eine sehr gute Sache. Mit den Zellen unserer Hausbiene haben übrigens die Honigtönnchen der wilden Schwestern kaum eine Ähnlichkeit.

Unangenehm bei der Arbeit waren dem Geometer hauptsächlich die vielen

Spinnen. Von der großen Vogelspinne bis zur kleinen Buschspinne fanden sich viele Arten, vor denen der Bewohner des Landes allen Respekt hat. Der Biß einer Spinne wird oft gerade so gefürchtet als der einer Schlange. Letztere fanden sich natürlich auch, wie überall in Brasilien. Am häufigsten trafen die Waldleute die Jaracaca, ein Reptil von grauer Farbe mit schwarzen Streifen. Januario brachte eines Tages eine Surucucu, schwarz und gelb, von wenigstens sechs Fuß Länge. Die meiste Vorsicht zeigten die Farbigen vor der grünen, kaum fußlangen Schlange, welche im Laubwerke schwer zu erkennen ist und deshalb am leichtesten unvorsichtigerweise berührt wird. Die Korallenschlange, rosa gefärbt mit dunklen weißgeränderten Ringen ist eine sehr gefährliche Giftschlange. Selbstverständlich töteten die Brasilianer rücksichtslos die giftigen Reptile. José berichtete übrigens, daß auch die cascavel, die gefährliche Klapperschlange, auf heißem und steinigem Boden noch anzutreffen sei. Er selbst trug einen der Hornringe der Schlange als eine Art Amulett auf der Brust, ohne sich weiter über den Wert desselben zu äußern. Januario aber trug eine unkenntliche alte Kupfermünze mit hoher Ehrfurcht um den schwarzen Hals. —

Herr Hothan hatte übrigens Gelegenheit, den praktischen Sinn der Leute zu bewundern. Firmino hatte eines Tages die chaleira, den Teekessel, vergessen. Weit im Walde, konnte keiner der Leute ins Lager zurückgeschickt werden.

„Isto não faz mal“, erklärte José, „das tut nichts, macht nur Feuer!“

Mit dem Feldmesser schlug er schnell einige Stangen des Taquararohres ab. Dieses Rohr ist an jedem Blattabsatze inwendig geschlossen, ein jeder so gebildete Absatz hat eine Länge bis zu zwei Fuß, und die innere Höhlung faßt eine genügende Menge Wasser. Eine Anzahl solcher mit Wasser gefüllten Rohrstücke wurde rings um das Feuer herum demselben so nahe in die Erde gesteckt, daß nach kurzer Zeit das Wasser siedete, ohne daß das Rohr, welches eine Menge Feuchtigkeit enthält, eher aufbrannte. Wenn am Abend der Weg schwer zu erkennen war, so wurden trockene Schäfte des Taquararohres gesammelt, angezündet und als Fackeln gebraucht.

Die Brasilianer waren ohne Ausnahme große Verehrer des Affenbratens. Einen kleinen Macaco holte Severo eines guten Tages vom Baume herunter. Der arme schwarze Pfeifaffe wurde abgebalgt, an einen Spieß gesteckt und ans Feuer gebracht. Als der Spießbraten fertig war, legte José ein schönes Stück auf eine trockene Hülse der Kokuspalme, wie sie sich bildet zum Schutze des jungen Palmwedels, um dann holzig und trocken abzufallen, wenn das Palmblatt entwickelt ist. Auf diesem Naturteller überreichte José also dem Geometer ein Stück Affenbraten und war ganz erstaunt, als dieser sowohl, als auch Fritz Weber die Delikatesse zurückwiesen. Die Brasilianer betrachten fast jedes Waldtier als bom assado, guten Braten. Sie verschmähen

selbst die Raposa, eine Art Beutelmarder, trotz ihrer Stinkdrüse nicht; der Lagarto muß den großen Eidechsenschwanz als guten Bissen liefern, nur die Frösche im Laube und im Sumpfe sind sicher vor dem Kochtopf.

Als die farbigen Gesellen so das Äfflein verspeisten, stimmten die roten Bugios, die Brüllaffen, ein Klagelied an. Januario wollte sich wichtig machen und erzählte:

„Die Bugios wissen, daß wir einen Verwandten ermordet haben, da halten sie ihre Totenklage. Ein alter Brüllaffe hockt am Boden und schnattert und brüllt, das ist der padre, und die übrigen Affen sitzen im Kreise darum und fallen im Chor ein."

„Ihr Neger seid wirklich zu dumm", fiel ihm aber der Jäger José ins Wort, „wer hat dir das wieder aufgebunden? Aber die Affen schreien heute wirklich arg, wir werden zur Nacht Regen oder ein Wetter bekommen."

José behielt Recht. Gegen Abend wetterleuchtete es im Westen. Die erfahrenen Brasilianer holten die Maultiere ans dem Waldgrase und banden sie auf der Lichtung an, stützten die Hütte mit einigen neuen Pfählen und banden neue Cipós ein. Beim Abhauen dieser Schlingpflanzen zeigte José dem Feldmesser eine wertvolle Eigenschaft der Lianen. Er schlug einen Strang ab und zeigte dem Geometer den trockenen Durchschnitt der Pflanze; darauf schlug er diese noch an einer zweiten Stelle durch, hielt das untere Ende des Stückes hoch — und aus dem Cipóstücke tropfte ein kühles und geschmackreines Wasser.

„Haben wir also einmal im Walde keinen Quell, so brauchen wir trotzdem nicht zu verdursten", versicherte José.

Die Nacht brachte ein heftiges Gewitter. Kaum war der Mond untergegangen, als das Wetterleuchten stärker wurde. Der Donner rollte dumpf in der Ferne, grelle Blitze erhellten die Ränder einer Wolkenwand, die im Westen schon am Abend wie eine schwere Bank gestanden hatte und nun dumpfdonnernd höher stieg.

Die Brasilianer hüllten sich in ihre Decken und lagen gleichmütig auf den Sätteln. Als aber der Wind sich aufmachte, ging José in das Zelt des Landmessers, um ihn zu beruhigen.

„Wir werden einen ordentlichen Sturm haben, Senhor Gustavo, aber er wird nicht lange anhalten. Das heult und kracht dann wohl im Walde, aber wir sind hier durch den Wald selbst geschützt, und fällt ein Stamm, trifft er uns nicht."

In diesem Augenblicke zuckte ein grellblauer Strahl, daß die ganze Lichtung taghell erleuchtet war und die Maultiere sich aufbäumten; ein Donnerschlag folgte, daß der Knall im Walde tausendfach wiederhallte. Der Sturm setzte ein, als habe er auf dies Signal gewartet. Heulend und wimmernd,

brausend und pfeifend sauste er durch den Wald, dazwischen Strahl auf Strahl, Krachen und Poltern, dann ein gewaltiger Platzregen, vom Sturm gegen den Wald geschleudert. Nicht zwanzig Schritte weit vermochte Hothan im dichten Guß zu sehen, obwohl Blitz auf Blitz den bleigrauen Regen durchleuchtete. Dem Feldmesser wurde es doch unheimlich zu Mute, eine Stunde schon wütete das Wetter in abwechselnd heftigeren und schwächeren Stößen.

„Jetzt wird es nachlassen“, tröstete José, „aber wir werden bis früh noch Regen haben.“

So war es, das Wetter ließ nach, nur ein voller Regen rauschte und rieselte noch nieder, sodaß sich alles unter dem Notdach dichter in Decke und Poncho hüllte. Es war eine ungemütliche Nacht, und mit fröhlichem bom dia! begrüßten sich die Leute beim Aufgang der Sonne. Da ließ der Regen nach, und die munteren Sänger des Waldes regten sich wieder fröhlich im Geäst der Bäume. Freilich, der Bach schoß in hohen, lehmigen Wogen schäumend und brausend zu Tal, morsche Stämme und Äste waren hier und da dem Sturme zum Opfer gefallen, ein gewaltiger Angico war quer über den Bach gestürzt und staute mit seinen Ästen die Flut, von allen Blättern tropfte es noch nieder, und das Dach der Nothütte mußte ebenfalls gebessert werden.

„An Arbeit im nassen Walde ist heute nicht zu denken“, erklärte Hothan, „wir müssen einen Ruhetag machen, der uns ja auch nicht schaden kann.“

José braute dem Herrn einen queimado nach Bahianerart, heißen starken Kaffee mit einem ordentlichen Schuß Branntwein darein, der dem durchnäßten inneren Menschen in der Morgenkühle sehr wohl tat. Die Leute selbst lagen bald am Feuer, aßen, rauchten, tranken Erva und erzählten einander Historien.

Firmino wollte Spuren eines Jaguars, hier Tiger genannt, entdeckt haben, was der schwarze Januario mit großem Unbehagen vernahm. José lachte ihn aus:

„Du bist doch ein wahrer Angsthase, ich glaube, du nähmest selbst vor einem Puma oder Lobo, dem feigen Wolf, Reißaus!“

„Ja, ihr habt gut reden, aber ich armer Schwarzer bin übel daran. Denn ihr wißt doch, daß der Tiger stets den Neger zuerst aus dem Kreise schlafender Menschen holt, wenn er Menschenfresser geworden ist.“

„Das kann stimmen“, bestätigte Severo, „aber vorläufig haben wir noch nichts von ihm bemerkt. Da hättest du nicht mit mir und meinem Freunde Polydoro sein müssen, als wir vor Jahren im Matto castelhano im Norden jagten. Bekanntlich lauert der Tiger gern den Hunden auf. So hatte mir ein solcher Räuber meinen braven Jagdhund Cazique geholt. In der folgenden Nacht schlich der Tiger wieder unserem Lager näher, die Hunde gaben Laut, ich sah eine schwarz- und gelbgefleckte Bestie anspringen, ergriff aber flugs

selbst die Raposa, eine Art Beutelmarder, trotz ihrer Stinkdrüse nicht; der Lagarto muß den großen Eidechsenschwanz als guten Bissen liefern, nur die Frösche im Laube und im Sumpfe sind sicher vor dem Kochtopf.

Als die farbigen Gesellen so das Äfflein verspeisten, stimmten die roten Bugios, die Brüllaffen, ein Klagelied an. Januario wollte sich wichtig machen und erzählte:

„Die Bugios wissen, daß wir einen Verwandten ermordet haben, da halten sie ihre Totenklage. Ein alter Brüllaffe hockt am Boden und schnattert und brüllt, das ist der padre, und die übrigen Affen sitzen im Kreise darum und fallen im Chor ein."

„Ihr Neger seid wirklich zu dumm", fiel ihm aber der Jäger José ins Wort, „wer hat dir das wieder aufgebunden? Aber die Affen schreien heute wirklich arg, wir werden zur Nacht Regen oder ein Wetter bekommen."

José behielt Recht. Gegen Abend wetterleuchtete es im Westen. Die erfahrenen Brasilianer holten die Maultiere aus dem Waldgrase und banden sie auf der Lichtung an, stützten die Hütte mit einigen neuen Pfählen und banden neue Cipós ein. Beim Abhauen dieser Schlingpflanzen zeigte José dem Feldmesser eine wertvolle Eigenschaft der Lianen. Er schlug einen Strang ab und zeigte dem Geometer den trockenen Durchschnitt der Pflanze; darauf schlug er diese noch an einer zweiten Stelle durch, hielt das untere Ende des Stückes hoch — und aus dem Cipóstücke tropfte ein kühles und geschmackreines Wasser.

„Haben wir also einmal im Walde keinen Quell, so brauchen wir trotzdem nicht zu verdursten", versicherte José.

Die Nacht brachte ein heftiges Gewitter. Kaum war der Mond untergegangen, als das Wetterleuchten stärker wurde. Der Donner rollte dumpf in der Ferne, grelle Blitze erhellten die Ränder einer Wolkenwand, die im Westen schon am Abend wie eine schwere Bank gestanden hatte und nun dumpfdonnernd höher stieg.

Die Brasilianer hüllten sich in ihre Decken und lagen gleichmütig auf den Sätteln. Als aber der Wind sich aufmachte, ging José in das Zelt des Landmessers, um ihn zu beruhigen.

„Wir werden einen ordentlichen Sturm haben, Senhor Gustavo, aber er wird nicht lange anhalten. Das heult und kracht dann wohl im Walde, aber wir sind hier durch den Wald selbst geschützt, und fällt ein Stamm, trifft er uns nicht."

In diesem Augenblicke zuckte ein grellblauer Strahl, daß die ganze Lichtung taghell erleuchtet war und die Maultiere sich aufbäumten; ein Donnerschlag folgte, daß der Knall im Walde tausendfach wiederhallte. Der Sturm setzte ein, als habe er auf dies Signal gewartet. Heulend und wimmernd,

brausend und pfeifend sauste er durch den Wald, dazwischen Strahl auf Strahl, Krachen und Poltern, dann ein gewaltiger Platzregen, vom Sturm gegen den Wald geschleudert. Nicht zwanzig Schritte weit vermochte Hothan im dichten Guß zu sehen, obwohl Blitz auf Blitz den bleigrauen Regen durchleuchtete. Dem Feldmesser wurde es doch unheimlich zu Mute, eine Stunde schon wütete das Wetter in abwechselnd heftigeren und schwächeren Stößen.

„Jetzt wird es nachlassen", tröstete José, „aber wir werden bis früh noch Regen haben."

So war es, das Wetter ließ nach, nur ein voller Regen rauschte und rieselte noch nieder, sodaß sich alles unter dem Notdach dichter in Decke und Poncho hüllte. Es war eine ungemütliche Nacht, und mit fröhlichem bom dia! begrüßten sich die Leute beim Aufgang der Sonne. Da ließ der Regen nach, und die munteren Sänger des Waldes regten sich wieder fröhlich im Geäst der Bäume. Freilich, der Bach schoß in hohen, lehmigen Wogen schäumend und brausend zu Tal, morsche Stämme und Äste waren hier und da dem Sturme zum Opfer gefallen, ein gewaltiger Angico war quer über den Bach gestürzt und staute mit seinen Ästen die Flut, von allen Blättern tropfte es noch nieder, und das Dach der Nothütte mußte ebenfalls gebessert werden.

„An Arbeit im nassen Walde ist heute nicht zu denken", erklärte Hothan, „wir müssen einen Ruhetag machen, der uns ja auch nicht schaden kann."

José braute dem Herrn einen queimado nach Bahianerart, heißen starken Kaffee mit einem ordentlichen Schuß Branntwein darein, der dem durchnäßten inneren Menschen in der Morgenkühle sehr wohl tat. Die Leute selbst lagen bald am Feuer, aßen, rauchten, tranken Erva und erzählten einander Historien.

Firmino wollte Spuren eines Jaguars, hier Tiger genannt, entdeckt haben, was der schwarze Januario mit großem Unbehagen vernahm. José lachte ihn aus:

„Du bist doch ein wahrer Angsthase, ich glaube, du nähmest selbst vor einem Puma oder Lobo, dem feigen Wolf, Reißaus!"

„Ja, ihr habt gut reden, aber ich armer Schwarzer bin übel daran. Denn ihr wißt doch, daß der Tiger stets den Neger zuerst aus dem Kreise schlafender Menschen holt, wenn er Menschenfresser geworden ist."

„Das kann stimmen", bestätigte Severo, „aber vorläufig haben wir noch nichts von ihm bemerkt. Da hättest du nicht mit mir und meinem Freunde Polydoro sein müssen, als wir vor Jahren im Matto castelhano im Norden jagten. Bekanntlich lauert der Tiger gern den Hunden auf. So hatte mir ein solcher Räuber meinen braven Jagdhund Cazique geholt. In der folgenden Nacht schlich der Tiger wieder unserem Lager näher, die Hunde gaben Laut, ich sah eine schwarz- und gelbgefleckte Bestie anspringen, ergriff aber flugs

einen Feuerbrand, schlug diesen dem Hunderäuber um die Ohren, daß er vor Schmerz aufheulte und auskniff. In dem Açouta-cavallo, einem mächtigen Baume, aber sahen wir noch die Risse, die seine Krallen tief hineingeschlagen hatten. Polydoro hatte übrigens noch eine andere Art, Tiger zu jagen. Er verfolgte den Tiger mit Hunden, bis die Bestie sich auf einen schräg ansteigenden Stamm rettete, wie sie es ja gern tut. Von einem solchen Sitz lauert er ja auch gern den Wildschweinen auf. Dann ging Polydoro, den linken Arm mit einem dichten Schaffell umwickelt auf den Räuber los, bis dieser gegen den Jäger sprang. In diesem Momente fing Polydoro den Schlag der Tatzen mit dem linken Arm auf und riß mit dem scharfen Waldmesser der Bestie den ganzen Bauch von unten nach oben auf. So hat er wohl ein Dutzend Tiger erlegt."

Das Jägerlatein wurde mit gebührender Andacht angehört. Januario aber ging zu dem Kapitel von den Schlangen über:

„Da habe ich in Porto Alegre eine wunderbare Geschichte gesehen. Ihr kennt ja alle die Korallenschlange, die doch sehr giftig ist. Vor fünf Jahren, als ich noch Soldat war, mußte ich meinen Oberstleutnant in die Hauptstadt begleiten. Abends holte er in Gesellschaft eine Korallenschlange zum Schreck der Gäste aus der Tasche hervor, legte sie vor sich auf den Tisch, hauchte und spie sie ein wenig an. Die Schlange reckte sich flach aus, schlug noch ein wenig mit dem Schwanze auf die Tischplatte und lag dann ganz still. Mein Herr legte sie dann wieder zusammen und barg sie in der Tasche. Nie hat ihn eine Schlange gebissen. Er besaß nämlich ein Geheimmittel, die viborina, eine helle, klare Flüssigkeit. Diese hat er getrunken und versicherte, daß durch ihren Genuß die Ausdünstung des Körpers, der Schweiß und der Speichel eines Menschen derartig verändert werden, daß die Schlange sich an keinen wage, der viborina getrunken habe. Das Mittel soll auf Jahre hinaus wirken. Er hat das Rezept nicht verraten, aber jedem Manne, der ihn darum bat, das Mittel gegeben, und immer hat es geholfen."

„Etwas ähnliches habe ich übrigens in Porto Alegre erzählen hören", sagte Hothan zu Fritz Weber auf deutsch, „ein Alferes, also ein Fähnrich, von der Kriegsschule in Rio Pardo, soll im Café Guarany dasselbe Experiment vor den Gästen gemacht haben."

José aber, abergläubisch wie alle Brasilianer, gab eine grausige Historie vom Lobishomem, dem Werwolf, zum besten:

„Ihr wißt, daß ich nicht in dieser Provinz zu Hause bin, ich bin ein Poconéo, also in Matto Grosso geboren und aufgewachsen."

„Ist das nicht dort, wo der Minioção haust?" fiel Firmino ein.

„Ganz recht. Der Minioção ist ein furchtbares Untier, das in den wilden Klüften der Serra lebt. Keines Menschen Auge hat jemals dieses

Untier gesehen, nur seine Spuren findet man. Wo es durch den Wald zieht, entwurzelt es Bäume und haust fürchterlich. Nur seine Stimme hört man zuweilen, sie klingt wie das Rollen des Donners.“

Der Feldmesser lächelte ungläubig und unterbrach den Erzähler:

„Dann hat in der vergangenen Nacht auch ein kleiner Minioção in unserem Walde gehaust. Euer fabelhaftes Untier ist nämlich der Orkan. In Wirklichkeit gibt es so ein Wesen nicht, Leute!“

. Aber José ließ sich nicht beirren:

„Sie sind ein studierter Herr, Senhor Gustavo, aber vom Sertão haben Sie doch keinen Begriff. Sie glauben auch wohl nicht an den Lobishomem?“

„Lobishomem — was ist das?“

„Sehen Sie, daß Sie es nicht wissen?“ triumphierte José, „hören Sie zu, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Meine Jugend war natürlich die eines Sertanejo; nur mit einem groben Hemd bekleidet, wuchs ich auf, des Tags im Freien schaffend, des Nachts in dem kleinen Rancho meines Vaters auf dem Schaffell ruhend. Mit achtzehn Jahren war ich ein kräftiger Bursch und verdingte mich als Knecht. Ich kam als Viehhirte auf eine große Fazenda und verdiente damals 50 Cruzados auf das Jahr, zwei Hosen, zwei Hemden und einen Hut. Unser Herr war ein großer und schöner Cavalheiro, aber ernst und unfreundlich. Er war ein Lobishomem. Kam der Freitag heran, so ließ er sich nicht sehen, schloß sich in sein Zimmer ein, aß und trank nicht, und aus seinem Fenster sprang ein großer, greulicher Wolf mit rotglühenden Augen, der auf den Kirchhof eilte, die Gräber aufwühlte und die frischen Leichname fraß. Niemals sahen wir den Wolf anders, als am Freitag. Wir hatten alle ein unheimliches Grauen vor unserem Herrn, das sich am Freitag zu einem wahren Entsetzen steigerte. Trotzdem mußten wir zugeben, daß unser Herr uns stets gut behandelte, besser als die Herren in der Umgebung, die keine Lobishomens waren, ihre Leute traktierten. Ich war kaum ein Jahr im Dienst, da starb mein Herr, und wir beerdigten ihn mit allen Ehren. Schon in der ersten Nacht nach seinem Tode begann der grausige Spuk, vor dem wir alle nach und nach von der Fazenda geflohen sind. Ein junger kräftiger Knecht lag auf seinen Pelzen, da öffnete sich die Tür, und herein trat der tote Herr. Sein furchtbarer Blick ruhte auf dem erschrockenen Knechte, der sich vor Entsetzen nicht rühren konnte. Der Tote legte sich auf den Lebenden und sog ihm das Blut aus; am anderen Morgen war der Knecht so kraftlos, daß man ihn in einer Hängematte zu seiner Mutter tragen mußte. Von da ab suchte sich der gräßliche Spuk allnächtlich ein anderes Opfer. Niemand blieb auf der Fazenda; selbst die Familie hielt es nicht mehr aus und baute ein neues Haus, zwei Legoas von dem alten entfernt. Ich war auch weg-

gelaufen und vermietete mich bei einem Tropeiro als Treiber. Eines Tages hatten wir Ladung nach Sant' Anna zu befördern, wobei wir einen mächtigen Wald zu passieren hatten. Am zweiten Tage fanden wir die schon halbverweste Leiche eines Mannes, und da wir in der Nähe lagerten, erbarmte ich mich des Unbekannten und bettete ihn in die kühle Erde. Glücklich kamen wir nach Sant' Anna; mein Herr lieferte die Waren ab, und da der Kaufmann die Fracht erst in fünf Tagen zahlen konnte, ließ er mich zurück und zog ab. Nach Ablauf der Frist erhielt ich das Geld, sattelte mein Maultier und machte mich auf den Weg durch den dichten, dunklen Wald. Am zweiten Tage meiner Reise ritt ich just eine Böschung langsam hinab, als ich einen gutgekleideten Mann auf einem Baumstamme sitzen sah. Er hielt einen weißen Esel am Zügel und schien auf jemanden zu warten. Als ich näher kam, begrüßte ich ihn, und er bat, in meiner Gesellschaft reiten zu dürfen. Der Mann kam mir bekannt vor, und so willigte ich in seine Begleitung. Bergauf, bergab ging es durch die einsamen Waldwege, die Schatten der Bäume waren immer länger geworden, da erblickten wir an einer Biegung des Weges ein weißes Zelt, ein Feuer und Sattelböcke von Tropeiros.

Das trifft sich ja schön, sagte ich zu meinem Begleiter, wir könnten hier um ein Nachtlager bitten. — Er aber schüttelte energisch den Kopf und bemerkte, er kenne diese Gegend genau und wisse eine viel bessere Stelle als diese. Ich bemerkte Zelt, Feuer und Tragböcke, aber keine menschliche Seele wurde ich gewahr, auch hörte ich keine Glockentöne von einer Tropa. Wir mochten etwa zwei Kilometer weiter geritten sein, als wir bei einer neuen Biegung des Weges plötzlich desselben Zeltes gewahr wurden; ich rieb mir die Augen, wußte aber nicht, was ich sagen sollte. Mein Begleiter ritt still neben mir hin und sagte kein Wort. Unterdessen war die Sonne schon tiefer gesunken, der Urú ließ seine rollenden Töne hören, als wir abermals eine Kurve beschrieben; mir stiegen die Haare zu Berge, noch einmal sah ich dasselbe Zelt, dieses Mal aber auch eine Person, die uns winkte. Vorwärts! sagte mein Begleiter, laß sie winken, unser Nachtlager ist nicht weit.

Wir ritten noch einige Kilometer, dann bogen wir in eine Schlucht ein und kamen in eine kleine grasreiche Ebene, wo wir Halt machten; es war schon ziemlich dunkel. Ich folgte dem Beispiele meines Gefährten, sattelte ab und legte meinem Tier die Fußfessel an; dann machte ich ein Feuer, briet ein Stück Fleisch und trank einen Chimarrão. Mein Begleiter lehnte alles ab, war überhaupt sehr schweigsam. Ermüdet, wie ich war, legte ich mich dann auf mein Sattelzeug, deckte mich mit dem Poncho zu und schlief bald den Schlaf des Gerechten. Als ich erwachte, war es Tag. Wer aber begreift mein Entsetzen, als ich meinen Begleiter nicht mehr fand und bemerkte, daß ich auf dem Grabe desjenigen geschlafen hatte, dem ich selbst

vor wenigen Tagen aus Barmherzigkeit ein Grab in der kühlen Erde bereitet hatte! Voll Grausen sattelte ich meinen Esel und ritt fort. Zu Hause übergab ich das Geld und forderte meinen Abschied; ich wollte nie wieder auf dem Wege reiten, wo ich ein so grauenhaftes Abenteuer erlebt hatte."

Damit rührte er die Erva in der Cuya auf, goß heißes Wasser dazu und trank den heißen Tee. Januario aber bekreuzte sich.

„Gegen solchen Spuk muß man seine Gebete haben", fiel Severo ein, „ich bin auf meinen Wanderungen draußen auf dem Campo vor einem Jahre einige Zeit bei einem padre protestante gewesen, draußen bei Canguſſú in Florida. Das war ein sehr guter Mann, der mitten unter den Brasilianern saß, lebte und sprach wie wir, und uns allerlei schöne Verse und Lieder lehrte. Ich kenne ein sehr schönes Lied, das singe ich hin und wieder, wenn ich ganz allein bin, da fürchte ich mich niemals."

„Singe es doch einmal", bat Januario und Severo stimmte an:

Crentes cantemos á Jesus um hymno de amor,	Gläubige, laßt uns ein Lied zu Jesu singen,
Vinde, o vinde p'ra dar-lhe o devido louvor!	Kommet, o kommet und lasset sein Lob erklingen,
Jesus nossa luz	Herr, unser Licht!
Morreu, morreu na cruz	Sieh, wie sein Blick am Kreuze bricht,
Para livrar-nos da morte.	Um uns vom Tode zu lösen.
Da morte eterna salvou-nos o Christo do céo,	Vom ew'gen Tode errettet er uns, seine Kinder,
Morreu o filho de Deus qual culpado rêo,	Christus der Himmlische stirbt wie ein schuldiger Sünder.
Jesus nossa luz	Herr, unser Licht!
Com a tua morte na cruz,	Da nun dein Blick sterbend bricht,
Deste-nos vida eterna.	Gibst du uns ewiges Leben.
Mestre divino, concede a quem te implora,	Himmlischer Meister, gewähre uns allen die Bitte:
Sêde sua guia, se chega a suprema hora,	Kommt unser Stündlein, so sei du in unserer Mitte!
Dai-me a luz,	Leuchte mir vor!
Fitando meus olhos na cruz,	Heim durch das himmlische Tor
Espero entrar no teu reino!	Geh' ich, den Blick auf dem Kreuze.
Como perdoaste o reu que comtigo morreu,	Wie du am Kreuze dem reuigen Sünder vergeben,
Assim eu espero comtigo estar junto no céo,	Laß mich vereint mit dir weilen im ewigen Leben!
Celeste luz	Himmlischer Glanz
Brilha Jesus de tua cruz,	Schlingt sich ums Kreuz wie ein Kranz,
Quando me envolvem as trevas.	Scheucht mir vom Auge die Schatten.*)

*) Aus Pastor Eduard Wilhelmys Hymnos religiosos frei übersetzt. D. V.

Hothan und Fritz Weber erkannten zu ihrer Überraschung die Melodie des deutschen Chorals „Lobe den Herren" in dem Gesange. Die Brasilianer hörten in höchster Andacht zu, und Januario bat den Sänger, ihn das Lied zu lehren; das sei sicher gut gegen alle bösen Geister, denn er habe oft „Jesus" darin gehört.

„In Matto Grosso hausen wohl die Bugres noch sehr schlimm, José?" frug Fritz Weber.

„Sim, senhor, aber manches wird den Indianern auch in die Schuhe geschoben, was sie nicht verschuldet haben. Mir fällt da eine lustige Geschichte ein. In einer der kleinen Villas jenes Staates wurden die Bewohner von den Bugres ganz fürchterlich geplagt, die hin und wieder eine Fazenda ausplünderten oder eine Tropa überfielen. Merkwürdigerweise suchten die Bugres sich immer die reichsten Fazendas und wertvollsten Tropas aus. Eines Tages war wieder eine Tropa ausgeraubt und mehrere Knechte dabei umgebracht worden. Da versammelten sich abends einige dreißig Mann, um die Spuren zu verfolgen. Die Leute hatten Glück, in einer Waldschlucht fanden sie die Bugres um ein großes Feuer geschart und beschäftigt, die Beute zu teilen. Die Tropeiros streckten mehrere derselben durch Schüsse nieder und nahmen den Rest gefangen. Wer, meint ihr wohl, führte diese Bande an, und aus was für Indianern setzte sie sich zusammen? Das Haupt soll ein gewisser Maritibanas gewesen sein, und die Indianer waren: der Friedensrichter, der Polizeidelegado, die Inspektoren und die Polizisten des betreffenden Munizips! Die Geschichte wurde vertuscht, denn die großen Diebe läßt man ja in Brasilien immer laufen."

So verlief der Ruhetag, und als am späten Abend die Leuchtkäfer ihre glänzenden Kreise in grünweißem Lichte führten, hockten die Gesellen noch immer am Feuer und erzählten ihre Abenteuer. Der folgende Tag aber sollte der letzte der Arbeit sein. Der Landmesser wollte mit Severo noch einen Ausflug zu Juca Tavares machen, Fritz Weber aber sollte mit dem Gepäck und den Leuten zu Tal ziehen, wo in der Venda von Heinrich Seibel der Lohn gezahlt würde.

Alle waren guter Dinge, und als der letzte Morgen dämmerte, die Maultiere beladen und das Zelt abgebrochen war, schaute die leere Nothütte Menschen nach, die froh waren, einmal wieder in bewohnte Gefilde zu wandern.

Herr Hothan und Severo nahmen von den übrigen Abschied und wanderten bergauf. Im dichten Waldgebüsch, die Tiere am Zügel führend, schritten sie auf schmalen Pfaden und Wildsteigen bergan, bis sie die Höhe des Gebirges erreichten und in das Gebiet des Araucarienwaldes kamen. Durch den hohen Wald mit seinen Riesenstämmen und den breiten Nadelkronen kamen sie schnell vorwärts. Der Sturm hatte hier anscheinend oft und böse gehaust,

gewaltige Riesen lagen hier und dort am Boden und ungeheure Wurzeln ragten empor aus dem aufgerissenen Boden. Die Sonne stand schon im Westen, als sie auf die weite Hochebene des Campo kamen. Diese Hochländer dehnen sich nördlich von der Serra Geral in ungemessene Weiten als Campo do Meio, Campo do Bugre Morto bis an die Ufer des Uruguay.

„Wir sind bald bei Chico", tröstete Severo seinen Herrn, als dieser des Steigens und Reitens bald müde war, „dort wollen wir rasten."

Die Residenz des besagten Herrn Chico, eines alten Posteiro, machte allerdings keinen gerade vorteilhaften Eindruck. Die Viehzüchter setzen alte ausgediente Gauchos als Posteiros an die Grenzen ihres Weidelandes, wo sie in elenden Hütten die Tage ihres Alters an den Toren zubringen, die auf anderes Eigentum führen. Sie sehen nach dem Zaun, wo der Campo ihres Herrn eingefriedigt ist, verhindern nach Möglichkeit das Ausbrechen von Vieh und fristen so ein ziemlich kümmerliches Dasein.

So verriet auch der Rancho des Posteiro Chico nichts von Annehmlichkeiten eines behaglichen Lebens: ein Dach von rauhem Tiriricagras lag auf unbehauenen Pfosten, die nur teilweise durch lehmüberworfenes Geflecht verbunden waren, während der Feuerraum, welcher Speisezimmer, Küche und Salon zugleich bildete, nur aus einer Herdstelle von rohen Steinen mit ein paar Holzklötzen darum bestand. Ein blanker Ochsenschädel diente anscheinend als Tabouret.

Chico bot den Reisenden sein Heim mit aller Grandezza an, die dem verwitterten Serraner zu Gebote stand. Der kleine Chiquinho, ein halbnackter Bengel, versorgte die Reittiere, denen er Kokosreiser zum Mais servierte. Chinoca, die gelbe Hausehre, begrüßte die Gäste mit ihrem freundlichsten Lächeln und der Maiszigarre hinter dem Ohr, und das Stück Spießbraten, Cangica, ein fester Brei von Milch und geschältem Mais, die Kerne des pinhão, des Zapfens der Araucaria, die gekocht und geschält mehlig schmecken, erfreute den inneren Menschen bedeutend.

„Es gibt heuer wohl viele Pinienzapfen?" frug Severo und schälte eifrig die braune Rinde von den Kernen.

„Deus seja louvado, Gott sei gepriesen, ja!" antwortete Chinoca.

Für den Serraner ist der Pinienbaum, die Araucaria, eine Wohltat des Himmels. Die nahrhaften Kerne, wie große ungeschälte Mandeln aussehend, bis zu mehreren Dutzenden in jedem runden grünen Zapfen, dienen Mensch und Vieh zur Speise, und Chico wiederholte darum das alte Sprichwort:

„Abundancia de pinhão, cada pobre um gordão, wird uns viel pinhão beschert, ist auch der Ärmste wohlgenährt."

Die Nacht brachten die Gäste natürlich auf dem Sattelzeug zu.

Herr Hothan schlief ganz vorzüglich, wenn auch gegen Morgen die Kühle zunahm, sodaß er sich fester in seinen Tuchponcho wickeln mußte. Als er sich erhob, hatte Chico schon lange seinen Lombilho verlassen und präsentierte ihm ein Horn mit kuhwarmer Milch, welche außerordentlich wohlschmeckend war. Mit lebhaftem Danke verabschiedeten sich die Gäste und ritten der Estancia Jucas zu, die sie am Nachmittage erreichten. Die Estancia Tavares am Rincão dos Bugres war ein ziemlich primitiv gebautes Haus, das Fundament aus rohen Steinen, die Wände nur teilweise massiv, meistens mit rohen Pinienbrettern verschlagen, einige kleinere Gebäude als Küche und Vorratskammern, daneben die Mangueira für das Milchvieh und ein kleiner Corral für die Kälber. Der Eingang zur Mangueira ist mit langen Querpfosten verschlossen, die in den Löchern der Tronqueiras, der Seitenpfosten, liegen. Weit vom geräuschvollen Leben der Städte und dem fleißigen Getriebe der Pikade liegt so eine Estancia in ruhiger Abgeschiedenheit. Heute aber, da Gäste kamen, gab es frohes Leben. Juca selbst stand vor seinem Hause und winkte fröhlich den Reitern zu, einige Raketen sausten zischend und knatternd in die Luft, denn ohne Raketen gibt es kein freudiges Ereignis bei dem echten Brasilianer. Flink sprang Hothan vom Esel, der plötzlich beim Zischen der Raketen und Donnern der Pistolen verdächtig gestutzt hatte, sodaß sein Reiter einen Moment schleunigst am Santo Antonio, dem Sattelknopf, sich halten mußte. Flinke Kreolen sprangen herbei und führten die Reittiere weg, Juca aber wechselte mit dem deutschen Freunde die üblichen Umarmungen, Dona Rafaela begrüßte ihn gleichfalls herzlich, Alvaro und Cypriano, die Söhne, und Dona Lucia, die Tochter des Hauses, erschienen ebenfalls mit herzlicher Freude, einmal einen interessanten Fremdling zu Gast zu haben, Severo aber begab sich zu den übrigen Leuten des Estancieiro.

Der Gast trat ein und nahm auf der langen Holzbank Platz, welche an dem Tische aus Pinienbrettern stand, und ein kleiner Wollkopf präsentierte den unvermeidlichen Chimarrão als Willkommens- und Friedenspfeife.

Das Gespräch führte Hothan, der „Senhor Gustavo“ — die Brasilianer reden nun einmal jeden Menschen mit Vornamen an — und erzählte von Allemanha, dem großen deutschen Reiche, von Berlim, von den Soldaten, deren o imperador Guilherme fast so viele habe, als halb Brasilien überhaupt an Menschen, und Dona Rafaela konnte gar nicht glauben, daß ein so feiner Mann, ein cavalheiro perfeito, wie Senhor Gustavo, auch ein Jahr lang Soldat gewesen sei, denn dazu nehme man doch nur Gesindel und Neger und Spitzbuben. Nein, mußten das nur komische Leute in Allemanha sein!

Juca aber erzählte dem Gaste von den Zeiten der letzten Revolution, von Saldanha da Gama, von den Bahianos, die er mit blutigen Köpfen

heimgeschickt habe, von seinen Nöten als commandante, seinen Ritten und Kämpfen und anderen Heldentaten.

Bewirtet wurde Senhor Gustavo natürlich auf das Allerbeste. Der saftigste Spießbraten, der Churasco, prangte zu den Bohnen und Reis; Farinha, Kaffee und Zucker, Wein und Cachaça, alles war vorhanden, nur das Brot vermochte Gustavo nicht zu schätzen, denn es bestand aus runden flachen Maisbrötchen, die ohne Hefe in der heißen Asche gebacken waren. Schon aus Höflichkeit tat der Gast sein Bestes im Essen und Trinken. Als aber nach dem Mahle die Negerin des Hauses die Palhazigarren der Reihe nach an einem glimmenden Holzscheite höchstselbst anrauchte und das edle Kraut präsentierte, versagte doch die Höflichkeit des Gastes — er ließ die Gabe der schwarzen Grazie heimlich zu Boden fallen, wo sie der kleine Belisario noch heimlicher aufnahm und vergnüglich aufqualmte. Die Söhne des Hauses aber lehnten den cigarro ab, denn ein wohlerzogener Brasilianer wird niemals in Gegenwart seines Vaters rauchen, und sei der Sohn selbst noch so alt. Am Abend ging es recht lustig zu. Der Gast hatte den Wunsch ausgesprochen, die junge Welt einmal tanzen zu sehen, und Dona Lucia konnte nicht glauben, daß in Allemanha nur im Frack und Lackschuhen getanzt würde und viele cavalheiros gar nicht tanzten auf den Bällen, weil das nicht mehr modern sei. Da war der Brasilianer fixer dabei.

Der Tanz des Volkes hat viel mehr Pantomime bewahrt, er ist viel origineller und ausdrucksvoller, als die einförmigen deutschen Walzer. Affonso handhabte das Violão, die Guitarre, meisterlich, Augusto spielte die gaita, und niemand vermochte den lockenden Tönen zu widerstehen. Selbst die würdige Dona Rafaela exekutierte mit dem alten Cordeiro manchen Reigen, dessen Name an die Zeiten der alten Gauchos erinnerte, die tyrana, den tatú, die gallinha morta und die chimarrita. Alvaro, der Sohn des Hauses, schien auf dem Gipfel der Begeisterung zu sein, als er plötzlich mitten im Tanz zwischen die Paare sprang, den Säbel mit roter Troddel schwang und mit blitzenden Augen rief: „Quem é Deus aqui? Wer ist hier Herrgott?"

Herr Hothan befürchtete schon eine brasilianische Übertragung jener kleinen Holzereien, welche auf den Bällen der deutschen Kolonisten nicht unerhört sind, aber Juca beruhigte ihn: „Der Bursch will nur zeigen, daß er der altaneiro, der pimpão ist, hier geht's ganz friedlich zu."

Zugleich antworteten alle Tänzer und Mädchen: „É você! Das bist du!"

Der Säbel fuhr wieder in die Scheide — „então siga o baile, der Tanz kann weitergehen!" und die Sporen klirrten wieder, die Gaita sang und das Violão summte seine tiefen Akkorde. Auch den Fandango sah hier

der Deutsche, den echten Fandango, wie ihn nur der Eingeborene recht zu tanzen versteht. Das ganze Liebesspiel mit seinem Suchen und Finden, seinem Necken und Fliehen, seiner Bitte und Gewährung spiegelt sich darin wieder, und dazwischen klingen gesungene Vierzeilen neckischen Inhaltes. Wird von einem Fandangotänzer ein Fehler gemacht, so lacht alles: „Fez pellego!“*) und ein übermütiger Bursch singt spöttisch:

Meu senhor que está dansando,	Mein Herr, der Sie da tanzen,
Queira-me, pois, dispensar:	Entschuldigen Sie mein Fragen:
Si o pellego fôr de venda,	Kann ich den Pelz nach Hause tragen,
Traga-me, quero comprar!	Den Sie da auf den Boden pflanzen?

Über dem wechselvollen Bilde war der Mond aufgegangen, die Feuer abseits leuchteten in den halbverkohlten Blöcken in düsterer Glut, der deutsche Gast saß, Zigarre um Zigarre rauchend, auf einem Holzblock zur Seite und spürte wieder, wie lebhaft und kindlich froh zugleich der Brasilianer bei seinen einfachen Lustbarkeiten ist im Vergleich zu dem Deutschen mit seinen öden Pikadenbällen, wo es entweder steif oder roh zugeht und wo meistens „ohne Soff kein Vergnügen“.

Der Fandango läßt sich schwer beschreiben, ein deutscher Poet in Brasilien hat es einmal versucht, und wir wollen diese Frucht der noch jungen riograndenser Litteratur hier wiedergeben:

Der Fandango.

Ein altes Holz ist's, das vom Pflocke
Affonso langt sich von der Wand,
Am roten Feuer auf dem Blocke
Hockt er und stimmt's mit flinker Hand.

Die Saiten läßt er leise dröhnen
Und zieht die Schrauben sachte an,
Versuchend die Akkorde tönen,
So voll, wie's nur Affonso kann.

Wie ein verschämtes stilles Summen
Ertönt der Prime Melodei,
Geheimnisvoll des Basses Brummen —
Schon strömt das Volk zum Tanz herbei.

Vom saft'gen Braten, der zum Feste
Den Spieß geziert, blieb wenig nur,
Abseits benagen noch die Reste
Die strupp'gen Köter mit Geknurr.

Den Wein, tiefrot wie ein Karfunkel,
Ließ rinnen heut der Garrafão,
Schon sank des Abends trautes Dunkel —
Affonso, auf! Ans Violão!

Und kunstvoll über seine Saiten,
Das Holz gestemmt ans braune Knie,
Läßt er die flinken Finger gleiten,
Und lockend tönt die Melodie.

Da ordnen schnell sich schon zum Reigen
Die Burschen braun, die Mädchen schlank,
Der Glieder Ebenmaß sie zeigen
Beim feurigheißen Saitenklang.

Dem Chico lächelnd Antoninha
Beut ihre kleine Rechte dar,
Es wiegt im Takte sich Chiquinha,
Den Blütenzweig im dunklen Haar.

*) pellego, im eigentlichen Portugiesischen ungebräuchlich, wohl gleichbedeutend mit pellico, Reitpelz.

Im Takte klirren die Chilenen
Zum leisen Klappen des Facão,
Sirenengleich in süßen Tönen
Lockt dringender das Violão.

Eindringlich leis die Klänge zittern,
Wie wenn der Bursch zur Liebsten spricht,
Wenn auf des Fensters engen Gittern
Nur flimmernd ruht das Mondenlicht.

Wie Mädchenaugen süß und innig,
Lockt ihn der Saiten süßer Laut,
Wie Liebeslieder, zart und minnig,
Hört ihn errötend still die Braut.

Jetzt gleiten hastig schnell die Griffe,
Das Blut strömt heiß und jäh ins Herz,
Wie wenn der Krieg die Schwerter schliffe,
Wie Sang von Blut und Tod und Erz.

Das sind die Lieder der Farrapen,
Wild wie der Krieg und Sieg und Streit;
Keck rückt der Bursch den Hut, den schlappen,
Und locker wird dem Stahl die Scheid'.

Horch! Des Fandango neckend Tönen,
Kurz, trippelnd wie ein Mädchenfuß —
Behender schwingen sich die Schönen,
Verlangend schickt der Bursch den Gruß.

Jetzt naht sie ihm, verheißend Blicken
Im Auge, winkt sie mit der Hand,
Vertraulich ihm mit leisem Nicken
Hat sie die Lippen zugewandt.

Mit ungestümem, heißem Minnen
Beteuert er der Liebe Glut,
Umkreist sie mit gereizten Sinnen,
Jach in den Schläfen pocht das Blut.

Jetzt hascht er sie — doch nein, gar zierlich
Entschlüpft sie ihm und weicht zurück
Und knickst vor ihm hübsch fein manierlich
Und neigt sich lächelnd mit Geschick.

Es bauscht das Tuch sich um den Nacken,
Das Mieder hebt und senkt sich schwer,
Die Sporen klingen an den Hacken,
Und wirbelnd heischt der Bursch Gewähr.

Da lockt die Laute leis sie wieder
Hin in des Zauberkreises Bann,
Es locken Liebe, Wein und Lieder,
Und neu hebt der Fandango an.

Still steht der Mond, die Feuer glühen,
Die Berge ruhen schwarz und fern,
Doch weiter stets die Töne sprühen,
Bis glänzend steigt der Morgenstern.

Dann fliegen heim die frohen Paare,
Der Tau benetzt des Rosses Huf,
Der Morgenwind streicht durch die Haare,
Fern tönt der ersten Sänger Ruf.

Das ist der alte süße Reigen
Bei Feuerglanz und Garrafão,
Wenn lockend in des Abends Schweigen
Tönt süß und voll das Violão.



Kolonie Dona Francisca. Bezirk São Bento.

Sechstes Kapitel.

Ein Ritt über Land.

„— — und somit erwarte ich bestimmt, daß du Wort hältst und rechtzeitig im Hafen meines Heims landest", schrieb mein Freund und Kollege H. in Teutonia und mahnte mich an mein Versprechen, gelegentlich einer kirchlichen Feier als Festprediger zu erscheinen. Zwei starke Tage im September im Sattel auf unbekannten Wegen waren für mich zwar nicht sehr verlockend, aber „ein Mann, ein Wort", zum Trotz allen Frauen, welche bekanntlich sagen: „Eine Frau, ein Wort — ein Mann, ein Wörterbuch."

Der Mond war schon hinter dem Bergessaum aufgegangen, als ich am Abend vor meiner Abreise noch auf ein Stündchen zu meinem Freunde Anton Schmidt den Hügel hinabschritt, an dessen Fuß das weiße Haus des Alten doppelt hell im Mondenschein winkte. Ein prachtvoller Abend war es, wie flüssiges Silber flutete Lunas Licht über unser stilles Tal, aus den Fenstern der Häuser schimmerten die Lichter des Abendtisches. Hunde bellten in der Ferne, Grillen riefen mir ihr unaufhörliches Dic cur hic? Dic cur hic? entgegen, der Staub der Pikade war im Mondscheine wie Marmorstaub. Wie eine riesige Silhouette hoben sich die bewaldeten Berge rechts und links vom Abendhimmel ab, und die ewigen Sterne grüßten mich vom Himmelszelt: Friede sei mit dir! Leise stieg der Nebel vom Flusse auf und hing in feinen Streifen im schweigenden Walde — da dachte ich an das schöne Lied, da Claudius singt:

Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

In den neuen Urwaldrodungen glühten noch die Stämme und Zweige, in denen das Feuer geprasselt hatte, in roter Glut, leise rauschte der Rio Pardinho in der Ferne, vor mir eilte der letzte Wagen die Pikade hinab, sonst alles still. Und wie ich still weiterwanderte, skandierten meine Schritte unwillkürlich das Versmaß, in dem der Wandsbecker Bote einst sein Abendlied gesungen hat, und die Worte fanden sich ungerufen dazu. Auch in einsamer Pikade im fernen Brasilien strahlt der Mond den Frieden der Nacht. Warum sollte ich nicht jener Stimmung Ausdruck geben, die mich so oft beschlich, wenn der stille Hüter der Nacht aufging, wenn ich's auch nicht so schön kann, wie Mathias Claudius?

Mondscheinabend.

Der Tag ging sanft zur Rüste,
Die Abendsonne grüßte
Wie eitel rotes Gold;
Der Berge Gipfel glühten,
Es nickten matt die Blüten,
Der letzte Wagen heimwärts rollt.

Sie winkt dem Herzgesellen:
In linden Silberwellen
Erstrahlt der stille Mond.
In hehrem, ew'gem Schweigen
Führt er der Sterne Reigen
Und lobt den Herrn, der droben thront.

Die Abendwinde kosen
Am Strauch mit losen Rosen,
Das Vöglein fliegt zu Nest;
Johanniskäfer glühen,
Die Abendfalter ziehen
Unhörbar mit dem linden West.

Von ferne glühen Feuer,
Wie duft'ge Elfenschleier
Die Nebel zieh'n am Wald;
Der Fluß rauscht sanft und leise,
Der Grillen schrille Weise
Im Gras am Wegesrande schallt.

Es flüstern leis die Erlen —
Den Tau wie tausend Perlen
Im rabenschwarzen Haar,
Die Nacht in dunklem Schleier
Facht an der Sterne Feuer
Am Abendhimmel tief und klar.

Das Kreuz blinkt hell im Süden,
Ich schreite durch den Frieden
Im Licht durch Silberstaub,
Den Frieden rauscht die Ferne,
Und Frieden glüh'n die Sterne,
Und Frieden flüstern Baum und Laub.

— — — — — — — — — — — — — — —

Anton Schmidt saß, wie ich richtig vermutet hatte, auf seiner Bank vor der Haustür und blies starke Tabakswölklein in den Abendfrieden. Er rauchte nach seiner gewohnten Manier: als wenn ein armer Mann backt, dessen Holz feucht ist.

„Willkommen, Herr Pastor!" grüßte der biedere Alte mich, „wollen wir ins Haus gehen oder ziehen Sie vor, draußen einen Schnupfen zu riskieren?"

„Natürlich bleiben wir hier draußen, wir werden doch einen so herrlichen Abend nicht ungenossen lassen."

„Schön — heda, Christian!" rief er ins Haus, „'mal einen Stuhl und eine Flasche Roten hergebracht!"

Der Alte kelterte eine ganz leidliche „Sonnenseite", welche er allabendlich genoß, denn „der Ervatee mag ja gut zum Tuchfärben sein, meinen inneren Menschen will ich aber davor bewahren", pflegte er zu sagen. Er war längere Zeit in Silveira Martins gewesen und hatte da den Italienern manches im Weinbau abgesehen. Der Alte brachte mir sein Glas: „Zum Wohl und glückliche Reise!" — „Danke."

Dieser kurze Trinkspruch bildete dann das Thema für das Plauderstündchen. Der Alte war in seinen jungen Jahren viel in unserem Lande umhergewandert, kannte die ganze Zone der älteren Kolonien genau und wäre daher wohl imstande gewesen, mir gute Ratschläge für meine Landtour zu geben. Er tat das aber in einer Weise, die mich eher von einem Ritt abhalten, als dazu ermutigen konnte.

„Da Sie also morgen auf ihre erste größere Tour gehen, so will ich Ihnen gleich eins im voraus sagen: Sie werden die Sache schon bald satt bekommen. Ja, drüben in Deutschland ist das Ding eine andere Sache. Da gibt es Chausseen und Eisenbahnen. Man rutscht ein paar Dutzend Meilen in aller Bequemlichkeit ab, da ist eine Reise ein Vergnügen. Aber hier? Der Geier soll die ganze Geschichte holen! Fährt man im Wagen, besonders in der Diligencia über den Campo, so werden die armen Knochen derartig gerüttelt, daß der innere Mensch wie ein leibhaftiges Beinhaus aussieht — das ist schon die reinste Folter. Reitet man aber, so ist's dieselbe Sache in Grün. Morgens geht's noch, mittags aber ist's schon wie ein langsames Schmoren am Kohlenfeuer. Dann jappen Sie hinter einem Strauch und würgen Ihre gallinha com farinha hinunter, falls Sie nicht vergaßen, einen Futterranzen mitzuschleppen; das arme Pferd trieft wie ein nasser Sack und schnuppert müde an ein paar Rohrhalmen. Ihr Schluck in der Flasche ist warm geworden, darum ziehen Sie dann vor, aus dem nächsten Bache zu viel Wasser zu trinken, und holen sich den Magenkatarrh. Kommen Sie dann glücklich abends in ein Quartier, so paßt Ihnen alles nicht, und mit Tränen der Reue sehnen Sie sich nach Ihrem eigenen Bett. Besser ist's, auf Sattel und Reitpelz zu schlafen. Morgens fehlt Ihnen alles, von den Pantoffeln bis zur langen Pfeife, so geht's dann Tag für Tag; und wenn Sie glücklich heimkehren, sind Sie nur insofern glücklich, als Sie sich in Ihren eigenen Federn wieder behaglich ausstrecken können und Ihr gutes Weib Ihren total verkorksten Leichnam wieder zurechtdoktern kann. Das ist hier im gelobten Affenlande das Reisen. Wer nicht reisen muß, soll's bei Leibe nicht tun! Bleiben Sie lieber daheim und stolpern Sie nicht in der weiten Welt umher."

„Anton, Sie haben heute einmal wieder Ihren schlechten Tag gehabt. Sie malen ja grau in grau! Wenn Ihre Schilderung immer zuträfe, so

wären Sie sicherlich selbst nicht in jungen Jahren so oft auf Reisen gegangen."

„Ich habe eben meine Haut zu Markte getragen und rede aus Erfahrung."

„Jedenfalls haben Sie eins gar nicht in Betracht gezogen: die Naturschönheiten, welche doch der Reisende besonders genießt."

„Naturschönheiten! — Warten Sie, Herr! Wenn Ihnen so praeter propter 30° R auf die Palla prallen, daß Sie glühen wie ein Molochsofen, oder die Fliegen und Mosquitos peinigen Sie und den armen Gaul bis aufs Blut, oder ein Regen platzt hernieder, daß Ihnen so ein kleiner Ozean in den Stiefeln steht — da werden Sie Naturschönheiten genießen."

Antons pessimistische Anschauung vermochte aber meinem jungen Reisemut nichts anzuhaben, und als ich heimschritt, war meine Sorge nur die, daß ich den Tagesanbruch nicht verschliefe.

Aber mein kleiner Freund im Wäldchen dicht am Hause, der Sabiá, verhinderte das, und sein erster Weckruf: Steh auf, alter Freund, steh auf! brachte mich auf die Füße.

Wie herrlich grüßte mich der junge Morgen mit seinem frischen Hauche! So würzig die Luft, so taufrisch das Grün! Es dämmerte noch, als mir mein schwarzer Knecht Barboso das Leibroß vorführte, den Baio, um den mich die ganze Pikade beneidete, und ich mich in den Sattel schwang, um die Straße hinabzutraben. Noch herrschte der Morgenfriede, als ich meinen Reisegefährten abrief, dessen Grauen ich schon gesattelt stehen sah. Auch hier ein kurzer Abschied — und selbander ritten wir durch den Morgen.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt", zog es durch unseren Sinn, als wir, über eine kleine Steigung an den Mauern der Weideplätze, an Palmen und jungen Pinien hinreitend, die langgestreckte Pikade mit den anstoßenden Bauernhöfen vor uns hatten. Das Leben erwachte in den Häusern, leicht wirbelte der Rauch aus den Kaminen, das liebe Vieh stand vergnügt beim Morgenfutter, und der Hannjörg in seiner Haustür brannte die Morgenpfeife an.

„He!" rief er, „wo geht die Reise denn hin?"

„Nach Teutonia!"

„Da grüßen Sie mir doch meinen Compadre, den Hannadam Ziegler!"

„Soll geschehen. Até a volta!"

Weiter ging's, die Sonne erschien im Osten. Wie funkelten die Gräser am Wege im Morgentau. Wie Brillanten glitzerten die feinen Tropfen im sprühenden Licht. Die zarten Gewebe der Buschspinnen waren wie mit Perlen besät, ein köstlicher Anblick.

Und im Geweb der Spinnen
Hängt morgenfrisch der Tau,
Und fein wie duft'ges Linnen
Der Nebel auf der Au.

An grüner Bergeshalde
Spielt Morgensonnenstrahl
Und weckt im weiten Walde
Die Vöglein allzumal,

summte ich für mich hin.

Recht reisefröhlich stimmte uns der junge Tag. Die Holzpfeifen dampften, die Kühle des Morgens strich durch die leichte Reisekleidung, blähte die leinene Palla und die weiten Bombachas. Munter schritten die beiden Tiere im leichten Trab. Eine Wegebiegung brachte uns an den Rio Pardinho. Da herrschte schon reges Leben.

Still und breit strömte der Fluß zwischen hohen steilen Ufern, besäumt von üppig wucherndem Buschwerk, aus dem weiße Dolden und rote Blumenbüschel wie aus riesigen Guirlanden hervorlugten, während einzelne hohe Stämme ihre dunkelbelaubten Kronen in der stillen Flut wiederspiegelten. Schmale Treppen aus rohbehauenen Klötzen führten von den angeketteten Booten am jenseitigen Ufer zu den Häusern empor, die unter Orangenbäumen halb versteckt lagen. Behäbig schaukelten die plumpen Kähne auf der leise hinrollenden Flut, die Ruder lagen eingezogen auf den schmalen Sitzbrettern. Eine dunkelgefiederte Wildente flatterte schwerfällig auf, ein schlanker Reiher spähte vom Aste eines hohen Angico zum kühlen Grunde. Flatternd und zirpend spielte im Buschwerk das Volk der Finken und Grasmücken und surrte, erschreckt vom Hufschlag unserer Tiere, in die weiten Felder zu unserer Rechten. An Ananashecken, hohen Kakteen und Dorngestrüpp vorbei eilten wir auf der ebenen Straße weiter. Weithin erstreckte sich das Panorama des Rio, abgeschlossen durch die Pfeiler einer neuen Brücke, welche sich hoch über den Wasserspiegel erhoben, denn der stille Fluß schwillt in der Regenzeit oft zur brausenden Hochflut. Eifrige Tätigkeit herrschte hier; das Picken der Meißel und Schlägel tönte uns von fern entgegen. Italienische Steinmetzen in breitem Filzhute, buntem Hemde und rotem Gürtel formten Sandsteinblöcke zu Quadern, die Ketten der Aufzüge rasselten auf und ab, langsame Mulatten rührten in den Mörteltrögen mit edler paciencia, während die Stimmen des Bauunternehmers und der Vorarbeiter von dem ersten Brückenbogen, dessen Eisenschwellen schon genietet wurden, kommandierend hin- und herdonnerten.

Die kleinen Hütten der Werkleute zeigten die Anspruchslosigkeit des brasilianischen Arbeiters. Wände und Dach, aus Reisstroh oder alten Blechstücken an einigen Holzpfählen zusammengeflickt, bildeten das traute Heim, vor dem über glimmenden Holzstücken im Henkeltopfe die schwarzen Bohnen schon brodelten, treulich behütet von der gelben Herrin des Hauses, die mit den kleinen halbnackten Sprößlingen davorhockte und eine Morgenzigarette rauchte.

Am Eingang zur Brücke glühten Koksstückchen unter dem Hauche des Blasebalges auf dem Nietöfchen, mit langer Zange ergriff der Vorarbeiter den glühenden Bolzen, schwere Hämmer sausten auf das rote Eisen, bis es fest in der Öffnung der Eisenbalken saß. Der letzte Schlag war kaum gefallen, als der Capataz, froh des gelungenen Werkes, die Parole ausgab: „Vamos descançar um pouco, jetzt ruhen wir aber erst mal aus!" Der Matekessel, stets heißgehalten, trat in seine Rechte; eine beträchtliche Pause folgte dem Männerwerke der ersten Niete, wieder eine lebendige Illustration des lieben Wörtleins paciencia, Geduld!

Der rastlos arbeitende, deutsche Kolonist schaut verächtlich auf dieses gemächliche Treiben des Brasilianers, den er einfach als faul bezeichnet; nach deutschen Begriffen hat er recht. Wer aber die ganze Bedürfnislosigkeit des brasilianischen Arbeiters kennt, der Tag für Tag mit seinem billigen Gericht Bohnen, seiner Cuya Mate und einem Stückchen Fumo für die Maiszigarette zufrieden ist, seinen ganzen Luxus auf ein paar bunte Tücher und billige Putzgegenstände für seine Senhora beschränkt, seine Erholung nicht, wie der deutsche Durchschnittsarbeiter, in kostspieligem Kneipenleben, sondern in einigen Havaneiras auf der gaita sucht, der begreift, daß der Verachtete nicht mehr bedarf und in seiner angeborenen Sorglosigkeit denkt: Sorget nicht für den kommenden Tag! Ein paar Maiskolben finden sich im Notfalle überall, der Mate ist ja auch kein Luxusartikel, und die beiden Dinge tun es im Notfalle auf ein paar Tage, in höchster Not auch der Mate allein.

Sandkarren, aus rohen Brettern plump zusammengefügt, von klapperdürren Mulas gezogen und von halbwüchsigen Spaniolen und Mulatten gelenkt, knarrten vorüber. Die Tiere, wie immer von den Südländern zu kurz eingespannt, sodaß die Hinterbeine fast bei jedem Schritt sich an der Kante des Karrens reiben, besonders bei abschüssigem Wege, wurden gewohnheitsmäßig Schritt für Schritt von den gefühllosen Carosseiros mit der kurzen Peitsche traktiert. Gegen Zugtiere ist der Romane gefühllos, eine Schmach für die ganze Rasse. So erzählte mir ein brasilianischer Arzt, der auf deutschen Universitäten seine Ausbildung genossen hatte, daß er vergeblich versucht habe, in seiner Vaterstadt einen Tierschutzverein zu gründen, um der oft entsetzlichen Tierschinderei Einhalt zu tun. Er habe bei seinen Landsleuten, die für menschliche Not sehr leicht zu Rat und Hilfe zu bewegen sind, für seine Bestrebungen einfach kein Verständnis gefunden. —

Ein großer, über und über mit Blüten bedeckter Tres-Mariä-Strauch und ein mächtiger Weidenbaum boten Schatten vor der Venda unseres Freundes Grawunder, dem wir unbedingt guten Morgen wünschen mußten. Die lange Front der Venda, aus Sandsteinquadern gefügt, mit sauberen hellen Fenstern, bot einen schroffen Gegensatz zu dem Bilde brasilianischer

Armut und Anspruchslosigkeit dar. Vor diesem deutschen Hause dachten auch wir: Vamos descançar um pouco, und stiegen zu kurzer Rast ab.

Hier waltete deutsche Rastlosigkeit, vom geräumigen Armazem, vor dem mächtige Frachtwagen, mit acht kräftigen Zugtieren bespannt, mit Tabaksballen hoch beladen wurden, bis zu der dampfenden Speckküche, in welcher der braune Adriano im Schweiße seines Angesichts den brodelnden Fettkessel rührte. Bauern kamen und gingen, einzelne Gäste benutzten die Erholungsstation zur Frühstückspause, während ein Musterreiter seine bunten Lockvögel aus dem Lederranzen kramte und erwartungsvoll den Bleistift schwang. Nach herzlicher Begrüßung wurden wir in das Wohnzimmer geführt, in dem ich schon deshalb so gern weilte, weil dort das einzige gute Klavier unserer Pikade stand. Da schwelgte ich denn für eine halbe Stunde einmal wieder in den Tönen, nach welchen man in der Einsamkeit der Waldkolonien oft einen Heißhunger bekommt, aber der enorme Preis eines Klaviers, das allein an Zoll und Fracht ungefähr 600 Mark kostet, steht nie im Einklang mit dem schmalen Einkommen eines Urwaldpfarrers.

Wie immer, ließ uns die freundliche Hausfrau nicht ungestärkt von dannen. Als ich aber erzählte, daß ich für mehrere Tage abwesend sein würde, erklärte sie sogleich: „Da hole ich mir aber heute noch Ihre Frau und Ihren kleinen Sohn, die bleiben dann bei uns. Sie möchten sich ja fürchten, wenn sie allein im Pfarrhause sein sollten.“ Am selben Tage noch rasselte das Wäglein die Pikade hinauf, und die Meinen haben ein paar vergnügte Tage bei den Freunden verlebt. Solche Freundlichkeit erfährt man im deutschen Vaterlande selten, in der deutschen Kolonie Brasiliens aber oft.

Peitschenknallen meldete den Abgang der Frachtwagen, die über Santa Cruz und den Campo täglich nach Rio Pardo gehen, um die Frachten dort an Bord der Lastdampfer zu geben, die nach Porto Alegre steuern. Auch wir brachen auf, wenn auch nicht gern. Ein letzter Händedruck — und wir saßen wieder im Sattel und eilten den Fuhrleuten nach. In der Linken die langen Lenkzügel, in der Rechten die weitreichende Peitsche, thronten die wettergebräunten Rosselenker auf ihrem schweren Wagen, den breiten Gürtel, in dessen Taschen die Korrespondenz der Venda steckt, mit Messer und Pistole um die Hüften, den scharfen Facão am vorderen Wagenbrett, denn ohne Waffen geht's nun einmal bei keinem rechtschaffenen Fuhrmann. Langsam ging's bergab zur Furt, welche einstweilen als Flußübergang diente. Wir ritten hinterdrein. Langsam wateten die Tiere in das seichte Wasser, sogen in langen Zügen das erquickende Naß, und hurtig ging's am jenseitigen Ufer an den schwerfälligen Wagen vorbei: „Gute Reise!“ schallte es uns nach.

„Der Staatspräsident hat also doch Wort gehalten“, sagte ich zu meinem Gefährten, „die Brücke wird also wirklich gebaut.“

„Wenn Dr. Julio de Castilhos etwas verspricht, so hält er es auch“, erwiderte der Freund mit dem ganzen Stolze eines überzeugten Anhängers der augenblicklich herrschenden Partei.

Der Weg zog sich langsam bergan, eine gute halbe Stunde kletterten unsere Tiere über loses Geröll — dann waren wir auf der Wasserscheide. Hier ließen wir die Tiere ein wenig verschnaufen.

„Sehen Sie, welch' schönen Anblick die Heimat uns zum Abschied bietet“, meinte mein Gefährte; er hatte in der Tat recht. Weit dehnte sich das Tal zu unseren Füßen aus, ein Bild ländlichen Segens. Frischgrüne Tabaksfelder, endlose Maisplantagen, die hellgrünen, leise wogenden Zuckerrohrpflanzungen, dazwischen pflügende Bauern auf dem grünen Acker, alles bestrahlt vom Sonnenlicht. Die weißen Fronten der Häuser leuchteten aus dem dunklen Laub der Bäume, während die rotblühenden Pfirsiche farbenprächtige Kontraste zu dem schneeigen Weiß der Orangenblüten bildeten. Die blauschimmernde Kette der Serra mit den fernen Tälern von S. João und Sinimbú schloß das Rundbild ab, durch welches sich die lange Zeile des Rio Pardinho im dichten Ufergebüsch hinzog. Der dunkle Wald an den Bergabhängen, hier und da von hellgrünem Junglaub und gelben Sandsteinbrüchen durchzogen, gab einen stimmungsvollen Hintergrund ab. Hoch oben aber zogen in majestätischer Ruhe wie kleine dunkle Punkte die Urubus in feierlicher Stille. Ein Hahnenschrei aus der Ferne, das Gurren der Holztauben aus dem Dickicht, verhallendes Wagenrollen — sonst alles still, ein echter, sonniger Frühlingsmorgen.

Von der Nützlichkeit und dem Werke der Urubus sollte ich bald eine Probe bekommen. Vor uns war jedenfalls eine Tropa des Weges gezogen, ein gefallenes Pferd lag mitten auf der Straße, aber die Schar der schwarzen Geier war bereits beim Werke, das ekelhafte Aas zu beseitigen. Mein Pferd scheute vor dem widerlichen Bilde. Der Brasilianer läßt ein gefallenes Vieh rücksichtslos da liegen, wo es fällt, höchstens ledert er noch ein Stück Haut herunter und überläßt das übrige den Geiern, Ameisen, Regen, Sonne und Wind. Überall auf den Wegen und Weiden des Landes kann man bleichenden und halbzerfallenen Gerippen begegnen.

Unser Weg führte langsam talwärts der Sonne zu. An einer klappernden Mühle lief er vorbei. Schwerfällig drehte sich das dunkelbraune Rad mit seinen teilweise bemoosten Felgen um die gewaltige Achse, während der silberne Bach munter darüber hüpfte und zerstiebend in sprühender Kaskade in einem Regenbogen das Sonnenlicht reflektierte. „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“, summten wir vor uns hin. Das Klappern der Mühle wurde unterbrochen von monotonem, schwerem Stampfen. Fragend sah ich meinen Begleiter an. Der wies mich auf die vielen Hunderte dunkelbelaubter

Bäume, strauchartig verzweigt, mit heller Rinde und myrtengrünen, dunkelglänzenden Blättern.

„Das ist der Ervabaum, Ilex paraguayensis, dessen gedörrte Blätter und Stengel hier erst in der Mühle fein gestampft werden.“

Ich vermutete den Teebaum, als dessen Heimat ich nur die fernen Grate der Serra kannte, mitten in der deutschen Siedlung nicht. Auf weiter Fläche regelrecht angepflanzt, werfen die Bäume ihrem Pfleger eine sichere Rente ab. Neuerdings hat die Companhia horticola in Santa Cruz, eine deutsche Gärtnerei, Auspflanzungen der Erva auf dem Campo im großen Maßstabe ausgeführt. Junge Exemplare des Teebaumes waren von ihr auch auf der letzten Gartenbauausstellung in Hamburg ausgestellt.

Elf Uhr war es, als wir die letzten Wohnplätze der deutschen Kolonie passiert hatten. Der weite Campo dehnte sich vor unseren Blicken aus. Die Sonne rückte dem Zenith näher, als wir in einem schattigen kleinen Capão Sestiada, Mittagsrast, machten. Die Pferde wurden am Rande einer kleinen Wasserlache von Reitpelz, Sattelbock und Decke befreit, ihre schweißgebadeten Rücken auf Druckstellen hin untersucht, die sich glücklicherweise nicht fanden, dann aber nahm mein Companheiro das kleine Trinkhorn, das zum Wasserschöpfen stets an lederner Schnur am Sattelknopf hängt, und kühlte die Sattelstelle der Tiere, die in durstigen Zügen das klare Wasser aus der Lache sogen und im schattigen Capão Gras und Laub rupften. Wir aber, bequem gelagert auf Sattel und Pelz, unterzogen die Abschiedsgrüße unserer braven Gattinnen einer eingehenden Würdigung. Anton Schmidt hatte ziemlich verächtlich von gallinha com farinha gesprochen, wir aber fanden das kalte gebratene Huhn, das mit Farinha bedeckt ist, und so Fleisch und Brot bietet, ganz ausgezeichnet. Ein Becher Wasser mit Wein erfrischte uns herrlich und wir dachten nicht im entferntesten an Magenkatarrh. Der Gefährte streckte sich lang in den kühlen Schatten, zog den Hut über das Gesicht gegen die Mücken und Fliegen, die in der warmen Mittagssonne spielten, ich aber zündete eine echte Pikadenzigarre an, wie sie nur mein Nachbar Jakob Scherer zu machen verstand, und träumte mit offenen Augen in die silberne Stille des weiten Campo hinein. Kein Vieh hielt es in der sengenden Sonne aus, in dichten Gebüschen lagerte es im Schatten. Die roten Verbenen bedeckten den grünen Rasen, kein Lüftchen bewegte die dürren Halme und trockenen Rispen vorjährigen Grases, zitternd stand die Luft in den prallenden Mittagsstrahlen, nur in unserem Gebüsch summte und surrte es, hellblaue Falter gaukelten still vorüber, eine Fliege summte mit einem Brummkäfer ein Waldduett, aus dem Dickicht des Wäldchens krachten dürre Reiser unter den Hufen der Pferde — sonst alles still, „der große Pan schläft“, zog es mir durch den Sinn, und ich dachte an die ersten

griechischen Stunden in Quarta. Hier hatte ich eine grandiose Illustration zu der Ruhe des Waldgottes. Soweit das Auge reichte nur ein Zittern und Flimmern, ein Gleißen und Schimmern, smaragdene Sonnenlichter in lauschigem Dunkel, ein silbernes Weben und traumhaftes Leben in der weiten Au, über der gigantisch der Himmel blaute und die Luft über Weiden und Triften still wie ein glühender Brodem stand — Pan schlief. Nur über der kleinen Wasserlache schaukelte und schnellte eine schlanke Libelle, auf der todstillen Flut glitten dürrbeinige Wasserspinnen im sengenden Glanze des Lichtes hin, das sich durch die Zweige eines Angicostrauches stahl und silberne Flecke auf die grüne Wasserfläche malte. Unter niedrigen Bäumen standen bald auch unsere Pferde, ließen die Köpfe tief hängen und schliefen. Der Graue schlug im Schlafe träg mit dem Schweif um sich nach Fliegen, mein Baio schüttelte im Traum leise einige lästige Brummer ab, dann standen sie wieder ohne Regung. Selbst im Schlaf hat die arme Kreatur keine Ruhe, dachte ich, und wenn sie nachts auf der Weide liegt, schwebt lautlos die Fledermaus heran, setzt sich still an den Hals des träumenden Tieres und saugt den roten Lebenssaft.

Ich schleuderte gerade den Rest meiner Zigarre in die stille Flut, wo sie zischend verlöschte, als mein Wandergenosse sich noch einmal behaglich streckte und zum Aufbruch mahnte.

In jungen Jahren dozierte uns Buben der würdige Scholarch in Tertia das Gesetz vom Beharrungsvermögen der Körper, auch kurzwegs Trägheitsgesetz benamset. Dieses ewige Naturgesetz muß mir an jenem Mittage tief in den Gliedern gesteckt haben, denn es bedurfte der ganzen Überredungskunst meines Begleiters, um mich vom weichen Lager aufzuscheuchen. Der Nachmittag im Sattel wollte mir gar nicht schmecken, ich hatte ungefähr das Gefühl, das man im ersten Manöver empfindet, wenn nach längerer Gefechtspause der müde Füsilier durch das schmetternde Kommando des durch die abfällige Kritik gereizten Häuptlings aus den Stoppeln des Feldes an die Gewehre gescheucht wird. Zumal als wir stundenlang durch einen feuchten Teil des Campo langsam waten mußten, d. h. wir auf dem Rücken der geduldigen Tiere, und mein Freund von den atoladores, den grundlosen Morastlöchern, angenehme Geschichten erzählte, kam so etwas wie Anton Schmidts Pessimismus über mich. Selbst das Knattern und Krachen zur Rechten, wo ein Stück Campo abgebrannt wurde und weiße Rauchwolken aufwallten, konnte mich nicht mehr reizen. Durch einen gewaltigen Morast „schlumpten" wir endlich, wie durch das versumpfte Ende eines modernen Sittenstücks, und kamen glücklich mit Mut und Kraft auf ein Stück Knüppeldamm, der uns wieder auf festen Boden brachte. Gott sei dank, doch wieder ein Stück erkennbaren Weges nach trostloser Irrfahrt! Hastig flohen vor

unseren Pferden die Sandhasen ins Gebüsch, jene lieben grauen Nager von der Form und Größe einer ungeschwänzten Ratte, als ob der blutgierige furão, das brasilianische Wiesel, ihnen auf den Fersen sei.

In hoher Capoeira lag eine verfallene Lehmhütte trostlos und öde. Ein großer Lagarto schien der einzige Bewohner der Ruine zu sein, denn raschelnd huschte die ungeschlachte Eidechse hinein.

„Hier wohnte in der Revolution ein berüchtigter Halsabschneider, Joao de tal“, berichtete mein Gefährte, anscheinend nur, um mich aus meinem Stumpfsinn zu wecken: verlorene Liebesmüh! Nicht einmal eine Gänsehaut habe ich auf dem Rücken gespürt, so abgestumpft war ich; es war auch nur eine kleine Reiselüge.

Aber jetzt! — Hollah, S. Sebastião Martyr, jetzt Venancio Ayres genannt! Da wurde ich wieder lebendig, recht lebendig sogar. Wie aus einer Spielschachtel aufgebaut, lag das Campostädtchen auf der Ebene. Auch die Pferde schienen dort Ruhe und Futter zu wittern: sie rafften sich zu einem anständigen Trab auf und hoben die Köpfe. Allmählich kamen wir näher und übten uns im Entfernungschätzen. Rebhühner flatterten aus dem Grase auf und strichen dicht über den Boden hin. Noch eine halbe Stunde, und wir bogen in die Fahrstraße ein, die zur Stätte der Menschen führte. Weithin ragte die Kirche mit stattlichem Turm. Am Gebäude der hochmögenden Obrigkeit, dem quartel, trabten wir vorbei; es war just kein Monumentalbau, sondern recht, recht antik, nämlich schäbig. Fünf Minuten später hielten wir an gastlicher Türe, der erste Tag der Reise war beendet.

Schön ist es, im Sattel durch Wald und Flur zu streifen, schön ist es, die herrliche Natur in intimster Nähe zu belauschen, noch schöner ist es, nach heißem Ritt die schweren Reitstiefel abzustreifen und mit wonnigem Ah! in die Schlappen zu schlüpfen, die man stets im Mantelsack bei sich führt.

Wenn man dann noch, wie wir, das Glück hat, gastliche Landsleute zu finden und bei einem kühlen Glase den herrlichen Abend in guter Unterhaltung zu genießen, dann schwinden sogar alle Erinnerungen an die Banhados des Campo, man fühlt sich in der Hülle seines äußeren Menschen so wohlig, wie's Fischlein in der Flut, und spricht mit Schiller: O Königin, das Leben ist doch schön!

Hätte nur der deutsche Gastfreund ein Klavier besessen, so wäre mein Behagen kaum noch zu steigern gewesen, aber leider blickte ich vergebens in allen Häusern darnach. Wie schön wäre es nun gewesen, wenn aus dem gastlichen Heim, vor dem wir noch eine Stunde Mondschein kneipten, plötzlich der volle Agathenakkord aus dem „Freischütz“ erklungen wäre mit der holden Kadenz: „Welch wunderschöne Nacht!“ — Ja, Kuchen! Nur die Frösche trommelten und gröhlten ihr Até logo! até logo! Ich schaute mich im

Mondenschein unwillkürlich nach den Kulissen des „Nachtlagers“ um, keine Gabriele war hier, an welche die Taube sich kosend schmiegen konnte, und statt des herrlichen Violinsolos klangen die Töne einer Ziehharmonika herüber. Aber trotzdem summte ich auf dem kurzen Wege in die Herberge: „Ein Schütz bin ich“, und während ich das Licht anzündete, pfiff ich leise: „Wünsche Ihnen wohlzuschlafen“ und war bald im Traum wieder in einem guten Konzert, wo die Geigen sangen und schluchzten, das Cello sehnend klagte, die Piccoloflöte schrill dazwischen lachte, die neckische Klarinette mit dem brummigen Basse kokettierte, das Fagott melancholisch seufzte und die Trommel schnarrte — rrrr! — ganz deutlich hörte ich das Kalbfell — aber merkwürdig! — über mir ging's rrrr! Wahrhaftig — nur keine Trommel war es, sondern — — Ratten, ganz gewöhnliche freche Ratten, die auf dem Zinkdache und Boden im Mondscheine Galoppade und Contre tanzten und zärtlich die kahlen Schwänze ineinanderschlangen. Scheußlich! Vor Ratten und Zahnärzten habe ich von jeher eine Heidenangst gehabt. Daher dankte ich dem goldenen Helios, als er den Morgen verkündigte und die lärmenden Langschwänze heimjagte. Mit einigem Kopfweh erhob ich mich, ich hatte zuviel Mosquitopulver am Abend abschwelen lassen, hatte in dem süßlichen Qualm geschlafen und daher einen benommenen Kopf. Da dachte ich sehnsüchtig an das geliebte Rio Pardinho, wo wir weder Ratten noch Mosquitos in nennenswerter Zahl hatten. Während ich Toilette machte, dachte ich an die Belagerung von Paris, wo man Ratten aß — und dankte dem gütigen Himmel, daß ich nicht mit Seinewasser getauft bin. Mein Hauswirt fluchte auch auf die Ratten, denn sie hatten in der Küche ein Paar Kinderschuhe total zerfressen, wohl aus Wut darüber, daß sie nicht an das Brot konnten. Das lag aber auf einem schwebenden Brett, und über die beiden Drähte, die es hielten, waren abgehauene Flaschenhälse mit der Spitze nach oben gestreift, auf die glatte Rutschbahn wagte sich selbst der frechste geschwänzte Akrobat nicht. Die zahlreichen Blechstücke, die auf die Zimmerdielen genagelt waren, zeigten aber, daß die Nager selbst auf unterirdischen Wegen zum Ziele zu gelangen suchten.

Bei einer Tour zu Pferde ist der zweite Tag auch ohne Falb ein kritischer erster Ordnung. Es ist nach den anstrengenden Stunden so gemütlich am Kaffeetisch, man findet alles so gastlich und einladend, daß man nur mit einem scheuen Seitenblick die Reitstiefeln streift, die zu neuen Taten mahnen. Ohne große Mühe gelang es mir, meinen Begleiter mit allerlei Gründen zu bestechen, und so machten wir denn einen Rasttag, den wir zu einem kleinen Ausflug benutzten.

In der Nähe des Campostädtleins hauste in seinem Waldwinkel ein berühmter Medizinmann, dessen Mixturen weit und breit gepriesen wurden.

Natürlich hatten auch wir einige Aufträge bresthafter Mitmenschen aus unserer Pikade an ihn, und da der alte Deutsche ein Original sein sollte, beschloß ich, ihm einen Besuch zu machen. Nachdem wir eine Weile antichambriert hatten, erschien der graubärtige Jünger des Asklepios, um uns in längerer Audienz zu empfangen. Über eine Stahlbrille hinweg blickten zwei kleine graue Augen aus einem vollen Antlitz, das von einem ungepflegten dichten Barte umrahmt war. Ein alter Filzhut blieb ungelüftet auf dem bemoosten Haupte, als sei es stolz auf diesen „Doktorhut". An der Rückwand des Zimmers hing ein Regulator, totenstill, die Politur blind, das Pendel eingerostet. Eine Reihe aufgeschichteter Säcke mit Erva konnten einer regen Phantasie trotz des groben Stoffes als Divan erscheinen, auf dem Tische ein Tohuwabohu. Friedlich lagerten Tabak, Bücher, Pfeifenasche, Medizinflaschen, Schachteln, Kaffeegeschirr in engster Freundschaft. Genial! würde ein Moderner sagen. Hier in dieser Einöde rezeptierte, auskultierte, digerierte und operierte der Alte. Nach der Zahl der Patienten hielt ich ihn für einen kleinen Krösus, wogegen er aber mit Recht protestierte.

„Ich habe eine ganze Herde Compadres. Habe ich wirklich einmal ein paar hundert Milreis im Hause, flugs schießt so ein amigo darauf los, wie ein Hühnerhund ins Kartoffelfeld, und brrr! gehen meine Milscheine in alle Winde wie Rebhühner. Auf dem obligaten Schuldscheine bekennt der Brave zwar sein Jagdresultat, aber dabei bleibt's nur zu oft."

„Sie huldigen wahrscheinlich dem Prinzip, daß man einen Reichen am sichersten an seinen Klagen erkennt."

„Glauben Sie wirklich, daß ich hier bei meiner Kaffeetasse hocke und Schätze hüte? — Junger Mann, haben Sie mal erst einen solchen Prozeß, wie ich ihn durch alle Instanzen geführt habe, dann werden Sie sehen, welchen gesunden Appetit die Madame Justitia hat."

Der Alte hatte in echt deutscher Zähigkeit einen Gerichtshandel um ein Stück Campo ungefähr dreißig Jahre lang geführt: „Einen Möbelwagen voll Akten haben die Kerle zusammengeschmiert".

Er hatte aber gesiegt: „Und wenn der letzte rote Vintem zum Teufel — pardon, zum Advokaten geht, Recht muß doch Recht bleiben."

Damit verschwand er im Nebenzimmer, der Apotheke. In dieses Laboratorium wäre ich gern eingetreten, aber kaum einen Ballon Creolin und eine Batterie Flaschen konnte ich raschen Blickes mustern, dann fiel mir die Tür vor der Nase ins Schloß — Geschäftsgeheimnis!

Endlich händigte mir der Alte seine Tränklein und Salben ein, dann begann seine Lieblingspassion, nämlich zu schimpfen und zu lästern auf ziemlich alles und alle. Das stille Haus im Walde war dank der vielen Patienten aus allen Himmelsgegenden die reine Telephonzentrale: alles an

Klatsch und Tratsch wußte der Doktor des Waldes. Die „studierten Ärzte" bekamen ihre tägliche Ration Kritik zuerst, dann folgten die Pfarrer, über welche der „Naturwissenschaftler" sich natürlich sehr von oben herab ausorakelte, dann hagelte eine Salve Donnerwetter auf die Obrigkeit, durch deren Schuld in der Revolution ein großes Sterben unter seinen Ochsen ausgebrochen war, weil hier die Patrioten zu gut gelebt hatten, eine Breitseite Lästerungen auf das Städtchen und einzelne Bewohner wechselte anmutig damit ab.

Ich hatte genug von der „Originalität" des Waldboktors, der wieder ein Beweis dafür war, daß nur auf einen wirklich großen Geist die Einsamkeit erhebend wirkt. Es ist nicht jeder ein Aimé Bonpland.

Als wir am Spätnachmittage die Straße nach dem Städtlein wieder einschlugen, hatten wir ein echt brasilianisches Bild vor uns: wildes Schlachtvieh wurde vom Campo zur Stadt getrieben. Dumpf brummten die gewaltigen Ochsen im Schmuck ihrer mächtigen Hörner, laut klagte eine Kuh in bangem Ahnen dazwischen, getrieben von verwegenen Gesellen, echten Söhnen der riograndenser Ebene. Gleich wachsamen Schäferhunden hüteten sie die Herde, auf flinkem Roß kreisten sie um das scheue Vieh, den breiten Hut über dem staubbedeckten Antlitz mit dunklen Augen und schwarzem Bart, das bunte zerrissene Hemd um die braune Brust, den Lasso wurfbereit am Sattel, so sprengten sie vor und hinter die Herde, eine Szene, so wildschön, daß ich bedauerte, sie nicht lebenswahr mit Pinsel und Palette festhalten zu können.

Die erste Eule flatterte schon durch den Abend, als wir heimkehrten. In dieser Nacht schlief ich bei Mondenlicht und Rattentanz ganz ausgezeichnet. —

Eine lange saubere Pikade war es, welche wir in der Frühe des folgenden Tages durchritten. Daß deutsche Kolonisten hier wohnten und arbeiteten, sahen wir auf den ersten Blick. Weißgetünchte Häuser, grüne Bäume auf dem weiten Hofe, ebene Weideplätze mit munteren Füllen und grasendem Milchvieh davor, ragende Schuppen, scharrende Hühner, wühlende und quiekende Ferkel: da wohnt der deutsche Bauer. Lehmkaten, zwei Pflöcke und eine Querstange darüber, darunter einige glimmende Holzstücke, halbnackte Kinder, ein teetrinkendes Paar auf der Schwelle: aqui falla-se brasileiro, hier spricht man brasilianisch.

Auch eine Schule passierten wir: ein junger Mann, zwei Dutzend Zöglinge im Durchschnitt, in der Erntezeit oft weniger, ein halbes Schock kontrollierender Schulinteressenten knickernd und nörgelnd im Hintergrund — das sind die Ingredientien zu einer echten deutschen Pikadenschule, über welche so manches Spottliedlein gepfiffen und so manche Tirade fruchtlos in den Wind gesprochen ist.

In den schönen Tagen, wo der Hundsstern leuchtet, die begüterte

Menschheit am Meeresstrande **Toiletten** zeigt oder die Alpen unsicher macht, da hockt der Redakteur im Vaterlande auf seinem Dreifuß, ergreift verzweifelt die Feder und erzählt von der sauren Gurke und Seeschlange, der hundertjährigen Frau, die noch ohne Brille liest, und dem Verbleib des Welfenfonds, vom lenkbaren Luftschiff und dessen Verwendung im großen Zukunftskriege zwischen Reuß-Greiz und dem Khan von Buchara, und die Menge der Leser legt die Zeitung beiseite und schaut verständnis- und mitleidsvoll nach dem Thermometer.

Saure Gurke und Seeschlange sind in Brasilien noch nicht akklimatisiert, dafür hat der Zeitungsmann die Schule, die alte liebe Pikadenschule. Geht der gewöhnliche Stoff aus, sind die Spalten selbst durch die riesigsten Trauerweiden und Nachrufe und die längsten Wählerlisten nicht mehr zu füllen, so wird das gute alte Tier hervorgeholt, neu aufgezäumt, die Mähne anders gestutzt und der Schweif nach brasilianischer Sitte kunstvoll eingeflochten, und in stolzem Trabe wird die alte Mähre dem verehrten Publikum aufs neue vorgeführt, und dieses gute Publikum freut sich über den lieben Gaul, der ihm in seiner neuen Aufzäumung doch so bekannt vorkommt, und lobt das geduldige Tier. Die meisten Pikadenschulen gleichen den Kleppern vor den deutschen Thespiskarren; für gewöhnlich ziehen sie mit vieler Geduld bei wenigem Futter unter vielen Zurufen und Hieben den Karren im gewohnten Geleise, nur an einem Tage figuriert der arme Krippensetzer als edler Araber und markiert das mutige Roß: wenn Vorstellung ist, nämlich Schulprüfung.

Das brasilianische Schuljahr schließt kurz vor Weihnachten, da ist das große Schlußexamen, welches der städtische Schulinspektor, der superintendente, abhalten soll. Ist ihm aber der Weg in die Hinkelschneiz zu weit, so schreibt er an seinen Vertrauensmann João Frederico Schneider oder Jorge Müller und läßt sich würdig vertreten. Da sitzen und stehen die Herren Väter der Pikade und hören die Leistungen ihrer Sprößlinge an, und Hann Kröger hört mit Stolz seinen Ältesten den „Löwenritt“ deklamieren und Karl Zillmann ärgert sich, weil seine Kathrin noch immer nicht besser liest als im vergangenen Jahr, an der Tafel wird gerechnet, und jeder Schüler weiß sein Exempel voraus, damit alles klappt, und nach stundenlanger Geduld lobt der Prüfungskommissar die Schule über die Maßen und schreibt in blumigem Portugiesisch, daß der Zustand der Schule „höchst lobenswert“, die Kenntnisse und Fortschritte der Schüler „ganz vorzüglich, excellentissimos“, und der Eifer des senhor professor sehr rühmlich sei. Dieses Urteil druckt Arthur Heringsdorf im Kolonieblättchen ab, und der Lehrer kann mit seinem Lobe wohl zufrieden sein. Vom Lobe aber wird man nicht fett, denkt dieser, wenn man mich doch weniger bewundern und besser füttern wollte!

Solche Gedanken bewegten mein Herz, als wir an der Bildungsanstalt dieser Pikade vorbeitrabten: die Kolonistenhäuser schmuck und wohlhäbig, die Schule dürftig und armselig, wie fast überall, wo die Bauten des Hunsrücks sich mit denen des Ostseestrandes mischen.

Unter einem hohen, schattigen Louro machten wir Frühstückspause, die Pferde standen im üppigem Grase, wildem Hafer und Klee, und während wir die Abschiedsgrüße der Freunde in S. Sebastião ausbreiteten, hockte gegenüber auf dem Zaunpfahl der senhor pica-páo, Meister Specht, mit seinem schwarzen Hauskäppchen und in seinem gelb-grauen Schlafrock als ein echter, neugieriger Pikadenphilister, der jedem Menschen am liebsten in den Topf und in die Taschen guckt. Und als er uns nun die Bissen in den Mund gezählt hatte, flog er in den nahen Wald und erzählte allen Vettern und Basen, daß wir Schlemmer seien.

Bis dahin lief die Pikade in der Ebene, immer einen lieblichen Bach entlang, in dem Gänse und waschende Frauen hier und dort die Staffage bildeten und für Leben in dem Idyll sorgten. Nun aber stieg sie in langen Windungen einen hohen Berg hinan. Einige Augenblicke genossen wir am Fuße des Berges den Totaleindruck des Hindernisses, der „Kunkelberg“ genannt — auf der Karte fand ich keinen offiziellen Namen — das wir nun mit Geduld zu nehmen hatten. Langsam, aber sicher, schnaubend und keuchend trugen uns die treuen Tiere immer höher, immer kleiner wurden die Häuser der Pikade zu unseren Füßen, immer weiter flog der Blick über die Ebene hinter uns, dann überschritten wir den Gipfel, eine kleine Strecke durch dichten Wald ritten wir abwärts — dann trat ein neues Panorama mit einem Schlage vor unsere Blicke. Ein tiefer Talkessel rechts, bewaldete Bergwände an allen Seiten, tief im Tal deutsche Bauernhöfe, an einer Berglehne Hunderte von hellgrünen Bananenstauden, die hier, vor allen rauhen Winden geschützt, prächtig gedeihen mußten, und durch diese Waldeinsamkeit wand sich in einer langen roten Linie der Weg zu Tal, um in weiter Ferne an der Gegenseite des Gebirgsrandes zu verschwinden. Diese Aussicht, wieder die bekannte Fabel von Till Eulenspiegel beim Bergsteigen praktisch durchzumachen, wenn auch im Sattel, ließ den Barometer meiner Wanderlust um einige Millimeter sinken; schweigend und gemächlich stiegen wir zu Tal, um dann den neuen, mühsamen Aufstieg zu beginnen. Da, als die Pferde schweißtriefend den Bergpfad hinankletterten, überkam mich wieder etwas von den Empfindungen Anton Schmidts. Als uns nun vollends in einem steilen Hohlwege eine große Tropa begegnete, daß wir an den steilen Wegrändern in die Höhe retirieren mußten, wenn wir unsere Schienbeine nicht quetschen lassen wollten, da siegte die böse Laune über den Galgenhumor, und ich schimpfte weidlich auf alle Verkehrshindernisse, Berge und Mulas im besonderen. Der Brasi-



Fähre und Kanoe.

lianer aber, der hinterdreintrollte, war ein höflicher Mann und sagte nur: Bom dia, senhores!

Jetzo aber — schöner Augenblick! — die Wasserscheide ist erklommen, Thalatta! Thalatta! hätte ich rufen mögen, wenn mein Gefährte griechisch verstanden hätte, denn in sanfter Neigung führte der Weg nach S. Gabriel. Flink! Flink! ermunterte uns der Ferreiro, der Waldschmied, aus dichtem Gebüsch; die Straße war vorzüglich, gegen vier Uhr hatten wir den Taquary zu unseren Füßen. Die Landschaft erinnerte unwillkürlich an eine Donaulandschaft: der breite grüne Strom, sanfte Hügel am jenseitigen Ufer, kleine Marktflecken, S. Gabriel und Estrella, rechts und links, Segelboote und schwere Lastkähne auf den Wellen, ein Flußdampfer dazwischen pustend, und im Hintergrunde der schweigende Wald und die stille Ebene, von einzelnen Reitern durchzogen.

An dichtem Ufergebüsch vorbei führte der Pfad zur großen Fähre. Während diese langsam vom jenseitigen Ufer herüberkam, hatten wir Muße, das Panorama von Estrella zu bewundern. Landschaftsmaler und Photographen nehmen stets Ansichten von der Wasserseite auf, des praktischen Vordergrundes wegen, unser Standpunkt war also künstlerisch richtig. Der

breite Fluß vor uns, auf dessen blanker Fläche das Sonnenlicht tanzte, am jenseitigen Ufer zwei Dampfer vor Anker, lasttragende Arbeiter auf den Laufplanken, das war der Vordergrund und die Staffage der wundervollen Landschaft, und hoch oben die öffentlichen Gebäude der Stadt, die Doppeltürme der Jesuitenkirche über den hellen Häusern, der tiefblaue Himmel darüber: ein Stückchen Italien. Man soll aber den Tag nicht vor dem Abend loben und die Stadt nicht vor dem Eintritt in die Herberge. Diese Erinnerung will ich mit dem Mantel der Liebe bedecken; genug, trotz der Ermüdung beschlossen wir, den Ort, der soviel versprochen und so wenig hielt, zu verlassen und bis ans Ziel unserer Reise nach Teutonia zu reiten, wenn uns auch noch drei Stunden Wegs bevorstanden. Eine fühlende Seele aber fanden wir doch, unseren Freund Wallau; er letzte unser Herz mit einem guten Gläslein Weines vom Ufer des Douro, erbrach auch mit Hochherzigkeit und scharfer Zange ein Blechlein, so Fischlein enthielt, die im Öle von den sonnigen Gestaden Frankreichs träumten, und atzte uns damit. Wie wir aber auf die müden und hungrigen Pferde zeigten, da schüttelte der Gönner wehleidig das Haupt, denn in seiner Venda grünte kein Kleestück und in den Regalen kein saftiges Zuckerrohr, und riet uns, nach Teutonia zu eilen. Da seufzten wir, und im Geiste sah ich das vergnügte Antlitz meines Freundes Anton.

Mein Companheiro aber war ein fröhlicher Wandergenosse und ließ den bösen Geist nicht über sich Herr werden. Er war vor Jahren in selbiger Gegend ansässig gewesen, und darum ließ ich mich leicht trösten, als wir nach einem halben Stündlein die Pferde am Wege absattelten und fressen ließen, ingleichen uns selber mit einem Vespertrünklein stärkten und der Freund mit rosigen Farben mir die Freuden und Genüsse malte, die unser harrten.

Der Mond stand längst am Himmel, als wir von der letzen sanften Höhe die Kolonie Teutonia im Silberlichte liegen sahen, ein halbes Stündlein bergab, die Pferde nur noch mechanisch schreitend, ich ebenso mechanisch rauchend, und nickend — da tönte es wie eine frohe Kunde aus dem Munde meines Begleiters: „Wir sind am Ziel!", und begeistert von der Aussicht auf Gruß und Abendbrot im Freundesheim raffte ich mich auf und ließ meine Stimme in die Stille des Abends tönen: „O de casa!"

Da öffneten sich die Pforten des stattlichen Hauses und ließen uns ein. Eine Viertelstunde später waren alle Leiden und Mühen vergessen, die lange Pfeife, das Glas Rotwein und die treuherzigen Augen meines Freundes H. übten einen beruhigenden Einfluß auf Leib und Seele aus, und wenn uns auch Meilen von dem heimischen Rio Pardinho trennten, hier waren wir auch daheim!



Wohnhaus in einer neuen deutschen Pikade.

Siebentes Kapitel.

Balduin Zitz.

Durch die Pikade S. Feliciano schritt in der warmen Sonne eines Septembernachmittags ein einsamer Wanderer, einen Stecken in der Hand und einen Quersack über die linke Achsel geschlagen. Große Reichtümer schienen nicht in dem leinenen Sacke zu sein, denn die bedenklich gefransten dunklen Hosen, die schiefgetretenen Hacken der geplatzten Stiefel, der abgeschabte schwarze Rock, durch dessen Ärmel die Ellbogen schauten, und der ins Graue schillernde steife Hut hätten nicht dazu gestimmt. Ein Deutscher aber war er, das verriet seine hohe Gestalt, das blonde Haar über dem grauen Halstuch, das er um den Nacken geschlungen hatte, und die blauen Augen, die allerdings müde und trübselig auf den Weg blickten. In der Pikade begegnete ihm kaum jemand, denn in der Pflanzzeit waren die Bauern mit Weib und Kind in der Plantage, der Roça, um die wichtigen Wochen auszunutzen. Nur aus der Schmiede tönte heller Hammerschlag, denn Jorge Bender, der Pikadenschmied zu S. Feliciano, formte ein rotglühendes Hufeisen, um ein Zugpferd zu beschlagen, das Wilhelm Fredrich am Zügel vor der Schmiede hielt.

Zögernd trat der Wandersmann an das verrostete Eisengerümpel, welches am Eingang zur Schmiede lag, und frug den Bauern Fredrich, einen großen starken Mann, dessen Gesicht auch dem Unkundigen den Deutschen verraten hätte: „Bin ich hier recht in der Pikade S. Feliciano?“

Fredrich griff an seinen Hut, denn er war ein Mann von Welt, und antwortete freundlich:

„S. Feliciano heißt die Pikade, aber wir nennen sie meistens einfach die Batatenschneiz, was Schorsch?“

„Schorsch“ Bender trat aus dem rußigen Dunkel seiner Werkstatt im Schurzfell, den Hammer in der Hand und die brennende kurze Holzpfeife unter dem Schnurrbart, wünschte guten Tag und lachte: „Jawohl, hier ist die Batatenschneiz. Aber zu wem wollen Sie, wenn ich fragen darf?“

„Man hat mir gesagt, daß die Stelle eines Lehrers an Ihrer Schule zu besetzen sei, und ich bin auf dem Wege, mich darum zu bewerben.“

Der Schmied hätte ihm am liebsten abgeraten, aber die schmächtige Gestalt des Fremden, der offenbar ein armer „frischer Deutschländer“ war, wie man den neu eingewanderten Deutschen bezeichnet, verriet nicht die Kraft eines Schmiedegesellen, und einen solchen hätte Meister Bender wohl nicht ziehen lassen.

Auch Fredrich hatte schnell erkannt, daß die weichen Hände des Fremden noch keine Axt beim Waldhauen geführt hatten, also zur harten Bauernarbeit nicht zu gebrauchen waren. Da war es denn am besten, wenn er Schulmeister wurde.

„Das stimmt“, sagte er darum, „den Lehrer haben wir fortjagen müssen, weil er nichts wie Dummheiten machte, da können Sie leicht ankommen. Aber da gehen Sie am besten zu Michel Heller, der ist jetzt Schulvorstand. Wenn Sie ein wenig warten wollen, so habe ich denselben Weg, mein Zugpferd ist bald beschlagen.“

Das nahm der Fremde dankend an und ließ sich auf einem Holzblock nieder, der seitwärts unter dem Fenster der Schmiede lag.

Meister Bender fügte bald das Eisen kunstgerecht auf den Huf des Tieres, Fredrich bezahlte, nahm das Pferd beim Zügel und schritt neben dem Fremden die Straße entlang.

„Also Sie wollen unser neuer Lehrer werden, Herr — wie ist Ihr werter Name?“

„Balduin Zitz heiße ich“, antwortete der Gefragte höflich.

„Waren Sie denn schon einmal in Brasilien Lehrer?“

„Nein, ich bin erst vor vier Wochen aus Deutschland gekommen, aber ich habe in Porto Alegre keine Arbeit finden können. Da hat man mir geraten, auf die Kolonie zu gehen und Lehrer zu werden.“

„Sie werden ja wohl angenommen werden, weil Sie noch neu sind, die alten Pikadenschulmeister, die wie die Zugvögel von einer Schule zur anderen wandern, nimmt man nicht so gern, denn meistens saufen sie alle Schnaps."

Das tat Balduin nun nicht, was ihm Fredrich gern glaubte.

„Viele Seide können Sie nicht als Lehrer spinnen, das sage ich Ihnen gleich, aber zu verhungern brauchen Sie auch nicht."

Der Weg lief eben dahin und war bei der trocknen Witterung gut zu Fuß passierbar.

„Wenn es erst tüchtig regnet, werden Sie hier wohl nicht mehr zu Fuß gehen, dann bleibt man an manchen Stellen fast stecken. Aber besser schlechte Wege und gutes Land als umgekehrt."

Daß das Land gut war, sah Balduin auf den ersten Blick. Der dunkle Humusboden mit einzelnen verwitterten, riesigen Baumstümpfen darin, der schwere Wald auf beiden Seiten des Tales, sie zeugten von der Güte des Bodens, auf dem deutsche Bauern nun schon dreißig Jahre ihren Mais pflanzten und ihren Tabak bauten.

Eine lange Mauer, aus Sandstein ohne Mörtel cyklopisch zusammengesetzt, tauchte an der Pikade auf, eine weite grüne Weide mit einzelnen Bäumen lag dahinter.

„Das ist die Kolonie von Michel Heller", erklärte Fredrich, „da hinter den Orangenbäumen und Pfirsichen liegt das Haus, Sie können die weißen Wände sehen."

Er öffnete das Tor:

„Ich werde Sie aber lieber selbst bis an die Haustür bringen, denn die Hunde sind nicht sauber."

Kaum hatte das Tor sich knarrend in den Angeln gedreht, als auch schon ein grimmiger Köter heranschoß, gefolgt von ein paar kleinen Kläffern.

„Willst du zurück, Sultan!" rief Fredrich den großen Hund an und griff einen Stein auf. Der Hund stutzte knurrend. Da ertönte ein langer schriller Pfiff vom Hause her, die Hunde zogen sich zurück, und ein hochgewachsener Mann trat in die Tür.

„Aha, Michel ist daheim. Das treffen wir günstig", sagte Fredrich.

Michel Heller erwartete die Ankommenden. Dem Nachbar Fredrich gab er die Hand: „Guten Dag, Wilhelm!"

Den fremden Wanderer musterte er erst von oben bis unten, mochte aber nichts Verdächtiges an ihm finden, denn er gab auch ihm die Hand und lud ein: „Kommt herein!"

Fredrich hatte eigentlich keine Zeit, sich aufzuhalten, aber die Neugierde siegte über das Pflichtgefühl, er blieb.

Balduin trug in kurzen Worten sein Anliegen vor, da erhellten sich die

Züge Michels und er meinte in den nicht gerade schönen, aber in den Kolonien rheinischen Ursprungs allgemein gesprochenen Lauten des heimischen Hunsrücks: „Sie komme mer gerad als wie gerufe. Nu setze Sie Ihre Stock emal da in die Eck und lege Sie Ihr Bündel uf die Bank, denn die Nacht bleibe Sie bei mir. Mir werde morje Schulversammlung mache, da wird sich alles finden.“ Darauf holte der Michel aus der Tischlade ein paar selbstgedrehte Zigarren hervor, die nicht gerade elegant aussahen, aber ganz gut schmeckten.

„Du glaubst nit, Wilhelm, was mer als Schulvorstand for Ärger un Not hat. De alt Schulmeister, de Schluckenbach, konnte mer doch beim beste Wille nit halten. Hier war nu sei elfte Schulmeisterstelle in zehn Jahr, nirgends hält er länger aus. Na, mir hatte letzthin als keine andre, da denk ich: Mir nehme de alte Freund als wieder, er tut's als billig. Aber der Kerl is nu durch de Schnaps ganz verdreht worde. Nix als Lesen für die Große und Abschreibe für die Kleine, Einmaleins und e bischen Singen, dadermit war den Bauern nit mehr gedient. Ich brauch kei Schul, mei Jungs sin groß, mei Mädel is in Santa Cruz bei de Schwestern gewesen und hat da gelernt. Aber ich bin all die Jahr nur Schulvorstand gebliebe, damit die Leut doch hier ihre Kinn nit gar zu dämlich aufwachse lasse. Freilich zahle wolle sie nix, da könne sie nie e ordentliche Lähr bekomme.“

„Denn is der alte Schluckenbach wirklich weggezogen?“ frug Fredrich.

„Ja, er is wieder nach Dona Josefa, wo er auch schon e paar Mal gewesen is. Ich hatte ihm ordentlich de Marsch gemacht, weil er wieder in der letzten Woch jeden Abend mit e Mordsrausch heimgetorkelt war un ihm gesagt, er soll sich schäme, daß er so tief gesunken sei. Ich denk, das wird er sich hinter die Ohre schreibe, da krieg ich soebe hier e ganz niederträchtige Brief und da schreibt der Kerl: „Leben Sie wohl, verehrter Gönner, der Lenz ist wiedergekehrt, da ergreife ich die Gelegenheit und den Wanderstab, um die gesegnete Batatenschneiz zu verlassen, wo die Intelligenz der Sprößlinge im richtigen Verhältnis zu der reichlichen Kartoffelernte steht, die dort die Keller füllt. Wenn ich auch tief gesunken sein mag, wie Sie meinten, so erachte ich mich doch noch für viel zu gut, hier weiter den Packesel für eigensinnige Bauern zu spielen. Und somit gehaben Sie sich wohl und sprechen Sie meinem etwaigen Nachfolger mein tiefgefühltes Beileid aus Ergebenst — Schluckenbach, Lehrer.“ —

„Das sieht dem alten Schluckenbach ähnlich. Ein großer Stichelmeier ist er immer gewesen.“

„Ja, aber nu das Theater, als er fortging, e paar Freunde hat er ja gehabt. Da kam gleich der Hannes Winzer un jammerte: O Jott nee, Michel, wo solle mer nu us Kinnerche hinschicke? Un mei Nickelche soll doch ze Ostern eingesegnet werde, und der Parr' (Pfarrer) hat doch saht, daß er

keins nit einsegne tät, das nit in die Schul ging!" — Na, han ich dem Hannes gesaht, das, was der Parr' aus der Löffelschneiz saht, da kümmre ich mich den Teifel darum. Der Parr' hat sich um sei Kirch und nit um unsre Schul zu kümmern. Wenn er mir e Kind konfermiert, da kriegt er seine fünf Milreis, da scheegt's (chega = genügt es), da hat er sei Nas nit in die Schul ze stecke, da sind wir Baure Herr. Un wenn jeder dächte wie ich, da machte mer das Ding anners."

Der Michel war als Revoltenmann bekannt, er war ein kreuzbraver Kerl, aber ein Querkopf ärgster Sorte, und da seine Pläne stets darauf ausgingen, daß die Bewohner der Batatenschneiz ihr Geld möglichst im Sack hielten, so hatte er fast die ganze Schneiz hinter sich.

„Und nun komme Sie, Herr Zitz, ich will Ihne die Schul zeige."

Fredrich verabschiedete sich, die beiden anderen gingen ein paar hundert Schritte die Pikade hinauf, wo das Schulgebäude stand. Ein kleiner freier Platz, von einem wackligen Drahtzaun umgeben, eine total verwilderte Pflanzung, nur mit Hecken und Gestrüpp bedeckt, lagen um das einfache niedrige Gebäude, dem man es ansah, daß es von bäuerlichen Architekten aufgeführt war.

Neugierig musterte Balduin den Schulsaal, eine mäßig große Klause, deren Wände aus Lehmfachwerk mit kleinen Fenstern bestanden. Die Privatwohnung des Lehrers beschränkte sich auf einen rechtwinkligen Verschlag von geringen Dimensionen. Die Dielen waren schlecht, die Deckenverschalung bestand aus ein paar rohen Brettern, zwischen deren handbreiten Lücken die breiten Ritzen eines morschen Schindeldaches deutlich zu erkennen waren. Über der Schwelle der wackligen Holztür, deren Klinke durch ein Stück Bindfaden und einen eingekeilten Drahtnagel ersetzt wurde, stand in großer Schrift: Mensch ärgere dich nicht! wahrscheinlich das Ergebnis der Lebenserfahrung eines der vielen Pikadenprofessoren. An einem der Türpfosten hingen ein paar alte geflochtene Zügel, anscheinend viel gebraucht, hernieder.

Alles dieses machte auf Balduin keinen sehr ermutigenden Eindruck, Michel bemerkte das und tröstete ihn:

„Wenn Sie sonst e vernünftiger Kerl sind, da brauche Sie ja nie in der schulfreien Zeit in der Baracke hier zu bleibe. Da setze Sie sich in meine Stube und rauchen e lange Peif oder gehn mit uns in die Plantasch. Ich lasse Ihne hier e gut Bett 'neinstelle, das Dach flicke meine beiden Jungs aus, e Tisch und Stuhl und was Sie sonst brauche, is ja auch bald beschafft, und esse könne Sie bei mir."

Michel schien trotz der rauhen Schale einen ganz guten Kern in sich zu haben, Balduin faßte Zutrauen zu ihm. Als sie wieder heimkamen, waren die übrigen Hausgenossen von der Feldarbeit zurückgekehrt. Da reichte

ihm die rundliche Bäuerin, Frau Hanne, gutmütig die Hand, die beiden erwachsenen Söhne begrüßten ihn ebenfalls, große schlanke Burschen, und an den Schwielen beim Händedruck merkte Balduin, daß ihnen Arbeit nicht fremd war. Ganz überrascht war Balduin aber von der Lieblichkeit des Haustöchterleins. Im einfachen Kattunkleid, den Strohhut auf dem dunklen, vollen Haar, schaute sie ihn mit ihren hübschen braunen Augen unbefangen an und wünschte guten Abend, der Typus eines frischen rheinischen Mädchens in der Jugendblüte.

Mutter Hanne und Röschen rüsteten das Abendbrot: „Der arme Mensch wird Hunger han, er sieht ganz elend und blaß aus", meinte die Hausfrau mitleidig.

Bald saßen alle um den langen Tisch in der Veranda, wie man den rückwärtsliegenden Teil des Hauses nennt, dessen Decke von dem schräg abfallenden, verlängerten Hausdach gebildet wird. Ein Teil dieser Veranda bildet oft die Küche, in der dann auch gespeist wird. Andere Teile des langen Raumes sind durch Bretterwände abgeteilt und dienen als Schlafräume für die Kinder. Sehr oft ist die Küche ein kleiner, hinter dem Hause aufgeführter Holzbau.

Nach Tisch holte Michel eine lange Pfeife herbei, stopfte sie und bot sie Balduin an: „Ihr studierte Herren raucht ja als gern aus so 'ne lange Dampfstake, ich rauch lieber mei kurze Holzpeif."

Da fühlte sich Balduin beim Scheine der Lampe ganz behaglich. Frau Hanne und Röschen nähten, Michel saß im Lehnstuhl, und Balduin öffnete sein Herz und erzählte den neuen Freunden seinen Lebenslauf. Das war das alte Lied vom verkrachten Europäer. Die paar letzten Pfennige waren für die Passage im Zwischendeck fast draufgegangen, und mit wenigem Gepäck und vielen Hoffnungen war er in Porto Alegre gelandet. Mit Eifer suchte er eine Tätigkeit, welche gewöhnlich dem „frischen Deutschländer" offen steht. Aber die sämtlichen Sinekuren der Kellner und Flaschenspüler waren besetzt. Ein vornehmer Brasilianer hätte ihn als Diener aufgenommen — aber Balduin besaß keine Ahnung von der Landessprache. So trabte er vergeblich von Lokal zu Lokal. Die paar Kröten in der Tasche waren bald vertan, seine Uhr hatte er längst verkaufen müssen, seinen Koffer als Pfand im Hotel gelassen. Da riet ihm ein wohlmeinender Landsmann, sein Heil zunächst in der Kolonie zu versuchen, und wohlgemut dampfte er eines Abends den Jacuhy hinauf. Mitten in der Nacht langte der Dampfer in Margem do Taquary an, von wo die Porto Alegre-Uruguayanabahn erst ihren Weg direkt nach Westen über Santa Maria da Bocca do Monte bis Uruguayana, der Grenzstation vor dem argentinischen Staate Corrientes, nimmt. Lächelnd erzählte Balduin von seiner denkwürdigen Eisenbahnfahrt

nach Rio Pardo. Im Morgengrauen drückte er sich mit dem Schwarm der Passagiere in den Zug und benutzte einstweilen ein stilles Gemach als Sonderabteil, bis die Billette revidiert waren. Dann spazierte er fröhlich in den Wagen, nahm eine unterwegs aufgegabelte Zeitung vor die Nase und war anscheinend tief in seine Lektüre versunken, als neben ihm der Schaffner plötzlich frug: „O bilhete, senhor?“

Er aber wehrte ab: „Não entendo portuguez, verstehe kein Portugiesisch“.

Aber der Schaffner holte an der nächsten Station den Bahnbeamten, und die beiden Edlen fuchtelten mit den Händen in der Luft und „zackerierten“ auf den völlig verständnislosen Balduin los, dem nur klar wurde, daß man ihn dringend ersuchte, den Platz zu räumen. Mit seinem Quersack bewaffnet, hüllte er sich in möglichst viel Manneswürde und verließ anscheinend gleichgültig das ungastliche Verkehrslokal. Die Glocke tönte, die Lokomotive kreischte wie ein heiserer Papagei zur Antwort, und langsam setzte sich der Train in Bewegung. Da bekam auch Balduin wieder Leben — ein paar Sätze, ein Sprung — und glücklich war er wieder in den Wagen gejumpt. Der brave Schaffner traute seinen Augen kaum: Pucha diabo, hol's der Teufel! Sind Sie wieder da? — Sim, senhor! lächelte Balduin ihn unbefangen an. Ratlos stand der Beamte da, so etwas war ihm anscheinend in seiner Praxis noch nicht vorgekommen, Balduin aber klopfte ihn vertraulich auf die Schulter, holte seinen letzten Patacão aus der Westentasche und radebrechte: Bilhete não tenho, ein Billett habe ich nicht. Mas o patacão para o senhor — eu á estação Couto, aber den Patakão sollen Sie haben — wenn Sie mich bis Couto mitnehmen. Der tüchtige Beamte verstand ihn ausgezeichnet, sträubte sich anstandshalber ein wenig, dann aber nahm er gern den Schein, und Balduin gelangte so für ein Billiges ans Ziel.

Der Zug hielt, Balduin kletterte hinaus, die Perspektive, die sich ihm bot, war trübe genug. Eine alte Lehmbude, mit dem stolzen Titel „Hotel internacional“ lockte ihn nicht, schon weil kein roter Vintem mehr in seiner Tasche war. Im Quersack war auch nichts als verborgenes Elend, denn er barg nichts als einen Gummikragen und ein paar Hosen, denen es aber auch schon am nötigen Grundbesitz fehlte. Also, was half's? Vamos! Zu Fuß über den Campo! Die leichten Stiefel seufzten hörbar über ihre Vergewaltigung und die elenden Wasserpfützen auf dem Wege. Patsch, patsch, hinein — da hatte er schon eine kleine Sintflut darin. So wanderte er wohl eine Stunde, bis er an ein Wirtshaus kam; der Wirt war ein Deutscher, frühstückende Gäste und Fuhrleute am Tische, ebenfalls Deutsche. Woher? Wohin? hieß es da bald, und Balduin tat, was für ihn am gescheitesten war, er appellierte an das Herz der Landsleute, und das Vertrauen täuschte

ihn nicht. Ein ordentliches Frühstück stärkte sein Selbstvertrauen bedeutend. Was nun? — Natürlich weiter in die Kolonie. Irgendwo wird ja ein Lehrer seine Bauern mit schlichtem Abschied verlassen haben, da blüht dann Ihr Weizen resp. Ihr Milho, hieß es. Ein gutmütiger Fuhrmann nahm ihn bis Santa Cruz mit, von da wanderte er zu Fuß durch die Pikaden und war so in der Batatenschneiz gelandet.

Es war schon um die elfte Stunde, als Michel ihn in die Kammer geleitete. Ein Bett, ein Schrank und eine feste Truhe waren die Ausstattung des weißgetünchten Raumes, der Mond malte die Fensterrahmen auf den gedielten Boden, draußen schlug zuweilen ein Hund an, sonst alles still, und bald ruhte Balduin im tiefen Schlaf der Jugend.

„Es scheint e ganz ehrlicher Mensch zu sein", hatte Michels Urteil gelautet. Frau Hanne hatte den armen Teufel herzlich bemitleidet, Röschen aber in dem Gaste trotz seines saloppen Anzuges bald den gutgeschulten Mann erkannt und gern seiner Erzählung zugehört, denn die Burschen der Pikade, welche hin und wieder abends „maien" kamen, wußten nicht viel zu erzählen, hockten am Küchenfeuer und rauchten. Da war dem Röschen ein wortfertiger Mann wie der neue Lehrer doch lieber, und auch Mutter Hanne hatte es bald heraus, daß Balduin ein „arg gelernter" Mann sein müsse, „denn er kann schwätze, wie der Parr' selber".

Am anderen Morgen war Schulversammlung. Die Interessenten kamen auf Michels Einladung zusammen. Da wurden denn die verschiedenen Wünsche laut. Ob der Bewerber singen könne, frug Fritz Dittmann, denn er tat sich viel auf seine Sangeskunst zu gute. Daniel Jahn aber frug, ob er auch wohl ein wenig Musik zu Tanze machen könne, und als Balduin verriet, daß er leidlich Geige spiele, war Daniel sehr erbaut davon.

„Vor allen Dingen muß er aber ein Christ sein, Kinder", riet Fritz Steffen, denn er tat sich viel auf seine kirchliche Gesinnung zu gute. Sonst aber trank er gern das Feuerwasser und machte profitliche Geldgeschäfte.

„Bibellesen, Katechismus und Gesangbuch! Das ist für mich die Hauptsache", fuhr er fort.

„Ach, was! Das könne die Kinn noch genug in der Kunfermationsstunn lerne, ich will nur, daß meine Kerls das Vendabuch lesen könne. Letzthin hat der Sonnenthal in der Venda mir erst 20 Mil for mei Tobak zu wenig — —" donnerte der rote Simpel dazwischen, aber er kam nicht zu Ende.

„Singen solle die Kinn lerne, aber nich so 'ne Schundlieder, wie: Drei Riegen Knööpe an mine swarte Rock, nee ordentlich un manierlich!" riet Wilhelm Braatz.

„Aber Ferien schall dei Lehrer nit make, ick heww ok keine Ferien!" rief Christian Marquardt.

„Und Haue muß es feste geben", riet Wilm Kuholz.

Das wollte nun Balduin nicht recht einleuchten, daß der Bakel eine solche Rolle spielen müsse, und friedfertig meinte er: „Mit Liebe und Freundlichkeit hoffe ich den Kleinen beizukommen, mit Milde und Güte will ich die Herzen zu mir ziehen".

„Mache Sie kein Kohl!" fuhr aber der Michel drein, „ziehe Sie ihne die Hosen lieber stramm und komme Sie ihne mit der Marmellerute ordentlich bei! Sie kenne unsre Sorte noch nich. Da han ich de kleine Hann-Nickel gesehn, der raucht wie e Schlot, kann aber nicht das ABC. Da ist dem Simpel sein Kerlchen, der tanzt schon feste auf jedem Schrapp, streicht aber die Woche zweimal die Schule und liegt in den Hecken."

„Du brauchst meine Jung nit schlecht zu mache", fuhr Simpel ihn an, „pack dich an dei eigne Nas, wie oft han wir beide bei dem selige Naßmann die Schule gestriche, Taubefalle gemacht un Zigarre geraucht."

Alles lachte bei diesem Bekenntnis.

„Rechnen müssen die Kinder lernen", riet Fredrich, „der Kolonist, der nicht rechnen kann, ist und bleibt eine Null." — Vom Portugiesischen wollten die Schulväter nicht viel wissen.

„Wenn mein Junge Portugiesisch lernen will", meinte Adam Klaas, „schicke ich ihn einige Jahre in die Lehre nach Santa Cruz, da lernen die Burschen es praktisch."

Wilm Schulz aber erklärte: „Dat Bresilianisch schnacken is nix, dat heww ick an Lorenze seihn, irst lihrte hei bresilianisch, dann reed hei ümmer mit 'n Säbel un Pistol, un van de Hack wull hei nix mehr weiten. Nu is he up'n Camp un leewt do mit 'ne Swatte".

„Nun, meine Herren", — der Titel wirkt immer beruhigend auf Kolonistenherzen — „Sie können mir die Auswahl der Lehrfächer ruhig überlassen, ich werde mich bemühen, mein Bestes zu tun", schloß Balduin die Debatte.

Wilm Kuholz und Gottlob Fürst aber bestanden darauf, daß ein Akt darüber aufgesetzt würde, und so setzte sich denn Gottlob Fürst, ein ehemaliger Seemann, hin und nahm ein Protokoll auf, das kurz und deutlich war:

Verhandelt in der Batatenschneiz, am 10. September 1898.

Anwesend zwanzig Familienväter. Es erscheint der Schulamtsbewerber Balduin Zitz aus Deutschland. Demselben wird hiermit die Schulstelle übertragen unter folgenden Bedingungen:

Der p. Zitz bekommt an Gehalt pro Kind und Monat einen Milreis. Er hat von morgens 7 Uhr bis 11 Uhr Schule zu halten und Sonntags in der Kirche vorzusingen. Außerdem hat er bei Beerdigungen mit den

Schulkindern auf Wunsch einen Choral zu singen. Er ißt mittags und abends bei Michel Heller, der sich freundlichst hierzu erboten hat, morgens kann er eine Cuya Mate trinken. Krank werden darf er nicht, auch nicht Montags. Heiraten darf er auch vorläufig nicht, denn sonst muß eine Küche angebaut werden. Die Kinder hauen darf er, aber nicht an den Kopf und nicht mit einem Seil oder mit Zügeln. Zu Tanze gehen darf er. Neue Schulbücher darf er aber nicht einführen, auch nicht die Schiefertafeln den Kindern an den Kopf schlagen. Pump in der Venda wird nicht von Gemeinde bezahlt. Wenn er's leid ist, kann er jederzeit gehen.

Solches wird dem p. Zitz bestätigt und hiermit bescheinigt.

Der Schulvorstand:
Michel Heller.
Anton Scheel.
Gottlob Fürst.

Somit war Balduin feierlich in das neue Amt eingeführt. Wilhelm Fredrich aber nahm ihn noch beiseite und riet ihm: „Wilm Kuholz redet immer davon, daß die Jungens ordentliche Haue bekommen müssen. Er und Gottlob Fürst sind falsche Brüder und heimtückisch. Da hat der Pfarrer einmal einem Burschen in der Konfirmandenstunde eine wohlverdiente Maulschelle gegeben. Gleich hetzte Fürst den Vater des Jungen auf, daß er zur Stadt ritt und den Pfarrer anzeigte, denn nach brasilianischem Gesetz ist jede körperliche Züchtigung verboten. Der Richter war aber ein wohlwollender Mann, kannte und schätzte den Pastor, suchte aber vergebens einen Ausweg. Obwohl durchaus keine Mißhandlung vorlag, genügte doch der einfache Tatbestand, den Gesetzesübertreter ins Gefängnis zu bringen. Endlich kam er auf einen salomonischen Einfall. Er fragte den Pastor, ob er nicht auf irgend eine Weise die Ohrfeige aus seinen protestantischen Büchern rechtfertigen könne. Da holte der Angeklagte die portugiesische Bibel und suchte die bekannten Stellen auf: Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn, Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn. Dann zeigte er diese Stellen dem Richter und berief sich darauf, daß die Bibel für die Protestanten bindend sei. Der Richter war hocherfreut und entschied: Ich habe mich überzeugt, daß die Prügelstrafe eine religiöse Vorschrift der Protestanten ist. In religiösen Dingen aber mögen es die Protestanten halten, wie sie wollen, darein mische ich mich nicht. Demgemäß ist der Pastor von aller Strafe freizusprechen — von Rechtswegen." —

Das Leben des Meisters Balduin lief nun gleichmäßig dahin, wie eine gutgeölte Wanduhr. Die Räder darin waren die Schulstunden, das Gewicht daran die Sorge um die Zukunft, und das glättende Öl die Stunden der

Erholung. Er war klug genug, so gut es ging, allen Wünschen der Schulväter nachzukommen. Wenn Fritz Steffen auf seinem geliebten Wege zur Venda oder Mühle an der Schule vorbeikam und das laute Lesen der biblischen Geschichte im Chor hörte, so winkte er freundlich dem Lehrer zu und sagte daheim wohlgefällig: „Der neue Lehrer ist doch ein Christ!"

Als Simpel auf der Tafel seines Ältesten die Rechenaufgabe las: Eine Arroba Tabak kostet 15 Milreis, was kosten 183?, da sagte er zufrieden: „Das laß ich mir gefallen, der Lähr setzt wenigstens 'ne orndliche Preis für den Tobak an. Morgen früh nimmst ihm 'ne Wurst unne schöne Gruß von mir mit, un er soll am Sonntag als e bische maie komme bei uns".

Freilich, das Einkommen Balduins stand nicht in proportionalem Verhältnis mit dieser Zufriedenheit. Denn für eine Wurst konnte er keinen Hut kaufen, geschweige einen anständigen Anzug, und er schämte sich fast, in seinen abgetragenen Sachen vor Michel und den Seinigen zu erscheinen. Mit einer leinenen Jacke hatte Michel ausgeholfen, es fehlte Balduin aber am besten: am schnöden Mammon, und mit Sehnsucht begrüßte er den Schluß des ersten Schulmonats. Da brachten ihm denn die Schüler der Mühe papiernen Lohn: pro Kopf einen echten „scharfen" Milreis, und da 27 Zöglinge wißbegierig zu seinen Füßen saßen, so machte die erste Ernte 27 Milreis aus. Doch der Kolonist Fröhlich hatte eine andere Methode angewandt. Der schickte Zwillinge zur Schule: Fritzchen am Montag, Mittwoch und Freitag, Karlchen am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, und da Balduin unter sotanen Umständen immer nur einen „fröhlichen" Sproß im Unterricht begrüßen durfte, so sandte der gute Fröhlich auch als Schulgeld nur einen Milreis. Balduins Protest richtete bei dem geizigen Fröhlich nichts aus, erst als Michel in der Venda ihn tüchtig heruntergerissen hatte, sandte der biedere Fröhlich den zweiten Milreis, wenn auch schweren Herzens.

Die leibliche Versorgung Balduins war sichergestellt, und Mutter Hanne pflegte ihn nicht schlecht. Dafür suchte sich Balduin nützlich zu machen, wo und wie er konnte. Mit den Hausgenossen stand er bald auf dem besten Fuße. Die Söhne Michels waren einfache, aber gutherzige Burschen. Der älteste, Karl Heller, hatte bereits ein eigenes Stück Land, auf dem er Wald geschlagen hatte, um die erste Pflanzung anzulegen. Balduin bekam Respekt vor der Leistung der Burschen. Selbander hatten die Brüder mit dem schwarzen Jeronymo, der auch mit der Axt umzugehen verstand, ein hübsches Stück Wald niedergelegt. Da lagen die Riesen des Waldes am sanften Bergeshang, wirr durcheinander im Fall hingestreckt, die Äste mit der Axt abgeschlagen, in der Glut der Sonne, und nach vierzehn Tagen ging Balduin in der Mittagsstunde mit in die neue Roça und warf mit den Brüdern Feuer in den dürren Wald, daß es an allen Ecken knatterte und prasselte

und die rote Lohe in mächtigen Garben aufschlug und sausend in dem dürren Holz weiterfraß. In der Nacht noch leuchtete die rote Glut vom Berges-hang, und erst nach zwei Tagen ging man an die Pflanzung. Der Boden war schwarz gebrannt, die Zweige in Asche verwandelt, nur die mächtigen Stämme und dicksten Äste lagen verkohlt am Boden. Die jungen Leute ließen sie liegen bis auf zukünftige Zeiten, wo sie entweder vermodert oder zerschnitten und beiseite geschafft waren. Die mächtigen Baumstümpfe und Wurzeln auszuroden, kostete voraussichtlich auch noch viele Arbeit, ehe der Pflug glatt durch den schweren Boden ziehen konnte. In den ersten Jahren aber wird der Acker stets nur mit der Hacke vom Unkraut gesäubert, das, durch keinen rauhen Winter gehemmt, üppig wuchert und dem Kolonisten viele Mühe schafft.

In den neuen Acker pflanzten die jungen Leute Mais in meterweiten Abständen, hier und dort steckten sie Kerne der Abobora, der Futtermelone, dazwischen, deren Ranken im Sommer den Boden des Feldes dicht bedecken und Tausende der großen Früchte tragen, die als ausgezeichnetes Futter für Rindvieh, Pferde und Schweine dienen.

„Beim ersten Regen setzen wir Tabak in das neue Land ein", erklärte Karl Heller, „den kann man nur bei feuchter Witterung pflanzen. In dem schweren Boden wird er am besten."

Bohnen und ein Kleestück durften nicht fehlen, Zuckerrohr und Mandioca gleichfalls nicht, Erdnüsse und Kartoffeln, auch die süßen Bataten waren gesteckt. Ein Stück Land zäunten die Brüder mit den großen Ästen der geschlagenen Bäume roh ein als künftiges Potreiro, Weideland. Im kommenden Jahre würde dann Zeit und Geld zu Pfählen und Stacheldraht vorhanden sein. Man mußte klein anfangen.

So brauchte nur noch das erste Haus gebaut zu werden, und bald sah Balduin mit Staunen, daß die Burschen auch dabei keine fremde Hülfe brauchten. Von der Schneidemühle, wohin man die geeigneten Stämme geschafft hatte, holten sie Wagen voll Bretter und Pfosten, und bald sah Balduin, wie sich nach Vater Michels Anleitung das Bretterhaus erhob. Schindeln wurden gerissen, das Dach damit gedeckt, an Stelle der Glasfenster wurden Bretterläden eingesetzt, eine kleine Küche, ein Stall für die Schweine und ein Schuppen für die erste Ernte, Wagen und Geschirr ebenfalls aus Holz errichtet — und Karl Heller konnte daran denken, eine Tochter der Pikade als Hausfrau heimzuführen, und das wollte er nach Weihnachten tun, nämlich des Gottfried Petry Älteste aus der benachbarten Pikade Boavista.

Der zweite Sohn Michels, ein intelligenter Bursch, lamentierte oft darüber, daß er nichts Ordentliches gelernt habe, und da setzte sich Balduin an manchem lieben Abende mit dem Liebling Michels, „seinem" Fritz hin

und lehrte ihn Rechnen, Lesen und Schreiben, auch Zeichnen, denn Fritzens geheimer Wunsch war der, einmal ein Landmesser zu werden. Es war rührend anzusehen, mit welchem Eifer der große Bursch über seinen Aufgaben am Abend saß, wie er sich mühte, mit den braunen Händen, die über Tag den Pflug geführt hatten, schön zu schreiben, denn die tägliche Bauernarbeit schenkte ihm Michel nicht. Balduin aber ermutigte den großen Schüler immer wieder, denn er ließ sich nicht schlecht an, und zähe war er, wie Vater Michel selbst. Was er sich vornahm, setzte er auch durch.

Röschen aber schätzte den neuen Hausgenossen um so höher, als sie sah, welche Mühe er sich mit dem Lieblingsbruder Fritz gab. Sie selbst war in den letzten Jahren in Santa Cruz bei Verwandten gewesen, hatte die Schule der katholischen Lehrschwestern besucht und mehr gelernt, als im Durchschnitt die Töchter der Pikaden zu tun pflegen. Das hinderte natürlich nicht, daß sie nach ihrer Konfirmation wieder tüchtig in Haus und Hof mitzugreifen mußte. Das erste Symptom ihrer aufkeimenden Neigung hatte Balduin freilich selbst nicht bemerken dürfen, sondern der lange Philipp Klaasen, auch wohl der Schlackerphilipp genannt, der häufig die Brüder Röschens besuchte, in Wirklichkeit aber ein Auge auf das hübsche Mädchen geworfen hatte. Eines stillen Abends, als Philipp sein minnigliches Werben wieder dadurch zu dokumentieren suchte, daß er auf einem Holzklotz in der Küche am Feuer saß, Zigarren drehte und ab und zu ins Feuer spie, unterbrach Röschen ihre Arbeit beim Telleraufwaschen einen Augenblick und meinte: „Du, Philipp, reitst du morgen zur Venda?"

„Ja."

„Da könntst mir eppes mitbringe."

„Warum denn nit, was denn?"

„Zwei Ellen rosarotes Seidenband, zwei Dutzend Perlmutterknöpfe, ein neues Milchsieb, für den Vater eine gestrickte wollene Jacke, für Mutter ein Stück Algodão und dann fragst, ob der neue Koseritz-Kalender schon zu haben ist."

„Ja, Röschen; aber wer Deubel soll das alle behalten?"

„Hier schreibst dir's auf, hier —" Röschen holte einen Bleistift und ein Stück Papier aus dem Tischkasten — „schreib, ich sag's noch einmal."

Nun wußte Röschen ganz genau, daß Philipp eher ein Stück Wald für sechs Quart Mais schlagen, als sechs Zeilen schreiben konnte. Er war eben stets neben die Schule gegangen.

„Ich will mit der Schreiberei nix zu tun han", brummte er, „du weißt, daß ich's nit kann."

„Ei, da geh zum Fritz hinein und lerne mit ihm, der neue Lehrer wird dir's schon beibringen."

Da merkte Philipp die Absicht und wurde sehr verstimmt. Die Tür flog krachend ins Schloß, und draußen schwur Philipp einen heiligen Eid, dem Schulmeister bei nächster Gelegenheit das Leder mit seiner eigenen kräftigen Handschrift in blauer und grüner Tinte zu bemalen. Denn daß Balduin erst das Röschen aufgehetzt habe, war ihm sonnenklar. So begrub Philipp seine junge Liebe, und die Leichenrede, die er dabei hielt, enthielt alles andere als Segenssprüche für Balduin, und statt der Rosen des Vergessens pflanzte er in Gedanken einen Dornenstrauch darauf, von dem man bei Gelegenheit handliche Stecken schneiden konnte.

Am folgenden Sonntag war Gottesdienst in der Batatenschneiz. Mit zwei anderen Pikaden wurde die Batatenschneiz von einem gemeinsamen Geistlichen bedient, sodaß auf jeden dritten Sonntag ein Gottesdienst fiel. Da eilten denn die Bewohner der Batatenschneiz und der Seitenpikaden zum Gotteshause, die Alten, im Äußeren konservativ, im schwarzen Bratenrock, die schwarze Binde um den weißen Hemdkragen, die kurze Pfeife schmauchend, trotteten langsam des Weges. Auch „Mutter" saß nach guter, alter Sitte im schwarzen Tuch und Kleid mit der dreifachen Reihe von Sammetband um den Saum rittlings auf dem zahmen Ackergaul, sodaß die weißen Strümpfe gebührend zum Vorschein kamen, das bunte Tuch um den Kopf, das Gesangbuch mit dem weißen Taschentuch in der Hand.

Die Jugend huldigte, wie immer, dem Fortschritt. Die Burschen sprengten in der üblichen Landestracht, dem breitkrempigen Hut, hellem Poncho über dem dunklen Anzug auf feurigem, wohlgepflegtem Traber zum Kirchplatz, dem Tier durften natürlich silberne Bügel und Gebiß so wenig fehlen, als der prächtige weiche Reitpelz auf silberbeschlagenem Sattelbock und der bunten Schabracke von Jaguarfell. Die Mädchen in hellen Kleidern, den langen Reitrock darübergestreift, auf elegantem Damensattel, mit feinem Hut und Schirm zeigten ebenfalls, daß Vater Geld im Beutel habe. Da konnte Hannes oder Gottfried schimpfen, wie er wollte, wenn das Mädel in der Woche sich auch plagte — Sonntags wollte es die Dame vorstellen. Balduin hatte sich nach Kräften herausgeputzt, die erste Gehaltsquote war in die Venda gewandert, und Michel hatte noch für einen kleinen Kredit gesorgt, so konnte Balduin sich immerhin auf Michels Braunem sehen lassen. Vater Michel selbst kutschierte Hanne und Röschen im leichten grünen Wagen zur Kirche. Da hielten denn Wagen und angebundene Pferde in großer Zahl, denn der Sonntag war schön, und der junge Pfarrer predigte gut, das mußte selbst Gottlob Fürst zugeben. Die Uhr zeigte dreiviertel Neun, als der Geistliche im schlanken Galopp ansprengte, er hatte schon seine anderthalbe Stunde Weges hinter sich. Hurtig schwang er sich vom Pferde, das



Fertig zum Kirchgang.

in den Schatten gebunden wurde, nahm die Satteltaschen mit dem Ornat herunter, grüßte und ging in die Kirche, ihm nach die Besucher des Gottesdienstes.

Das Gotteshaus, natürlich auch von den Kolonisten aus eigenen Mitteln gebaut, war ein lichter, würdiger Raum. Auf dem Altar lag die schwarze Decke mit weißem Altartuch darüber, die Bibel zwischen den brennenden Lichtern, rechts im Ältestenstuhl saßen die Vorstandsmitglieder der Kirchengemeinde und Balduin als Lehrer, in den Bänken rechts die Männer, links die Frauen und Mädchen, auf der Empore die jungen Burschen, alles wie daheim. Die Glocken tönten, und bald erscholl das Altarlied, von Balduin angestimmt, denn eine Orgel besaß die Gemeinde noch nicht. Nach Liturgie und Predigtlied bestieg der Geistliche die Kanzel. Er hatte das Evangelium vom Schalksknecht zum Text gewählt und legte es den Bauern meisterlich aus, und wenn er eine recht schöne Stelle in der Predigt geschlossen hatte, so nickte Fritz Steffen beifällig mit dem Kopfe, denn er mußte das ja verstehen, er war ja bibelfest. Freilich wollte es Michel auch oft bedünken, daß in den Worten der übrigens recht guten Predigt manche kleine Nutzanwendung für den einzelnen liege, und als der Pastor vom Geiz und Wucher redete, da stieß Michel den Lehrer an und flüsterte: „Jetzt meint er de Fröhlich!" In Andacht hörte man bis zum Schluß zu, Christian Nicker aber war ein wenig eingedufelt. Dann erfolgten die üblichen Abkündigungen, Schlußlied und Segen — und der eigentliche Gottesdienst war beendet.

Der Geistliche hatte kaum den neuen Lehrer begrüßt, als auch schon seine Pfarrkinder mit allerlei Anliegen kamen. Da kam Fritz Dettmann und bestellte ein Buch, Hann Konrad meldete eine Taufe an, die nach dem Gottesdienst vollzogen werden mußte. Der alte Erdmann war todkrank und begehrte das Abendmahl, und als der Pfarrer alle Anliegen gehört hatte, wußte er, daß er am Nachmittage in diesem Gemeindebezirk scharf reiten müsse, wenn er mit der sinkenden Sonne noch heimkommen wollte.

Heute hatte ihn Fritz Steffen zu Tisch geladen und zog stolz mit seinem Gaste ab.

Nach dem Gottesdienste machten viele Kirchleute Besuche bei Verwandten und Freunden, viele aber zogen in die Venda, wo Herr Sonnenthal mit seinem Caixeiro sich bemühte, den Bauern mit einem Glase Bier auch zu einer leiblichen Stärkung zu verhelfen, nachdem die Seele gespeist war, und gleichzeitig den Frauen seine schönen Waren aufzuhängen. Der Caixeiro pries die Unvergänglichkeit eines himmelblauen Kattuns mit großen knallroten Blumen, in den sich Mine Jäger verliebt hatte, und Sonnenthal bekräftigte diese Wahrheit. Mit dem starken Geschlecht wurde natürlich politisch gekannegießert und über Wege und Steuern räsonniert. Dann zog alles heim zum Mittagsmahl, wo bei Hühnerbrühe, Schweinebraten und Kohl, Nudeln und Pfirsich auch der Sonntag tüchtig gefeiert wurde.

Nachmittags aber eilten die Männer und Burschen, die schwere Scheibenbüchse am Lederriemen über die Schulter, zum Scheibenstand bei Karl Zillmann, der wochentags ein ehrsames Sattlerhandwerk betrieb, Sonntags aber die Schenke und den Saal öffnete, die Scheibe aufstellte und so Gelegenheit gab, am lieben Ruhetag sich vom Werke der Woche zu erholen. Da knallten die Schüsse scharf, die hinausgesteckten Ziffern meldeten das Resultat, und glückliche Schützen eilten mit ihren Preisen heim.

Am Abend aber erklang die Fiedel und das Horn der Pikadenmusikanten, und ein kleiner „Schrapp" wurde abgehalten. Mit diesem geschmackvollen Worte bezeichnen die Kolonisten ein Gelegenheitstänzchen. Auch Balduin mit Karl und Fritz, sowie Röschen war auf ein Stündchen zu Tanz gegangen, und wie er mit Röschen im Walzer dahinschwebte, zogen ihm allerlei selige, dumme Gedanken durch Herz und Kopf, und er drückte das hübsche Kind fester an sich, als just nötig gewesen wäre, und Röschen schien das nicht übelzunehmen.

Am folgenden Tage hatte Balduin einen interessanten Besuch, Herr Deutelmann, ein Lichtbildner aus der Stadt, der „Pottegraf", wie man in der Batatenschneiz sagte, war wieder auf seinem jährlichen Raubzug durch die Pikaden begriffen und wollte auch die Batatenschneiz „abgrasen", wie er das nannte. Er gehörte zur Gattung der Pikadenheuschrecken, die in regel-



Pommersche Familie.

mäßigen Intervallen wiederkehren; eine andere Spezies sind die Hausierer und Wunderärzte, eine feinere Varietät die Musterreiter.

Deutelmann war Spezialist schlimmster Sorte. Die Koloniezeitung las er nur der Aufgebote halber. Das arglose Brautpaar, das vom Standesbeamten kam, lief ihm gewiß ins Garn. Während er die symbolische Stellung arrangierte — der Bräutigam sitzend, die Braut stehend, oft mit einer Reitpeitsche in der Hand — redete er von der Familienchronik der Glücklichen, deren sämtliche Onkel und Basen er natürlich kannte, und wenn er dann freudestrahlend das Gelingen des „geradezu einzigen" Bildes verkündigte, so fühlte sich der junge Bräutigam so gehoben, daß er den hohen Preis, den Deutelmann nahm, nicht sonderlich schmerzlich empfand. Er legte sich bei seinen Pikadenreisen besonders auf die Aufnahme von Familiengruppen und Schulbildern. Da hielt er denn die biederen Kolonisten im Kreise ihrer Kinder vor einem Hintergrunde von Palmzweigen und mit der Staffage einer Ziehharmonika auf einem Tische fest, und hatte auch soeben die Familie Heller zu einer Sitzung bewegt. Heute kam er zu Balduin, um ihn um die Erlaubnis zu einer Aufnahme der Schule und ihrer Zöglinge zu bitten, die er am folgenden Tage machen wollte, wogegen Balduin nichts einzuwenden hatte.

Deutelmann war ein geriebener Junge und gab Balduin praktische Ratschläge. In der Pikade fehlte ein Doktor, der die Gebresten des Leibes heile. Zwar renkte der alte Tillmann Verstauchungen ein und schiente gebrochene Knochen, aber von innerer Medizin verstand der alte Pommer nichts, der ehemals Kutscher bei einem Arzte gewesen war und manchen Handgriff gelernt hatte.

„Was meinen Sie", sagte Deutelmann, „wenn Sie Ihr schmales Einkommen verbesserten? Legen Sie eine Apotheke an, natürlich eine homöopathische, lesen Sie fleißig in Bilz und Kneipp und helfen Sie den Kranken und Ihrem Geldbeutel!"

„Leicht gesagt", antwortete Balduin, „aber schwer getan."

„Nichts einfacher als das", lachte Deutelmann, „an Homöopathie glaubt der Bauer, der Brasilianer erst recht. Als ich noch Schulmeister in der Löffelschneiz war, war ich ein gesuchter Arzt, und meine Streukügelchen haben mir mehr eingebracht als die ganze Schulmeisterei. Kaufen Sie das Annuario von Dr. Graciano de Azambuja, darin sind auch die Heilkräuter des Landes nebst Gebrauch angegeben, ein alter Caboclo von der Serra bringt Ihnen für einen Patacão eine ganze Ladung Wurzeln, Rinde und Blätter ins Haus, die setzen Sie mit Spiritus an und doktern ruhig los. Einem Arzt pfuschen Sie nicht ins Handwerk, denn es gibt hier keinen, und eine solche Schwindelei, wie sie die Wunderdoktoren treiben, die von Pikade zu Pikade ziehen und für alle Leiden, Hühneraugen und Lungenkatarrh, Schielen und Bluthusten, dasselbe wertlose Zeug zu horrenden Preisen verkaufen, Nachtlager und Kost dazu schinden, ist das doch noch lange nicht.

Wollen Sie aber die Sache ernstlich treiben, so arbeiten Sie nach Kuhne, Walser und Bilz, gutes Wasser schadet selten, und vor frischer Luft haben manche Patienten hier oft eine kolossale Angst. Da liegen sie mit Fieber in den dicken Federpolstern, und jedes Fenster wird ängstlich geschlossen gehalten. Darum operieren Sie ruhig los mit Wickel, Blitzguß und Sonnenbad — hilft's nichts, schaden kann's auch nicht."

„Aber wenn nun einmal eine Kur schief ginge?" zweifelte Balduin.

„Nun, schwere Kuren werden Sie nicht gleich bekommen, da lassen Sie den Arzt holen. Knochenbrüche vertraut man dem alten Tillmann an. Eine Wunde reinigen und verbinden — das werden Sie doch können? Bei inneren Krankheiten verbieten Sie sofort den Schnaps und die Pfeife. Davon läßt der Bauer in den seltensten Fällen. Ergo — hilft die Kur dann nicht, so ist der Patient selber schuld."

Balduin hörte die Lockpfeife Deutelmanns wohl, aber er hatte doch noch zu wenig Selbstvertrauen, um sich dem Asklepios als Jünger zu weihen. —

Das Leben in der Batatenschneiz glich einem stillen, tiefen Weiher, so ruhig und unbewegt ging es ab beim täglichen Werk, bis eines Tages ein großer, schwerer Stein hineinplumpste, da wurde das Wasser bis auf den Grund aufgerührt, und alle Insassen, Jundiá und Traira, Pintado und Dourado, bekamen einen mächtigen Schreck. So könnte ich eine Art Pikadenmärlein beginnen, aber die Wirklichkeit verlangt eine deutlichere Sprache.

War da eines guten Tages vor Jahren Siegfried Sonnenthal in die Batatenschneiz gewandert, ein echter Germane. Sein Name bewies schon, daß die Zelte seiner Vorfahren in den Kiefernwäldern Polens oder zwischen den Lehmhütten Galiziens gestanden hatten, seine imposante Figur unter Militärmindestmaß, die Adlernase und die klugen dunklen Äuglein verrieten aber, daß seine Vorfahren wahrscheinlich die Kreuzzüge ins jüdische Land mitgemacht und sich dort stark orientalisiert hatten. Der kleine Sonnenthal hatte eine Venda errichtet und war entschieden ein kommerzielles Talent. In wenigen Tagen war eine Bretterbude mit Zinkdach aufgeführt, Speckküche daran, Lagerraum daneben, ein kleines Anfangskapital ließ er an geeigneter Stelle aus der Tasche gucken — Musterreiter flogen heran, wie Schwalben im Mai, und das Haus füllte sich mit unendlicher Habe, Algodão und Kattun, Stiefelwichse und Weizenmehl, Pfeffer und Zucker, Hüten und Stiefeln, und was sonst des Landmanns Herz locken und berücken kann. Dazu prangten die Krüge mit Genever und Boonekamp, Pipen voll Cachaça und Dutzende Flaschen Bieres und netzten der Kunden Leber. Da kamen die Batatenschneizer, brachten Milho und Speck, Tabak und Bohnen, erhielten alles dafür — nur selten aber bares Geld. Das mußte er nämlich nach Porto Alegre zahlen; einen Anfänger muß man ja unterstützen; daher drückte man beide Augen zu und ließ das Geld stehen: es war ja sicher bei ihm angelegt.

Doch auch der Musterreiter drängende Schar vermochte trotz Kontokorrent und Nota selten einen goldenen Tropfen zu erpressen. Da hatte der Bauer X zum Hausbau und Y zum Viehkauf momentan dem Geschäft alle Barmittel entnommen. Ein neuer Wechsel wurde unterschrieben, denn einen Anfänger darf auch der Musterreiter nicht drängen. Wozu einen Kunden verlieren? Das Geld war ja sicher und der Wechsel vorläufig gut.

So erhub sich ein liebliches Zwickmühlenspiel, Pumpen links und Pumpen rechts, der ehrliche Sonnenthal in der Mitte. Er war aber wirklich ein Genie. Für Schmalz und Bohnen zahlte resp. schrieb er stets einen Milreis mehr gut als jede Konkurrenz. Daß der Bauer für Fazenda, Schnittwaren, dafür doppelt geschröpft wurde, war sein Geschäftsgeheimnis. Auch sonst war Sonnenthal ein gefälliger Mann. Wenn da Fritz Steffen einige Gläschen mehr getrunken hatte, so schrieb er in das Vendabuch tra-

guinhos, canna und mata-bicho, und das übersetzte Fritz daheim seiner besseren Hälfte, wie es ihm paßte.

Doch dieses friedliche Idyll sollte einen jähen Riß bekommen. Nach einer Wirksamkeit von zwei Jahren reiste Sonnenthal nach Porto Alegre, legte dort seine Bücher vor und bewies, daß Soll und Haben in einer so schreienden Dissonanz stünden, daß es selbst dem gewiegtesten Musikus schwer werden dürfe, hier eine Harmonie zu schaffen. So breitete der Pleitegeier zum ersten Male seine rauschenden Schwingen über die jungfräuliche Batatenschneiz.

Es war noch früh, die ersten Kunden waren eben in der Venda erschienen, als plötzlich Hufgeklapper ertönte. Auf dampfendem Pferde jagte Herr Süßmann heran, seines Zeichens ein Musterreiter. Pustend trat er in die Venda.

„Es ist noch Tabak vorhanden — ich lege Beschlag darauf für mein Haus“, erklärte er dem Caixeiro. Eine Minute später eilte auch Herr Schrauber, ein anderer Musterreiter, im Galopp heran mit demselben Vorhaben. Der kleine Caixeiro aber beruhigte beide: „Geben Sie sich keine Mühe, meine Herren, der Tabak ist bereits von Herrn Sonnenthal verkauft, die letzte Fuhre ist am Sonnabend nach Rio Pardo gegangen“.

„Na so ein —“, „So ein —“, echoten Süßmann und Schrauber, und die Bauern hörten verständnislos, aber ahnungsvoll dieses Entrüstungsduo der Musterreiter an.

„Was ist denn nur los?“ frug Michel, der gerade einen Sack Bohnen gebracht hatte.

„Was los ist? Sonnenthal ist pleite, kaput, hinten hinab, ab mit'm Walzer, und unser Geld mit“, stöhnte Süßmann, „ihr Bauern habt freilich euer Geld stets bekommen, ihr seid gut daran.“

„Was!“ schrie Michel, „wir haben keinen roten Vintem bekommen, alles hat er an euch nach Porto Alegre bezahlt“, und die anwesenden Kolonisten schienen die Klage der Reisenden für abgekartetes Spiel zu nehmen. Aber die Lage klärte sich bald: Der Vogel war fort, das Nest leer, und beide Teile hatten das Nachsehen.

Wenn den friedlichen Bauern beim Mittagsmahl eine Bombe in die Suppenschüssel gefallen wäre, hätte der Schreck nicht größer sein können. Jeder fiel hinein, der Verlust des Geldes war schon hart — der Krach mit Muttern daheim würde auch nicht klein sein.

„Ich bin ein ruinierter Mann“, jammerte Fröhlich, der nur hundert Milreis verlor, aber gut und gern seine Zwanzigtausend wog, „so ein Lump! Aber ich nehme mir die beiden Stücke Tuch hier oben, dann bin ich gedeckt.“

„Ja wohl, auch noch!“ rief aber da der rote Simpel, „hier wird ehrlich

geteilt! Runter von der Leiter!" Als aber Fröhlich nicht von seiner Beute lassen wollte, griffen kräftige Fäuste zu, und er sauste im Schwung aus der Tür.

„Kinder, Kinder!" seufzte Fritz Steffen, „hat mich der falsche Bruder geleimt! Immer kriegte ich heimlich ein paar Zigarren, zum Geburtstag hat er mir einen Hut geschenkt — weil er mich um das Ganze betrügen wollte!"

„Dir geschieht schon recht", sagte aber der kleine Fischer, „weil der Schubiak dir zehn Prozent versprach, hast ihm Tausende geliehen. Ich war dir nicht für zweihundert gut, als ich mein Land kaufte. Dir geschieht schon recht, ich bedaure dich nicht."

„Ich denke, nu teile mer erst mal brüderlich alles", riet Simpel.

„Dummer Kerl!" fuhr ihn Michel an, „daß nachher die Advokaten mit dir teilen und stecken dich ins Loch! Nichts da! Wir stellen hier Wachen, daß nichts fortkommt, bis das Gericht da ist. Fischer und Brenner, ihr bleibt mit mir hier, ihr anderen trollt euch heim an die Arbeit!"

Da half denn nichts. Der Michel hatte das Regiment. Einer nach dem anderen schwang sich auf sein Tier und ritt schweren Herzens heim.

Die Advokaten kamen; große Gläubigerversammlung mit stürmischen Szenen, Resultat zehn Prozent nach Abzug der Gerichtskosten. Sonnenthal blieb verschwunden. Die wunderlichsten Mären kursierten über sein Schicksal. Ein dunkles Gerücht wollte wissen, er ziehe als Kolporteur durch die Gefilde des Staates, verkaufe adventistische Bücher aus Nordamerika und wolle ein neues Zion in der Campanha gründen.

Reichardt in der Löffelschneiz aber kaufte die Venda um ein Billiges und setzte einen Geschäftsführer hinein. Bald hatten die Kolonisten sich in die Lage gefunden und suchten durch doppelten Fleiß den Verlust wieder einzubringen. Von Fröhlich behauptete man, er stehe sogar im Mondenschein in der Pflanzung und schaffe.

Balduin verspürte außer Michels schlechter Laune wenig von dieser geschäftlichen Krise, er hatte ja nichts zu verlieren als sein Herz, das allerdings hatte er an Röschen bald verloren.

Michel und Frau Hanne hatten ihm ihr Konterfei geschenkt, und als er an einem schönen Sonntagabend am späten Abend heimging, sah er im Schatten des großen Orangenbaumes am Hause etwas schimmern, das nur Röschens weiße Schürze sein konnte. Ein dunkles Gefühl trieb ihn, sich noch besonders von Röschen zu verabschieden, und eine innere Stimme raunte, daß dieser Abschied erwartet werde.

„Gute Nacht, Röschen", sagte er leise und streckte seine Hand hin. Eine warme kleine Hand legte sich hinein und drückte ihm zugleich ein kleines

hartes Kuvert in die Rechte: Röschens Bild, um das er sie heimlich gebeten hatte. Die Rechte des Mädchens bebte leise vor jungfräulicher Scham; heiß wallte Balduin das Blut zum Herzen — einen Augenblick schlang er seinen Arm um sie, einen kurzen, seligen Augenblick ruhten seine Lippen auf den ihren, dann wand sich Röschen hastig los und eilte ins Haus.

Der Mond kam hinter den Bergen hervor, eine glänzende Sternschnuppe sprühte im Osten nieder, stumm regten sich Balduins Lippen. Wünsche in solchem Moment sollen ja in Erfüllung gehen.

Daheim aber, in seiner verschwiegenen Klause, löste er mit zitternden Händen den Umschlag, und als die braunen Augen in dem lieben Mädchenantlitz ihn so tief und unschuldig anschauten, da preßte er einen brennenden Kuß auf das kalte Porträt, und eine Träne hing in seinen Wimpern. Tränen des Glücks sind wie Diamanten: hell und selten. —

Balduin verbrachte gern seine Zeit am Nachmittag in der Pflanzung Michels. Immer wieder staunte er über die Natur in ihrer strotzenden Ursprünglichkeit. Wie saftig und voll stand der Mais! Über Manneshöhe ragten die grünen Stengel mit gelben Blütenwipfeln und den rosigen Staubfäden der jungen Kolben, leise raschelten die tiefgrünen Blätter im Winde. Sanft wogten die hellgrünen schilfähnlichen Triebe des Zuckerrohrs, stumpfgrün die ragenden Stauden des Tabaks. Wenn aber die Mittagssonne prall herniederschien, und die Stauden der schwarzen Bohnen in der heißen Stunde auf den breiten Laken ausgeritten werden mußten, wenn drückende Schwüle den Kolonisten im hohen Tabaksfeld beim „Gaizen“, dem Ausbrechen der Blütentriebe, fast den Atem benahm, wenn er sie Tag für Tag mit Hacke und Pflug an der Berglehne scharf arbeiten sah, so begriff er, daß nur in ehrlicher Arbeit der Natur der Segen der Felder abzuringen ist. Die Kolonisten rechneten die Feldarbeit weniger, sie waren von Jugend an gewöhnt, kräftig zu schaffen, und aus der eisernen Notwendigkeit war im Laufe der Jahre eine liebe Gewohnheit geworden. Freilich gehören gesunde Glieder und kräftige Fäuste dazu.

Die größte Feindschaft zeigten die Ansiedler gegen die Ameisen. Im ungelichteten Urwalde merkt der Wanderer weniger von der zerstörenden Tätigkeit dieser Insekten. Die pflanzenfressenden Ameisen können sich im Urwalde nicht sonderlich vermehren, weil die Unmasse insektenfressender Vögel, abgesehen von den großen und kleinen Ameisenbären, den Tamanduás, die Ameisen bei den alljährlich im Vorsommer von den Nestern ausgeführten Befruchtungsausflügen vertilgen. Ist aber der Urwald erst unter der Axt geschwunden und mit ihm die Menge der Waldvögel, so haben die Ameisen freieres Spiel, und dieselben vermehren sich rapide, wenn der Pflanzer die Nester nicht vertilgt.

Eine andere Plage ist der Sandfloh, dessen Bekanntschaft auch Balduin bald machte. Das kleine Tier bohrt sich in die Zehen ein, der Hinterleib schwillt, mit Eiern gefüllt, zur Größe einer Erbse an, ein lästiges Jucken verrät den Parasiten, den man vorsichtig aus der aufgelösten Haut mit der Nadel heraushebt.

Jagd und Fischfang waren die Vergnügungen der Kolonistensöhne. Besonders zum Fischen ging Balduin gern mit den Freunden. Wenn so ein schwüler Sommertag zu Ende war, die schmale Mondsichel mattblinkend am dunstumzogenen Himmel aufging und den Fluß nur mit einem gedämpften Lichte übergoß, im Westen das Wetterleuchten zuckte, dann eilte Balduin wohl an das Ufer des Rio, wo in dem Tabakschuppen des Nachbars Franke immer einige Angelruten versteckt waren. Da rief er sein Juhu! und Hol über!, und wenn ein langer Pfiff zurücktönte, so signalisierte Franke damit: „Fische beißen, ich komme sofort".

Kaum hatte Balduin dann die Pfeife ordentlich gestopft und angebrannt, um nicht auf dem Wasser ein wehrloses Opfer der Schnaken und Mücken zu sein, als auch schon der gleichmäßige Schlag der Ruder näher kam; leicht glitt der Kahn ans Ufer, daß mit Oleandergebüsch und Rizinusstauden dicht bedeckt war.

„Guten Abend! — Vorsicht, nicht ausgleiten — so, ich halte den Kahn fest — sind Sie drin? Dann setzen Sie sich auf die mittlere Bank, dort wo die Reitpelze gebreitet sind. Fertig? Dann los!"

Langsam drehte sich der Kahn und glitt schnell stromabwärts. Nur leichte Wellen bewegten die Oberfläche des Flusses und verzerrten das Bild der Mondsichel. Fern hinten donnerte und rauschte die Caxoeira, wo über steinigem Wehr der Fluß schäumend hinabschoß. Rechts und links stand der Wald in stiller Ruhe, jetzt flammte es hier und da auf wie fernes Blinkfeuer, immer mehr magische Lichter tauchten in grünglänzendem Reigen auf: Leuchtkäfer zogen ihre schillernden Bahnen. Fledermäuse huschten in surrendem Fluge über die Fischer weg, von fern tönte der Schrei der Eulen und das Pfeifen der Nachtvögel. Nachbar Franke, ein starker Mann, stand am Steuer und lenkte mit dem breitblättrigen kurzen Ruder den flachen, langen Kahn, während sein brasilianischer Arbeiter Isidoro scharf ruderte.

So glitt der Kahn vielleicht zehn Minuten dahin, als der Fluß sich erweiterte: links hohe Sandsteinklippen, auf deren oberer Kante einzelne Palmen nickten, während die nackten Gesteinsmassen jäh zum Flusse abschossen. Am rechten Ufer stand dichter Wald, gestürzte Bäume, Opfer des Sturmes und der Hochflut, lagen teilweise mit den Kronen im Wasser. Der Schatten des Dickichts verdunkelte den stillen Wasserspiegel, nur in der Mitte trieb die Strömung langsam dahin. Franke steuerte den Kahn in

den Schatten. „Halt! Ruder ein!“ kommandierte er, das Boot lag längsseits der Äste eines gefallenen Angicobaumes, dessen Krone noch aus dem Wasser ragte. An einen festen Ast schlang Isidoro die Bootskette: das Geduldsspiel der Angelei konnte beginnen.

Die langen Angelruten aus schlankem und doch zähem Taquararohr langte Isidoro vom Boden des Kahnes und befestigte den Köder an den Haken. Sausend flogen die Schnüre in das stille Wasser.

„Bin doch neugierig, Franke, ob die Fische beißen“, sagte Balduin.

„Heute ganz sicher, denn der Mond ist klein. Wenn das Licht allerdings voll ins Wasser fällt, so kriecht der Jundiá, der ein echter Nachtfisch ist, nicht aus dem Quartier, denn er liebt das Licht ebenso wenig als der Uhu — aha! Sehen Sie? Da beißt schon einer.“

Wirklich zuckte die schwanke Angelgerte Frankes nach unten, schnell gab der erfahrene Fischer ein wenig nach; wieder ein Zucken, dann ein festes langes Ziehen nach unten.

„Nun aber heraus, Brüderchen!“ lachte Franke und riß die Angel nach oben. Die Schnur kam dem Bootsrande näher und ein weißblinkender Fisch plätscherte auf der Oberfläche hinterher und zappelte einen Moment später auf dem Boden des Kahnes.

„Ein ganz respektabler Herr!“ urteilte Franke: einen starken Jundiá warf er in den Fangeimer. Der Jundiá entspricht am meisten der deutschen Schleie, ist aber größer und ungemein zart und weiß im Fleische. Balduins Phantasie malte sich den Burschen schon auf dem Tische, blaugesotten im Kranze von Petersilienblättchen und mit klarer Butter übergossen.

„Hier kommt Gesellschaft!“ meinte Isidoro und zog einen ganz leidlichen Fisch.

Nun wäre die Reihe an Balduin gewesen. Wirklich zupfte es an seiner Angel — ein Ruck! und die leere Angel klapperte am Bootsrande.

„Zu früh, Herr Lehrer“, sagte Franke. Betrübt sah Balduin den Angelhaken an, der Köder war abgefressen, das genäschige Volk der Lambaris, Vettern des deutschen Stichlings, hatte den Angler genarrt. Isidoro steckte ein neues Stück Leber an den Haken, und wieder ging er zu Grunde.

„Hollah! Das muß aber ein Kerl sein! Komm, mein Junge!“ hub Isidoro nach einer Weile an und zog mit aller Kraft, daß die Angelrute sich bog wie eine Reitgerte. Ein außergewöhnlich großes Exemplar lag bei den übrigen. Auch Franke zog noch einige Fische, während Balduins Angel vergeblich lockte.

„Das ist der reine Boykott seitens der Fische gegen mich“, scherzte er, aber ein leiser Ärger überkam ihn doch.

„Nun denken Sie einmal nach“, frug Franke, „ist Ihnen auf dem Wege nach hier ein altes Weib begegnet oder eine Katze über den Weg gelaufen?“



Allerdings war Mutter Krügersch mit einer Last Grünfutter an Balduin vorbeigekeucht.

„Dann ist's kein Wunder, wenn Sie nichts fangen", sagte Franke, und der Schalk zuckte ihm um die Mundwinkel.

Balduin hatte wirkliches Pech an diesem Abend: manchen Cascudo hatte er schon mit dem Dreizack vom geröllbedeckten Boden der flachen Strömung am Wehr mit Franke gespießt, oft auch mit ihm allen Gesetzen der Obrigkeit zum Hohn eine Dynamitpatrone mit brennender Zündschnur in den Schwarm der ziehenden Dourados, der Lachse Brasiliens, geworfen, und so sein Gewissen mit einer Übertretung, seinen Tragkorb aber mit einer schweren Last des leckeren Fisches beschwert.

Da fiel vom Rande des Flusses etwas ins Wasser und trieb langsam dem Kahne zu, ein runder Kopf lugte neugierig im Dämmerlichte an der Oberfläche auf, gleichzeitig knallte ein Schuß: Isidoro ließ die rauchende Pistole sinken und spähte aufmerksam ins Wasser. Aber nichts kam zum Vorschein: Fischottern eilen meistens zum Grunde des Flusses, wenn sie nicht im Feuer an der Oberfläche verenden, beißen sich im Holz oder Wurzelwerk am Boden des Wassers fest und sterben ruhmlos zum Ärger des Schützen.

„Das Pulver konntest du sparen, Isidoro!, und wir können aufhören. Wo Fischottern einfallen, ist's mit der Angelei vorbei. Übrigens haben wir eine hinreichende Portion zum Mittagsmahl für morgen. Den großen Burschen nehmen Sie als Balsam für's zerrissene Herz mit, Herr Lehrer, aber lügen Sie nicht bei Frau Hanne, daß er sich an Ihrer Angel verblutet habe. Nun, Isidoro, fest in die Riemen gelegt!"

Der Kahn arbeitete stromauf, ein kühler Wind strich den Ruderern auf dem offenen Flusse entgegen, die Nebel hatten sich verzogen und die Sterne glitzerten und funkelten vom tiefdunkeln Nachthimmel herab. Der Kahn knirschte im Sande, Isidoro leuchtete dem Lehrer noch eine Strecke durch Mais-, Tabak- und Bohnenfelder, dann tauchten die Lichter des gastlichen Hellerschen Hauses auf, und Balduin entließ Isidoro mit Dank und Gute Nacht!

So verging der Sommer und die Erntezeit. Heftige Gewitter und Regentage setzten ein. So eine brasilianische Regenwoche ist etwas entsetzlich Langweiliges. Der Minuano pfiff nun schon mehrere Tage, daß der Rauch aus den Herden quoll, zähneklappernd hockte Balduin in dem leeren Schulzimmer, durch dessen Ritzen und Fugen der kalte Wind sich Wege suchte. Heute war Balduin ganz verlassen, denn der Wind ließ zwar nach, aber Regen setzte ein, erst fein, dann gröber, dann grob. Alle heimischen Bilder versagten da, Bindfadenregen, Muldengießen — alles matte Vergleiche, es war ein echt brasilianischer Landregen. Schwere Wolken lagen wie ungeheure

Hauben auf den Bergen, und in ungestörtem Gleichmaß sickerte es hernieder. Die Hühner saßen traurig in den Schuppen, die Pferde drängten sich ebenfalls unter das schützende Dach und dachten an ihre Verwandten auf dem öden Campo, die vor Kälte zitternd Schutz in dem Gebüsch suchen und im feuchtkalten Regen die nassen Halme rupfen. Nur das Volk der Gänse und Enten schnatterte am Bach in heller Freude.

Es war Balduin doch bald ungemütlich in seinen vier Wänden. Da fehlte das wärmende Öfchen doch recht sehr, auf den Schindeln des Daches sang der Regen seine einförmige Melodie, kein Schüler ließ sich blicken. Das kleine Volk saß daheim, zog von den Maiskolben die Strohhülle ab, hockte am flackernden Herdfeuer und hatte Regenferien.

Da trieb es auch Balduin unerbittlich hinaus. Mit heroischem Entschluß machte er sich auf den Weg, barfuß, die Beinkleider aufgekrempelt, einen aufgeschlitzten Sack als Regenmantel über den Kopf gezogen, watete er so schnell als möglich zu Michel, der ihn mit leisem Hohnlächeln empfing.

„So, da haben Sie auch mal unseren Regen kennen gelernt", lachte er, „den kannten Sie noch nicht."

Balduin, total durchnäßt, war allerdings wenig zum Scherzen aufgelegt. Als er aber trockene Kleider und warme Filzschuhe von Michel erhielt, brannte er vergnügt die Pfeife an und saß in guter Ruh mit unter dem Wagenschuppen, wo die Söhne ein fettes Schwein gemeuchelt hatten und abbrühten.

„Einen Trost haben wir noch bei dem Malefizwetter", begann Michel, „wenn es so fortregnet und der Rio steigt und über die Ufer tritt, da kommt uns das Wasser nicht ins Haus, wie's uns unten in der Löffelschneiz schon passiert ist. Da wohnte mein Vater, und ich weiß noch gut, wie wir alle ausrücken mußten und drei Tage im Walde unter Zeltplanen bei Regen und Kälte kampierten. Als wir zurückkehrten, waren Hühner und Schweine in der Flut umgekommen, weil wir vergessen hatten, die Ställe zu öffnen." —

Auch in der Löffelschneiz regnete es andauernd. Der Pfarrer saß in seiner Studierstube, paffte die lange Pfeife gedankenvoll und sprach: „Wenn bei dem Wetter in meiner lieben Gemeinde nichts passiert, wäre es ein Wunder. Aber ich kann darauf rechnen."

Da klatschte draußen schon jemand in die Hände.

„Unheil, nimm deinen Lauf", deklamierte der Pfarrer, „herein", rief er laut.

Da kam denn Hans Klaasen, der dicht am Rio Pardinho wohnte.

„Guten Dag, Herr Parr'!"

„Guten Tag, Klaasen, setzen Sie sich! Das ist ja ein miserables Wetter. Was bringen Sie denn an guter Nachricht?"

„Gutes han ich nit zu melde, Herr Parr', der alte Gottlieb Kratzer is dot."

„Der Kratzer, ganz hinten in der Pommernpikade?"

„Ja, der is dot. Der Gottlob Fürst und Wilm Kuholz sind zu mir über den Rio komme im Kanoe — zu reite is der Fluß nit mehr — der Herr Parr' soll morgen Nachmittag um zwei Uhr die Beerdigung tun."

„Aber das ist rein unmöglich, Klaasen, wie soll ich über das Wasser kommen?"

„Ja, ich weiß auch nit, die beiden Boten sind als schnell wieder zurückgefahre, weil schon Holz den Rio hinuntertreibt, da darf man morgen gar nit mehr dran denken, mit dem Kanoe zu fahren. Der Gottlob Fürst hat mich hergeschickt, und ich han seine Bestellung ausgerichtet."

„Ganz recht, Klaasen, da bleibt nichts anderes übrig, als daß die Leiche vorläufig eingesenkt wird, bis ich kommen kann. Denn ich kann ja beim besten Willen nicht über das Wasser, und eine Brücke haben wir ja nicht."

„Das han ich dem Gottlob auch gesagt, aber der meinte —" Klaasen stockte verlegen.

„Nur heraus damit, Klaasen, was meinte er?"

„Der sagte, der Pfaff sollt sehe, wie er 'rüberkäme, vor seinetwegen könnte er drüber fliege. Halte Sie's ihm zu gute, er is e grober Kerl un hat wohl schon wieder zu viel Cachaça getrunke, dem Fürst und dem Kuholz dürfe Sie nix übel nehme."

„Da hört denn doch verschiedenes auf!" entrüstete sich Hochwürden, „kurz, ich komme nicht eher, als bis ich ohne Lebensgefahr kommen kann."

Klaasen ging. Die Batatenschneizer waren eine aufrührerische Sekte. Erregt maß der Pfarrer sein Stüblein mit hastigen Schritten, er ahnte, daß er am Vorabende großer Ereignisse stehe.

„Die Bauern wollen einmal wieder den Streit vom Zaune brechen, gut! Ich werde ihnen zeigen, daß meine Gutmütigkeit auch ein Ende haben kann. Mag es kommen, wie es will!"

Der Pfarrer hatte richtig kalkuliert. Wie der Regen für Blücher an der Katzbach, so war er heute für Michel in der Batatenschneiz ein guter Bundesgenosse. Michel und seine Freunde hatten lange auf eine Gelegenheit gewartet, die kirchliche Gemeinschaft mit den Bewohnern der Löffelschneiz abzubrechen. Ein alter Streit lag da zu grunde. Als der jetzige Pfarrer eingeführt wurde und das baufällige Pfarrhaus von Grund auf renoviert werden mußte, hatten die Batatenschneizer beantragt, das Pfarrgrundstück zu verkaufen und ein neues Pfarrhaus näher an die Batatenschneiz zu bauen, da sie im Durchschnitt wenigstens anderthalbe Stunde zum Pfarrer in die Löffelschneiz zu reiten hatten. Die Löffelschneizer schlugen das aber ab, und

da die Batatenschneizer keinen geeigneten Mann hatten, der die Funktionen eines Pfarrers ausüben konnte, so mußten sie klein beigeben. Zwar der Musikant Braun bot sich den Batatenschneizern als Pfarrer an, aber so wenig die Bauern sonst gerade auf eine theologische Vorbildung sehen, sondern sehr oft irgend einen redegewandten Mann als Pfarrer anstellen, Braun hatte ihnen doch nicht gepaßt, seitdem er eine große Schlägerei gehabt hatte. Der alte Ärger um das Pfarrhaus aber war noch nicht vergessen, still hatte Michel das Feuer geschürt, denn jetzt konnte er seinen Genossen einen Kandidaten präsentieren: Balduin Zitz. Wurde Balduin Pfarrer, so kamen die Kirchenbeiträge auch der Schule zu gute, man schlug zwei Fliegen mit einer Klappe und den Löffelschneizern ein Schnippchen, die konnten ihren Pfarrer dann allein besolden. Das hatte Michel bei der Nachricht von Kratzers Tode schnell überlegt und forderte Balduin, dem er alles auseinandersetzte, auf: „So nu setzen Sie mal 'ne extra feine Rede auf für morgen. Der alte Kratzer is dot, der Parr' von unte kommt nit, da werde Sie die Rede halte. Nit gemuckst! Die Leute hier verlangen's, sonst könne Sie Ihr Bündel schnüre!"

Was sollte Balduin da machen? Wieder auf die Landstraße gesetzt werden? Da fügte er sich in sein Schicksal.

„Was Sie in der Red sagen solle, will ich Ihne ungefähr angebe", fuhr Michel fort, „der alte Kratzer war zwar e ganz schimmliger Geizkragen — das sage Sie nit, sage Sie: er war e sparsamer Mann. Gewuchert hat er, wo er konnt, sage Sie: er hat durch Umsicht und Klugheit das Seine vermehrt. Sei Weib und Kinn hat er oft krumm und lahm geschlage, wenn er im Rausch war, da sage Sie: er hielt auf Zucht und Ordnung. So wollen es die Baure han! Dann mache Sie die Weibsleut alle zu flenne, alle müsse dat Taschetuch ziehe!"

Darauf ging Michel hinaus in die Küche, rieb sich vergnügt die Hände und dachte: „Das hätte mer als wieder fein eingefädelt. Die Freunde in der Löffelschneiz werde sich schön fuchse!"

Der folgende Tag kam. Balduin, von Michel geleitet, erschien im Trauerhause, um seine erste Funktion als neuer Pfarrer der Batatenschneiz zu verrichten. Zunächst erhub sich ein großes Kaffeetrinken und Kuchenessen, und Balduin hatte Muße, zu konstatieren, daß die Pietät gegen den Toten eine tiefgehende sein müsse, wollte er aus den vertilgten Quantitäten darauf schließen. Michel allerdings in seiner derben Manier flüsterte ihm zu:

„Sehn Sie, der Schluckfritz und der Happenkarl fehlen auf keiner Leich', das sind die reine Geier, die reite e halben Tag, um sich den Ranze voll Kuchen zu stopfe."

Im Hintergrunde glaubte Balduin verstohlen eine Schnapsflasche kreisen zu sehen — dann ging's zum Grabe.

Balduin tat sein Möglichstes, um „Furcht und Mitleid" zu erregen, und hätte man seine Lobrede durch zehn geteilt, so wäre noch genug Tugendglanz geblieben, um das verblichene Haupt Kratzers mit einem soliden Heiligenschein zu umgeben. Reden konnte Balduin, das mußte ihm der Neid lassen. Die leidtragende Witwe aber gab ihrem Lobe einen eigenartigen Ausdruck: „'S ist ein Glück, daß der Kratzer seine Leichenrede nicht hören konnte, da wäre er noch stolzer und grober geworden!" —

Der neue Pfarrbund in der Batatenschneiz wurde feierlich in der Venda besiegelt, und begeistert ritten alle Kolonisten heim. Nur Fritz Dettmann wollte nicht mittun, denn er ging immer seine eigenen Wege. —

An einem Freitag hatte der Pfarrer Balduin Zitz die erste Trauung zu vollziehen, Karl Weibert in der Pommernpikade heiratete sein Nachbarstöchterlein Anna Katharina Schulz. Natürlich war die Hochzeit an einem Freitag, wie der Pommer es will.

Hochwürden Balduin ritt mit Michel und dessen Familie zur Hochzeit, nachdem die Trauung in der Kirche vollzogen war und Balduin eine schöne Rede gehalten hatte. Schon am Tore begrüßte die Musik die einreitenden Gäste, rechts und links feuerten halbwüchsige Burschen ihre Pistolen ab, daß Balduins Brauner gewaltig bockte und seinen Reiter um ein Haar auf den Boden gesetzt hätte. Den Unfug des Schießens beschloß Balduin in der nächsten Sonntagspredigt heftig zu rügen. Der Herr Pfarrer wurde natürlich mit allen Ehren empfangen, doch erregte es Anstoß, daß der Hochzeitsvater ihm auch eine Flasche zum Willkommen reichte, die Balduin natürlich ablehnte. Im Stillen dachte er: Ländlich — schändlich!

Nach der herrschenden Sitte mußte der Pfarrer am Tische der Brautleute speisen, obwohl Balduin lieber Röschens Nachbar gewesen wäre. So nahm er an der Seite des Bräutigams Platz, der vor Freude strahlte, und die „Brautdiener" in langen weißen Schürzen, mit Sträußchen in den Knopflöchern, natürlich mit dem Hut auf dem Kopf und der Zigarre hinter dem Ohr, tischten wacker auf. Da gab es Hühner in klarer Brühe, Schweinsschinken und Ochsenbraten, Gänse und Puter, Gemüse, Nudeln und Pfirsiche, welche die Backpflaumen ersetzen müssen, und zum Schluß erschien der obligate Milchreis, mit Zucker und Zimt bestreut. Dazu schenkte man an dem Brauttische süßen Wein, angeblich Portwein, offenbar aber ein schwerer Kunstwein. Die übrigen Gäste tranken Bier, und Balduin hätte gern statt der süßen Mischung, die man Wein nannte, einen kühlen Schoppen genossen, aber Michel hatte ihm gesagt: „Sie trinken Wein; Wein ist geistlich bei der Hochzeit, Bier nit".

Nach langem Wirken wurde die Tafel aufgehoben, die Tische aus der Stube gebracht, die Alten saßen in der Veranda und draußen auf dem Hofe und tranken tüchtig, spielten Karte oder erzählten. Die Mädchen und Frauen prangten als schöner Blütenkranz drinnen auf den Bänken an der Wand, kleine Sprößlinge wurden im Schlafzimmer auf die Betten gelegt, und der zweite und Hauptteil des Freudenfestes begann, ein wonnesamer Reigen, der als ein echter Hochzeitsreigen die ganze Nacht hindurchdauern muß. Um Mitternacht wurde Kaffee und Kuchen aufgetragen, etwas pausiert, und der Tanz wurde fortgesetzt.

Zum zweiten Male empfand Balduin die Bürde des neuen Amtes; denn Michel belehrte ihn: „Tanzen ist nit geistlich, aber zusehen dürfen Sie".

Diese Auffassung von den Pflichten eines Pfarrherrn entsprach natürlich der Anschauung der Gemeinde, denn Michel war stets das Sprachrohr der letzteren. Gelangweilt dachte Balduin schon an die Heimkehr, aber Michel litt nicht, daß er schon so früh aufbreche: „Setzen Sie sich mal bei uns Alte!" und Balduin nahm als „lahmes, zahmes Gast" an der Tafel der Alten Platz. Da wandte sich denn bald der alte Fehrling an ihn mit der Frage, ob er Soldat gewesen sei, was Balduin bejahen konnte, denn er hatte bei den Maikäfern sein Jahr gestanden. Das war denn Stoff genug zu einem eingehenden Gespräch. Fehrling war ein „alter Brummer", und der Alte in steifen Vatermördern und schwarzer Binde hatte die preußische „Sechs" noch so vorschriftsmäßig nach vorn gekämmt, daß man ihm den ehemaligen Füsilier von weitem ansah. Da gab es denn ein Fragen und Erzählen, und Fehrling bekam Respekt vor dem Pfarrer, als er hörte, daß dieser Unteroffizier bei der Garde gewesen sei, denn er selbst hatte es nur bis zum „Putzkameraden" gebracht.

„Na, denn Prosit, Herr Unteroffizier", trank er Balduin zu, und der nahm an und tat einen langen Zug des süßen Weines, in dem Zucker und Sprit eine süße Glut erzeugt hatten. Wie Feuer rann der Wein durch die Adern Balduins, er schaute Michel fragend an. Der nickte aber: „Immer trinken Sie nur; Wein ist geistlich."

Da bot auch ein anderer Tischnachbar dem munter werdenden Pfarrherrn die Hand und stellte sich als Kamerad vor. Der erzählte von Düppel und Alsen, von Friedrich Karl und Wrangel, und schwur, der erste Streiter, der auf Alsen aus dem Boot an Land gestürmt, sei er gewesen, Niklas Stramm. Natürlich hatte er alle Orden und Ehrenzeichen gewonnen, die einem tapferen Kriegsmann zustehen, und Moltke hatte ihm selbst die Hand einmal gedrückt, als er sieben „tappere Landsoldaten" gefangen einbrachte, und gesagt: „Brav gemacht, mein Sohn!"

Balduin schaute fast ehrfurchtsvoll einen so tapferen Kriegsmann an,

aber Fehrling nahm ihn beiseite und belehrte ihn: „Der Niklas Stramm lügt wie gedruckt: der ist hier in der Batatenschneiz großgeworden. Das, was er Ihnen vormacht, hat er Sonntags in meinen Büchern gelesen und von mir gehört. Alle Fremden hat er damit so oft angelogen, daß er nun selber daran glaubt".

Balduin beschloß, den Fall Stramm als schätzbares Material für die kommende Predigt zu verwerten, und trank vor Entrüstung einen großen Schoppen Wein.

Aus dem großen Zimmer drangen die lieblichen Hochzeitsklänge. Zwar Trompete und Klarinette harmonierten nicht ganz, doch die Ohren in der Batatenschneiz waren noch nicht verwöhnt, und die große Trommel deckte alle Schäden zu. Bum! Bum! Zink! Zink! ging es auf dem Kalbfell und den Becken, die Fritz Simpel bearbeitete, denn der Paukenschläger wollte doch auch einmal tanzen.

Balduin benutzte eine kleine Pause, in der man den Boden fegte und mit Wasser sprengte, um den Musikmeister zu interpellieren, warum er nur Blasmusik mache, aber keine Geige, Cello oder Holzbaß führe.

„Ja, mein lieber Herr", lachte der Meister Friedel, „die Instrumente haben wir auch, aber für Hochzeiten in der Pommernpikade kann man die nicht benutzen. Denn wenn dies Volk erst einmal richtig toll wird, so gegen drei Uhr nachts, da möchte einmal Wilm Kuhholz meine schöne Geige dem Gottlob Fürst auf dem Kopfe zerschlagen."

Im selben Augenblicke gab es in der Veranda einen kleinen Auflauf: Gottlieb Scheel hatte beim Solospiel eine gehörige Maulschelle erwischt, weil er Adam Peters in die Karten sah. Da setzte die Musik schnell mit einem neuen Walzer ein, damit die kleine Soloszene vertuscht würde, und die junge Welt eilte schnell auf den Tanzboden. Auch Balduin hätte gern einmal getanzt. Das war ja doch eigentlich keine Sünde! kalkulierte er, auch der König David hatte ja vor der Bundeslade getanzt. Er sah gerade Röschen im weißen Kleide vorbeieilen, da erhaschte er sie bei der Hand, und ehe Michel es verhindern konnte, schwebte er mit ihr strahlend vor Freude im wonnigen Reigen dahin.

Michel stand zornig an der Tür, die rundliche Frau Hanne ahnte wohl die Gefahr, die für Balduin heraufzog. Klug, wie nun Frauen einmal sind, suchte sie den Eheherrn zu beruhigen. „Das muß man doch sagen, der Herr Parr' is e feiner Mann, der weiß, daß es Anstand is, einmal mit der Tochter vom Haus zu tanzen".

Aber Michels Sinn für die Ordnung der Stände blieb trotz der Beschönigung Hannes unbestechlich, und als das Paar vom Tanz zurückkam, da griff Michel bestimmt sein Töchterlein beim Arm und kommandierte:

„Auf der Stell' die Gäul' geholt, un denn alle heim! Wenn Sie noch eppes tanzen wolle, Herr Pastor", meinte er ironisch, „so könne Sie ja noch bleibe. Aber das End' trägt die Last!"

Balduin war ganz konsterniert: er hatte eine kolossale Dummheit gemacht, das spürte er am Benehmen seines Schutzpatrons Michel. Sachte stahl er sich weg, wie der Pudel aus der Milchkammer, bestieg sein edles Roß und trottete durch die Finsternis mit trübem Sinn der Heimat zu. Vergeblich strengte er seine Augen an, um die weiße Bluse Röschens wie einen Leitstern in dunkler Nacht zu finden. Urplötzlich aber wurde es hell vor seinen Augen, die Funken tanzten ihm vor dem Gesicht, wie Raketen am Nachthimmel. Zugleich erkannte er die lange Gestalt des Schlackerphilipp und fühlte einen kräftigen Hieb über die Schulterblätter. Da wallte Balduin aber auch das Blut, er kehrte den schweren Peitschenstiel um und bearbeitete in nichts weniger denn pastoraler Sanftmut den nächtlichen Freund am Wegesrande. Der brüllte denn auch nicht schlecht und kroch schleunigst in die Hecken.

Am anderen Morgen wurde der alte Tillmann zum Schlackerphilipp gerufen, um die Beulen und Schrammen auf Philipps edlem Haupte zu pflastern und zu salben.

„Und die Dinger sollen vom Fallen in die Dornen kommen? Mein Jung, ich will nicht hoffen, daß du mit Lügen umgehst, aber sie stammen vom Relhostiel. Das ist meine Meinung. Und nun halt's Maul, sonst kommt's Gericht und legt dir noch ein teures Pflaster auf — ich kriege man einen Patacão."

Balduin erkannte am anderen Morgen im Spiegel, daß er bei der ganzen Affaire mit einem blauen Auge davon gekommen sei. Ein schwerer moralischer Kater hatte ihn übermannt. Seine Zunge war bleischwer und trocken, das Auge geschwollen, das Haar glich einem Walde von Stecknadeln, darunter hatte er ein Gefühl, als halte die wilde Jagd Manöver ab und die Regimentsmusik sitze in den Schläfen und pauke lustig darauf los. An Unterricht war natürlich nicht zu denken. Aber gegen zehn Uhr kam eine Deputation seiner lieben Pfarrkinder, bestehend aus Michel, Fröhlich, Herrn Spanitz und Gottlob Fürst. Die kamen denn mit feierlichen Mienen herein und begannen als Vertreter der Gemeinde einen langen Redeaktus. Fröhlich sprach besonders höhnisch: da sehe man, wohin es führe, wenn man den Schulmeister zu üppig halte! Herr Spanitz wollte anscheinend eine lange Expektoration vom Stapel lassen, die ihm seine Tante Karoline, eine alte fromme Jungfer und gewaltige Klatschbase, wahrscheinlich einstudiert hatte, wurde aber durch Balduins blau unterlaufenes Auge so aus dem Konzept gebracht, daß er zurücktrat und Gottlob Fürst als Generalredner vor Schluß

der Debatte vorschob. Gottlob war, wie so oft, bei der Heimkehr gestern vom Esel gestürzt und hatte den Rest der Nacht friedlich am Wegesrande geschlummert. Trotzdem hielt er eine lange Rede über den Fluch des Alkohols und des Tanzens für die Geistlichkeit und schloß mit der Erklärung, daß man tiefbetrübt und hochwütend über Balduins Benehmen sei und ihn von Rechts wegen von seinem Amte suspendieren müsse. In Anbetracht seiner früheren Verdienste habe man aber beschlossen, ihm eine Besserungsfrist von einem halben Jahre zu bewilligen — allerdings bei halbem Sold.

Balduin hatte hier wieder ein Beispiel für die alte Wahrheit, daß der Bauer aus allerlei Häuten Riemen zu schneiden weiß. Fröhlich aber hüpfte das Herz vor Freude, daß er nun das lernbegierige Zwillingspaar für einen einzigen Milreis zur Schule schicken könne. Jedoch Balduins Antwort zerstörte seine Kreise. Er hatte geduldig zugehört, nun aber bot er Michel die Hand: „Ihnen, Michel, vielen Dank für alles Gute, das Sie mir erwiesen haben; ihr anderen aber könnt mir allesamt gewogen bleiben".

Damit machte er Kehrt und warf die Tür seiner Kemenate dröhnend hinter sich ins Schloß.

„Das han ich gar nit anders erwartet", sagte Michel, die übrigen schauten sich aber ganz verdutzt an, und selbst Gottlob war ganz erstaunt und wußte nichts zu sagen als: „Gott soll mir 'n Taler schenken!"

Balduins Entschluß, das Amt in der Batatenschneiz niederzulegen, rief wiederum einen gewaltigen Sturm hervor, die kleinen Windstöße und Niederschläge in Michels Hause nicht gerechnet, wo die Hausehre brummte und Röschens schöne Augen verdächtig feucht waren. Michel tat es im Stillen leid, daß der Freund gehe; er suchte ihn umzustimmen, aber Balduin blieb fest: „Das war auf die Dauer doch nichts für mich. Ich werde einen anderen Weg einschlagen, um mich emporzubringen."

Dann nahm er Abschied, öffentlich von Michel, Hanne und den Söhnen, heimlich von Röschen, welche bedeutend getrösteter darnach aussah. — —

Zwei Jahre waren ins Land gegangen, seit Balduin nach jenem denkwürdigen Morgen den Staub der undankbaren Batatenschneiz von den Füßen geschüttelt hatte — zu seinem Heile, wie er jetzt einsah, denn morgen sollte er als Musterreiter auf seine erste Tour gehen. Damals hatte er zunächst Herrn Deutelmann um Rat gefragt; der aber zog die Schultern hoch und wußte nichts Reelles.

So wanderte er denn wieder nach Porto Alegre, und hier glückte es ihm, unterzukommen. Zunächst allerdings wurde er nur Arbeiter im Lagerraum, dann aber rückte er schnell auf, lernte Waren kennen, portugiesisch sprechen wie ein Bleifuß, und schließlich betraute ihn sein Chef mit der Vertretung seines Hauses in den deutschen Kolonien.

So saß er in gehobener Stimmung im Musterreiterklub. Ein älterer Kollege, Herr Oelmann, wandte sich an ihn: „Darf ich fragen, Herr Kollege, wo Sie früher im Lande waren?"

Statt Balduins antwortete Herr Nimm, mit dem er am folgenden Tage reisen wollte:

„Wo soll er gesteckt haben? Natürlich hat er die alte Carriere gemacht, Flaschen spülen, Schule halten, Lager und Kontor in Porto Alegre. Nur eine kleine Einlage hat er sich geleistet: er war auch Pfarrer in der Batatenschneiz."

„Allerhand Achtung!" sagte Oelmann.

Von allen Seiten wurden ihm gute Ratschläge gegeben.

„Wenn Sie nun morgen auf Reisen gehen", belehrte ihn Kollege Förster, „so machen Sie es nur wie der Kollege Oelmann, der sieht so harmlos und unschuldig aus, wie eine weißgewaschene Ehrenjungfer, aber er hat es faustdick hinter den Ohren; ruhig, Oelmann! — Sie haben gewiß schon von jenen großen Schlangen gelesen, die wie Baumstämme im Wege liegen. Kommt nun ein harmloser Wanderer und läßt sich darauf nieder, um sein Frühstück zu verzehren, so richtet sich das Ungetüm auf, und mit Entsetzen und mit Grauen wird der Wanderer seines Irrtums gewahr. Just so macht es Oelmann. Der legt sich auch gemächlich in den Pikaden vor Anker — aber wehe dem Kunden, der ihm nahe kommt — er umstrickt ihn mit sanfter Gewalt und läßt ihn nur gegen ein hohes Lösegeld in Gestalt eines Riesenauftrags los. Oelmann führt seinen Namen aber in andrer Beziehung mit Recht. Wenn er seinem Kunden die tiefsten Wunden geschlagen hat, daß dieser stöhnend die Riesennota durchgeht und seiner baldigen Auflösung entgegensieht, so versteht er es, Öl in die Wunden zu gießen. Da faltet er die Hände über den länglichen Leib, schlägt die Augen gen Himmel, hält eine lange und erbauliche Rede vom sinkenden Kurs, Aussicht auf bessere Zeiten — klopft den Kunden noch ein paar Male auf die gebeugten Schultern und zieht in Frieden seines Wegs. Dieses Rezept lassen Sie sich einmal vormachen, Herr Zitz, das ist prima, feinste Sorte. Ich glaube immer, Oelmann ist auch einmal Pfarrer gewesen; woher sollte er sonst die schönen Reden haben? Also geschäftlich sei er Ihnen ein Vorbild, besonders beim Inkasso! Während er sonst die reine Friedenstaube mit dem Ölblatt ist, wird er zu einem wahren Henker, wenn ein Kunde nur von fern Anwandlungen von Ohnmacht im Zahlen merken läßt. Da kniet er sich auf ihn, knebelt ihn mit Kontokorrent, stranguliert ihn mit Prozenten, zeigt ein Herz von Kiesel, und Robespierre war ein harmloser Schoßhund gegen Oelmann."

„Nun ist's aber genug, Förster!" protestierte der Gefoppte, „gehen wir lieber zu einem soliden Skat über!"

„Jawohl", bestätigte Nimm, „spielen wir zum Abschied noch einen Ramsch um eine kleine Bowle — immer 'raus mit den kalten Katzen!" — —

Am anderen Abend stand Balduin wieder an Bord des Dampfers, der den Jacuhy hinauffuhr, und dachte an seine erste Fahrt. Mit frischem Mute und tausend Hoffnungen eilte er in ein neues Leben hinein, zwar in alte bekannte Gegenden, aber in neue und bessere Verhältnisse als einst. Nur eine Erinnerung hatte er treu bewahrt aus jenen Zeiten: Röschens Bild, das zwischen manchem Brief in seiner Carteira steckte. —

Es war eine helle, schöne Nacht. Pustend und schnaubend rauschte der Raddampfer den breiten Strom hinauf, aus dem Kamin flogen glimmende Aschenteilchen im scharfen Luftzuge von den lodernden Holzfeuern der Maschine wie eine versprühende Rakete, und ein Passagier, der im Mondlichte auf Deck die schillernde Furche des Kielwassers bewunderte, die wie eine glänzende Schlange sich auf der breiten Flut hinzog, schimpfte abscheulich und fluchte, denn die niederfallenden Funken hatten ihm die umgehängte neue Seidenpalla versengt.

Balduin aber stand an der Seite und mied das Achterdeck mit seinem Funkengestöber, der Abendwind strich ihm um die Stirn, die sprühenden Schaumperlen glitzerten an den rastlos arbeitenden Schaufelrädern, wie gespenstige Schatten glitten Busch und Wald an den Ufern vorüber. Majestätisch zogen die ewigen Gestirne ihre Himmelsbahnen, der Canopus in flackerndem Licht, das funkelnde Kreuz, das strahlende Dreigestirn des Orion.



Straße in einem Kolonistenstädtchen.

Achtes Kapitel.

Die Musterreiter.

In Santa Izabel schlug es fünf Uhr nachmittags, als die Passagierwagen, welche täglich den einige Meilen abgelegenen Bahnhof der Uruguayanabahn aufsuchten, heimrasselten. Peitschenknallend hielt der erste Fuhrherr vor dem Hotel do Commercio, dem Absteigequartier aller Musterreiter, welche die deutsche Kolonie mit ihrer Gegenwart beehrten und beglückten. Zwei Herren hockten auf dem ziemlich schmalen Sitzbrette hinter dem Fuhrmann, hinter ihnen waren die ledernen Musterkoffer, die malas, aufgestapelt.

Der Wirt, wie stets in großer Empfangstoilette, nämlich Hosen und Hemdärmeln, machte die Honneurs des Hauses, während der Hausknecht in kaffeebrauner Naturlivree das Gepäck der Gäste ablud.

„Guten Tag, Herr Nimm! — Guten Tag, Herr — —?"

„Zitz", ergänzte der Gefragte.

„Sehr angenehm! Willkommen, Herr Zitz! Bitte, näher zu treten!"

Gegen neue Gäste war Herr Kneifer, der Gastwirt zu Santa Izabel, sehr höflich, schon der Konkurrenz wegen, welche in letzter Zeit ihre Netze

nach den Herren Musterreitern auswarf, deren Bewirtung Herr Kneifer aber als eine Art Monopol ansah.

„Nun halten Sie sich nicht zu lange mit der Vorrede auf, Kneifer", mahnte Herr Nimm, ein untersetzter starker Mann, indem er den breitkrempigen Strohhut abnahm und dabei seine Denkerstirn zeigte, welche ziemlich bis zum Nacken reichte. Damit lotste er den neuen Kollegen Balduin Zitz, Vertreter des Hauses Hascher & Cia, Seccos e Molhados, Porto Alegre, in das gastliche Lokal.

„Kneifer, schnell etwas zu essen! Ein hungriger Wolf ist ein gesättigter Schlemmer gegen mich", kommandierte Nimm.

„Zu dienen, sim, senhor! Was befehlen die Herren? He, João, Speisekarte!"

„Keine Neuerungen, Kneifer! Seit wann haben Sie denn solchen modernen Futterkatalog? Mir schwant Unheil — da werden Sie auch wohl die Preise modernisiert haben! Lassen Sie's nur bei der alten Leier: Beef, Bohnen, Reis, Kaffee, Brot und ranzige Butter; vielleicht Sonntags junges dreijähriges Huhn!"

„Aber, Herr Nimm! Sie werden doch nicht — was soll der neue Herr Vertreter denken? Mein Renommee —"

„Na, seien Sie so gut! Verschwinden Sie mal zunächst von der Bildfläche und weisen Sie uns mal einen Unterschlupf an, aber nicht den Mosquitozirkus und die Bleikammern unter dem Dache!"

Kneifer trollte sich brummend von dannen. Balduin schaute seinen Companheiro etwas überrascht an, der Ton war ihm neu.

„Sie müssen erst lernen, mit den Herbergsvätern umzugehen", belehrte ihn Nimm, „da müssen Sie von vornherein kräftig aufmucken, sonst sind Sie der Gelackmeierte. Wenn Sie nachher Ihre Rechnung studieren, sind Sie erstaunt über alle Hochgenüsse und ihre Preise. Da heißt's, selbst fordern und bestimmen! Sie wissen ja, was Goethe sagt: Nur die Lumpe sind bescheiden."

Nach einer halben Stunde saßen die beiden Reisenden beim Kaffee und der Palhazigarette. Das Diner war genau so gewesen, wie Nimm prophezeit hatte, nur erklärte er das junge Huhn für einen betagten Hahnen.

„Kneifer", rief er jetzt, „wer von den lieben Konkurrenten wanzt denn noch hier umher?"

„Herr Schrauber und Herr Zwacker sind seit gestern hier."

„Ach, du mein Österreich! Mein zerbrochenes Saitenspiel!" jammerte Nimm in komischer Verzweiflung, „Schrauber ist hier? Ich denke, der wandelt in Cima da Serra auf dem Kriegspfade? Zwacker lasse ich mir noch läuten, der ist kein Konkurrent für mich — aber Schrauber? Wehe dir, mein Fazendakoffer!"

Herr Nimm klärte den verständnislosen Kollegen über die Ursache seines namenlosen Jammers auf.

„Sehen Sie, Schrauber ist mein schlimmster Konkurrent. Ahnt er nur von ferne, daß ich auf Tour gehe, so ist er gewiß schon einen Tag vorher dieselbe Straße geritten. Regnet's, daß man keinen Hund vor die Tür jagt, so hängt Schrauber gewiß seinen Waterproof um und gondelt los. Er riskiert die tiefsten Schlammlöcher, und wenn wir hier in der Herberge einen verlängerten Männerskat drehen, dreht er den Vendeiros seinen Schundkram an; gegen meine Ware ist sein Kram natürlich Schund! Da hat's mich doch kannibalisch gefreut, daß er letzthin in der Prozent-Pikade bei Michel Dümmling mit ungefähr zehn Contos de Reis hineingesaust ist. Im Musterreiterklub hat ein poetischer Freund ihm einen Glückwunsch überreicht, in den lieben Lauten der Hunsrücker Mundart verbrochen. Wenn es Ihnen Vergnügen macht —"

„Bitte sehr", erklärte Balduin, und Nimm holte aus seiner Carteira ein kleines Manuskript hervor:

„Hören Sie:

Gutes Geschäft oder Eine Pechincha.

Frei nach Goethe.

Unter Pechincha verstehen wir hier nämlich ein hervorragend einträgliches Geschäft, so eine Art Haupttreffer. Also:

Wer reit' lo dorch Storm un Wettergeriesel?
Das is der Schrauber auf seime Isel.
Der Hut is gebunne fest unner dem Kinne,
Der Musterranze bammelt ihm hinne.

„Freund Michel, was machst für ein banges Gesicht?"
„„Sein Sie's wahrhaftig? Ich glaabten es nich!
„„Der Schrauber wirklich mit Mala un Ranze?
[„„Das is lo die reine Pikadewanze!""]

„Mein lieber Freund mach' Platz mal hier!
„Die schönsten Muster zeige ich dir:
„Algodão, Riscado und Druckkattun —"
„„Laaßen Se zu! Was soll 'ch mit dem Krempel lo tun?""

Dau, Vadder! raunt Mutter, loß's Hannele sein!
Der Schrauber seift dich e sunst jämmerlich ein.
„„Halt dei Mund un scher' dich rein in dei Kich',
„„De Schrauber kenn' ich un seine Schlich!""

„Willst, lieber Freund, du das Neueste sehn?
„Hier hochfeine Ponchos und Kasemir schön,
„Korsetts und bunte Strümpf' zum Präsent —
„Bei Barzahlung zehn Prozent Abatiment."

Dau, Vadder! raunt Mutter, loß ja dich nit schnappe,
Du hast noch genug an de Meier ze berappe!
„Still!" murmelt Herr Michel, „un schwätze mer nit!
„So'n Mann als wie eich, der hat je Kredit."

Der Michel kauft und Herr Schrauber notiert,
Drei Monate drauf hat der Michel falliert.
Herr Schrauber hört es: „Sie fassen ihn an!
Sie gehn ihm an seine Venda heran!"

Herrn Schrauber grauset's, er steigt auf die Mule,
Ihm ist's um zehn Contos am Herzen so schwule,
Er tät im Galoppe „zer Venda reite",
Er kam, sagt bom dia! — Der Michel war pleite!"

„Boshaft genug", erklärte Balduin.

Nach dem Kaffee gingen die Reisenden daran, einen guten Peão für Zitz zu engagieren. Kneiser führte ihnen zwei Neger zur Auswahl vor. Der eine, der „schwarze Emil", hatte den Vorzug, deutsch zu sprechen, und Balduin war daher geneigt, ihm seine Stimme zu geben. Dagegen protestierte aber Adriano, der andere Dunkelmann, indem er alle eigenen Vorzüge in das hellste Licht stellte, den schwarzen Emil aber nach Kräften herunterriß. Da aber richtete sich Emilio in seiner ganzen Würde auf, setzte sich in Positur, maß den Stammesbruder von oben herab mit souveränen Blicken und schnitt ihm alle Gegenrede mit folgenden gewichtigen Worten ab:


Reisetracht.

„Cala bocca, compadre! Tu es um negro, um charuto! Eu sou cidadão! Halte den Mund, Gevatter, du bist ein tabakbrauner Neger, ich aber ein Bürger!"

Da verstummte Adriano, und Emil, der Bürger der Republik Brasilien, stieg siegreich aus der Urne empor.

„Wenn das Wetter sich hält, reiten wir morgen früh um sechs Uhr nach Santa Dorothea! Du kannst Reittiere besorgen, Emilio!"

Herr Kneifer empfahl seine Rasseesel. Nimm lächelte eigentümlich und kniff ein Auge zu.

Als der neugemietе Peão gegangen war, belehrte Nimm den Kollegen über die Behandlung der Farbigen:

„Sie müssen streng darauf halten, daß jeder Ihrer Befehle prompt ausgeführt wird. Die Neger, von Natur faul, werden gute Arbeiter, wenn sie energische Herren haben. Wenn man ihnen eine Zigarre schenkt, müssen sie immer das Gefühl haben, daß dieselbe Hand, die eine Zigarre spendiert, auch nötigenfalls eine kräftige Maulschelle in der Manschette parat hält. Es ist nämlich eine große Gefühlsduselei, wenn immer in jedem Farbigen ein mißhandelter Engel gesehen wird, den man von Rechts wegen nur mit Handschuhen anfassen dürfte, aber sie sind eine raffinierte Sekte, die mit Energie aus dem natürlichen Phlegma aufgerüttelt werden muß. Der echte tiefdunkle Neger ist nun meistens gutmütiger Natur, aber ein ganz hinterlistiger Geselle ist der Mulatte. Hüten Sie sich also immer vor den gelben Hallunken, deren Frechheit wir in den Zeiten der Revolution kennen gelernt haben."

Zur Abendtafel tauchten denn auch Herr Schrauber und Herr Zwacker auf. Der gefürchtete Schrauber entpuppte sich als ein durchaus liebenswürdiger Charakter, an dem Balduin Gefallen fand. Zwacker war ein Veteran unter den Musterreitern, er reiste in Eisen, kam seit langen Jahren und war wegen seiner drolligen Einfälle beliebt bei Alt und Jung.

„Man muß den Kunden die hohen Preise ein wenig überzuckern", war sein Prinzip.

Die drei Kollegen Nimm, Zwacker und Balduin wandelten abends noch zum Skat in den Klub Germania, Schrauber aber trank eine Flasche Sodawasser, studierte noch ein wenig in seinem Preiskourant und ging zu Bett.

Als Balduin mit seinen Genossen um Mitternacht heimkehrte, war Nimm sehr fidel, schlug noch ein Glas Portwein „zum Zuspitzen" vor, Zwacker aber redete nur noch in Versen, er war von seinem Genius beseelt; kein Wunder, denn er hatte wenigstens ein Dutzend Bavariabräu im Klub mit dem Doktor des Städtleins verhaftet oder, wie er sagte, „unschädlich gemacht und ausgerottet". Balduin protestierte gegen den Portwein, worauf Nimm ihm warnend riet: „Benutzen Sie die Gelegenheit, junger Mann! Sie werden noch lange in den Pikaden sich vergeblich nach einem solchen Schlaftränklein umschauen!"

Balduin aber blieb fest und wallte Herrn Kneifer nach, der mit dem Lichte voranschritt.

Pünktlich sechs Uhr morgens meldete Emilio, daß alles fertig zum Aufbruch sei. Indessen erlitt das Programm für die Eröffnungstour eine Ver-

zögerung dadurch, daß der brave Nimm noch eine Stunde brauchte, um seinen Kater in Sodawasser zu ertränken.

„Kneifer", stöhnte er, „daran ist nur Ihr erbärmlicher Portwein schuld. Was für ein schreckliches Rattengift ist das wieder!"

„Ein Weinchen, mit vieler Kunst erzeugt", ulkte Zwacker, „Schwefelsäure, Sirup und Spiritus haben bei seiner Taufe Gevatter gestanden."

Nimm stöhnte aufs neue. Da wandte Zwacker seinen letzten Trick an, er frug nach Schrauber.

„Herr Schrauber ist bereits vor einer Stunde nach Santa Dorothea geritten", meldete Kneifer.

„Heiliger Brahma!" stöhnte Nimm, „da hilft's nichts! Allons! Klabastert op de Beester, sagt der Holländer, noch nit, aber nu!"

Damit saß er im Sattel seines Grautiers, das schon manchen Sturm erlebt hatte.

Emil voraus, die Musterreiter hinterdrein, so trabte die kleine Kavalkade in den Morgen hinein. Heute hatten sie die Kriegstracht angelegt, den breiten Hut mit dem Kinnband, die leichte Palla gegen Sonne und Staub um die Schultern, die weiten Stiefel mit großen Sporen, den Gürtel mit Messer und Revolver, den aufgerollten Regenponcho auf der Garupa des Sattels.

Die Rasseesel, welche Balduin für sich und seinen Peão gemietet hatte, erwiesen sich als Spezialitäten. Der Langohr Emils führte beim Abritt zur Probe ein kleines en avant deux auf. Er bockte erst ein wenig, um dann den Zaum zwischen die Zähne zu nehmen und eine Strecke durchzugehen. Als aber sein schwarzer Reiter oben blieb, ihm den Relho gehörig zu kosten gab und die großen Radsporen einsetzte, ihn ein paarmal im Galopp umwenden ließ, legte sich die wilde Gewalt, und „Isaak" ließ die Ohren hängen, um fein säuberlich voranzutraben.

Balduin wurde es beim Anblick dieses Reiterstückleins etwas beklommen zu Mute, er schaute mißtrauisch auf das eigene Rassetier. Aber Zwacker beruhigte ihn:

„Keine Angst, Kollege! Der ist sanft, der alte Herr ist schon in gesetzten Jahren. Sollte er aber besondere Einfälle bekommen, so achten Sie immer darauf, daß Sie dem Esel zwischen den Ohren hindurchsehen, solange bleiben Sie nämlich im Sattel."

Balduin beschloß, sich den Rat eines erfahrenen Mannes zu merken. Nur Nimm meinte: „Aber, Kollege Zwacker, der Witz ist nun bald überreif! Knobeln Sie wenigstens einen neuen aus!"

Ein halbes Stündchen war man geritten, unter hohen Weidenbäumen winkte die Brauerei von Adam Hofmann. Balduins Esel stand wie an-



Ochsenkarrete.

gewurzelt, sein Herr wagte einen zaghaften Sporenstoß — der Esel rührte sich nicht. Nimm hatte es eilig und riet:

„Hauen Sie dem Kerl die Peitsche ordentlich über! Den reitet gewöhnlich der Kollege Fäßle vom Hause Mischer & Cia, Hopfen, Malz und Hausenblase — da ist der Esel gewohnt, hier den allerersten Vorfrühschoppen zn nehmen. Immer drauf!"

Zwacker aber, der ja Zeit hatte bei völlig konkurrenzfreier Luft, sang ironisch die schöne Stelle aus dem Vizeadmiral von Millöcker: „Na, so laßt ihm doch die Grille, denn er will es nun einmal!"

Aber Emil der Bürger war anderer Ansicht, er nahte von hinten tückisch mit der Peitsche, hageldicht sauste es auf den braven Langohr, da trabte er weiter. Balduin aber bedauerte, den Rasseesel des Herrn Kneifer gemietet zu haben.

Die Reiter gelangten in einen langen Hohlweg, der nach Santa Dorothea führte, in welchem der plumpe Ochsenkarren eines Brasilianers schwerfällig dahinknarrte. Der Mann hatte offenbar viele Zeit, seine Öchslein noch mehr. Langsam schleppten sie das ungefüge Vehikel vor den Reitern hin, an den Seiten war kein Raum, um vorbeizukommen. Der Lenker des Gespannes, die lange Rohrstange mit dem Stachel in der braunen Faust, war auch offenbar poetisch veranlagt, denn er rief sein Hornvieh mit den zärtlichsten Namen:

„O coqueiro! Meine Palme!" mahnte er den einen Ochsen, „a rosa!" den anderen.

Nimm, der wenig Zeit hatte, verriet keinen Sinn für solche Poesie:

„Ich wollte, du hingest an dem höchsten Coqueiro, Aujust, samt deiner Rosa und dem ganzen Ochsenquartett!“ schimpfte er, „in der Zeit, welche wir hinter deinem D-Zug vertrödeln, hat Schrauber alle Aufträge weggeangelt.“

Endlich wurde die Straße breiter, in flinkem Trabe ging es nach Santa Dorothea hinein. Am ersten Geschäftshaus, das sie sahen, stand richtig Schraubers Esel. Da war also nichts zu machen. Nimm eilte weiter:

„Das ist einfach unlauterer Wettbewerb“, knurrte er, „der Jorge Schnapper drüben hätte mir gewiß einen Auftrag gegeben. Aber nun geschwind, damit ich früh genug zu Reichardt komme!“

„Seien Sie nur nicht untröstlich“, riet Zwacker, „ich reite, wie Sie sehen, auch an Schnappers Venda vorbei. Der schnappt nämlich auch nach Luft, wie der Fisch auf dem Sande. Er hat die chronische Geldbeuteldarre und leidet an zu vielen Musterkoffern. Schrauber muß da weiter wursteln, denn da liegt der Knüttel beim Hunde. Hört Schrauber auf, so hört Schnapper auch auf. Schraubers Haus muß diese oberfaule Venda über Wasser halten, denn es ist unter den Gläubigern der Meistbegünstigte.“

Gemächlich trabten die Reisenden am Ufer des Flusses hin, an dessen Ufer die Pikade Santa Dorothea hinlief. Zwacker hielt den Kollegen einen kleinen Vortrag in seiner launigen Weise über die Kaufleute in den Pikaden:

„Schon ein Kindlein zeiget früh, hat zum Handel es Genie“, begann er, „und wenn ein einigermaßen schlauer Kopf in einer neuen Pikade die Bauern zu nehmen weiß, so ist für ihn die Eröffnung einer Venda durchaus kein Kunststück. Fachkenntnisse braucht er nicht zu besitzen, aber er muß das Vertrauen der Bauern erwerben und behalten. So eine kleine Bude ist ja mit geringen Mitteln dann eröffnet, wir edlen Vertreter des Großhandels sind ja im Gewähren von Kredit nicht so engherzig. Ein Anfänger in der Pikade muß sich vor allem gewöhnen, seine Leute richtig zu behandeln, daß der Bauer bleib' bei Laune. Niemals brech' er Streit vom Zaune, denn man weiß ja: unversöhnlich ist der Bauer für gewöhnlich. Schon in der Tracht darf ein Anfänger im Geschäft keine Ansprüche zeigen, ohne Schmuck der Anzug sei, sonst macht er den Bauern scheu.“

„Sie reden ja à la Busch“, erklärte Nimm.

„Das ist Gewohnheit. Sehen Sie, wenn ich mich früher auf Tour oft recht geärgert hatte, da setzte ich mich in Porto Alegre hin und machte meine Reime über Zeit und Welt, sah alles von der besten Seite an und bewahrte mich so vor dem Gallenfieber. Manche kleinen Reime sind mir so im Gedächtnis geblieben. Politisch muß also ein solcher Anfänger sein. Sonderlich, wenn Michels Mutter brachte etwas ranz'ge Butter, lob' er sie ganz unverfroren. Ward ein Kindlein heut geboren, bitte hurtig er und schnell dabei um die Patenstell'. Findet er beim Bohnenmessen, daß Herr Pichel ganz

vergessen hat pro Sack das achte Quart, schimpf' er nicht auf grobe Art, sondern nehme unverzüglich hin den Sack, und ganz vergnüglich kneife er an Maß und Ellen Picheln für sein schnödes Prellen."

„Auch nicht übel", bemerkte Balduin.

„Seine Waren aber preise er dabei in jeder Weise und in günstigen Momenten lass' er fliegen kleine Enten, daß der Kurs nun wieder falle und die Waren teurer alle. Streichelt sanft er so die Seelen, kann's dem Guten gar nicht fehlen, daß der Bauer pumpt ihm Geld, wenn ihm dies auch sauer fällt. Ist er so erst auf den Strümpfen, darf er schon ein wenig schimpfen, wenn im Schmalz sich fand ein Stein oder das Gewicht zu klein."

„Kommt das auch vor?"

„Aber öfter, als Sie denken. Der Bauer hilft oft dem Gewicht seiner Produkte nach. Recht gefällig muß der Vendeiro stets sein. Ist er vielleicht für das Abendblättchen Agent und vergißt einmal die richtige Zustellung, hat er diese mal verschlafen, heuchle er den gläub'gen Schafen, daß die Schuld liegt an der Post, dieses gibt gewißlich Trost. Sehr beliebt sind auch manche Hilfeleistungen besonders vielseitig beanlagter Kaufleute. Kann er etwa Zähne ziehen, wird man öfter ihn bemühen. Zieht den Zahn er Micheln gut, kauft der einen Sonntagshut; hat er aber abgebrochen, wird kaum Danke schön! gesprochen. Auch im Schreiben von Briefen gehe er den Bauern dienstwillig an die Hand, so wird er vorwärts kommen."

„So viele Tugenden dürfte aber selten ein Pikadenhändler besitzen", zweifelte Balduin.

„Er muß deren noch viel mehr haben", behauptete Zwacker, „besonders muß er auf die Ladenjünglinge, die caixeiros, achten, daß diese auf dem Posten sind, denn ein tüchtiger Caixeiro, von den Bauern „Kaschöhr" genannt, hat alle Hände voll zu tun. Von den breiten Ladentischen muß den Staub er morgens wischen; daß die Diele rein von Sand, nimmt den Besen er zur Hand. Gläser spült er blank und helle, Zucker schöpft er mit der Kelle, Kaffee wägt er in die Tüten, kramt in Schachteln nach den Hüten, Zündholz gibt er unermüdlich, findet alle Rangen niedlich. Wenn die Stoffe nicht viel taugen, klappert fix er mit den Augen, schneidet über derbe Hände ganz gewagte Komplimente, und der Chef mit heitrer Miene denkt: der Jüngling hat Routine. Stets bleibt er ihm wohlgewogen, falls er sich nicht vollgesogen allzu oft am Kundenbier, dann setzt er ihn vor die Tür."

„Aber immer geht ein Geschäft doch nicht", fiel Nimm ein, „wenn auch der Kaufmann noch so aufmerksam ist. Das sehen Sie an Schnapper, der doch gewiß den Kunden Honig genug um den Mund schmiert."

„Ja, wenn ein Anfänger, wie der, gleich in Tabak spekuliert und derartig hineinfällt, daß er seinen Kunden keinen Milreis auf Verlangen aus-

zahlen kann, nur vom Pump in Porto Alegre zehrt, da ist das Vertrauen bald hin. Und verliert erst ein Bauer das Zutrauen, so betrachtet die ganze Kundschaft den armen Händler als faulen Kopf, verlangt ihr Guthaben, das er natürlich nicht Knall und Fall zahlen kann, und die schönste Pleite ist fertig. Sehen Sie, dort wohnt der alte Reichardt, der ist stets vorsichtig gewesen und hat nun sein Schäfchen im Trocknen."

Vor der Venda von Reichardt machten die Reisenden Halt.

„Bons dias, senhor Reichardt", grüßten sie, als sie sporenscharrend in die Bretterbude schritten. Der Schein trügt oft in der Handelswelt. Derselbe Reichardt, der im Riscadoanzug einfachster Sorte einer Bäuerin ein Kilo Zucker abwog, hatte ein Guthaben von fünfzig Contos de Reis auf der Bank zu Porto Alegre.

Man nahm auf der langen Holzbank Platz, die den einzigen Komfort im Lokale ausmachte. Als Einleitung zum Geschäft wurde zunächst eine Flasche „englisches Bier", wie die importierten Biere allgemein heißen, von Nimm bestellt. Das noble Getränk schmeckte etwas nach Glycerin, war aber sonst leidlich warm.

Nimm fing nun an, seine Muster auszukramen. Alle Farben des Regenbogens, Knallrot und Schwefelgelb, Grasgrün und Ultrahimmelblau prangten vor den Augen Reichardts. Der tadelte alles. Hier war die Farbe nicht echt, dort war das Gewebe faul, dieser Artikel ging nicht mehr, von jenem war das Lager noch vollgestopft. Nimm redete nicht viel darein, er kannte den alten Herrn schon. Am Ende der Debatte notierte er einen sehr anständigen Auftrag und war seelenvergnügt.

„Zahlung, Herr Reichardt — drei Monate Ziel?"

„Gehen Sie mit ihrem Ziel. Durch das Pumpen hat schon mancher danebengezielt. Wenn die Ware kommt, schicke ich's Geld."

Nimm wurde noch vergnügter, er bestellte noch eine Flasche „Englisch". Als er aber den schäumenden Pokal an die Lippen setzte, trabte Schrauber vorbei, ohne anzuhalten. Da galt es Eile. Eine Minute später jagte ihm Nimm nach.

„Die kommen also beide zugleich zu Winkelmann & Cia und machen beide kein Geschäft. So muß es kommen, sagt Neumann", meinte Zwacker.

„Nun, lieber Reichardt, mal zu mir", fuhr er fort, „was machen wir denn? Ich höre, Sie wollen einen pompösen Neubau aufführen. Da brauchen Sie ja Zinkplatten, Eisen, Träger, Zement. Lassen Sie einmal solch kleinen Platzregen von Aufträgen auf mein lechzendes Notizbuch prasseln!"

„Ja wohl, Neubau, sim, senhor! Hat sich was! So ein stolzer Sobrado mit recht plattem Dach, daß die Hypotheken recht fest drauf stehen, he? Ich halte es in meiner alten Bude noch aus und habe kein Geld zum Bauen."

„Na, na, Reichardt, ich melde mich gern als Universalerben. Sie wissen ja, wer klagt, hat's Meiste.“

Das hörte der Alte im Stillen gern, und Zwacker kannte ihn genau.

„Herr Reichardt, nehmen Sie die Gelegenheit wahr! Noch können wir Ihnen sehr vorteilhafte Preise machen. Aber der Kurs hat Tendenz zum Sinken, die Preise werden steigen, also kaufen Sie!“

„Gehen Sie mir mit Ihrem Kurs! Der ist wie mein Barometer. Ob er steigt oder fällt — nützen tut's nicht, wir müssen stillhalten, und ihr Schlauberger heimst derweilen euer Heu ein.“

„Ich wäre mit Ihrem Heuschober schon ganz zufrieden“, neckte Zwacker und ließ nicht locker, denn der Alte war zähe. Daß er aber kaufen wollte, war gewiß, sonst hätte er längst eine Ausrede gemacht und wäre ins Lager verduftet.

Dieselbe Nörgelei begann, wie bei Nimm, aber Zwacker hatte auf jede Ausstellung einen trockenen Witz auf Lager, um welches Talent Balduin den Kollegen heimlich beneidete. Zum Schluß notierte auch Zwacker seinen Auftrag. Er war ein guter Kerl und half auch Balduin, denn er selbst wußte von seiner ersten Reise her, wie viel dem Anfänger an dem Auftrage eines soliden Käufers liegt.

„Herr Reichardt, ich gebe mir die Ehre, Ihnen Herrn Zitz vorzustellen, einen tüchtigen Beamten, solange er kein Konkurrent wird, natürlich.“

Balduin legitimierte sich etwas zaghaft als neuen Vertreter seines Hauses, mit dem Reichardt früher auch Geschäfte gemacht hatte. Doch war er mit dem letzten Vertreter wegen eines Eselhandels uneinig geworden. Es handelte sich nur um eine Differenz von zehn Milreis, für Reichardt aber, der sich im Rechte glaubte, Grund genug, alle Verbindungen mit Hascher & Cia abzubrechen.

„Sie brauchen deshalb nicht gleich die Viola in den Sack zu stecken“, tröstete Zwacker den Kollegen, „der Prozeßesel hat nun lange seine edle Seele ausgehaucht, und Sie können nicht für die Sünden Ihrer Vorfahren büßen. Lassen Sie den Kollegen nicht leer ausgehen, Herr Reichardt, Sie kennen sein Haus als reell, machen Sie ihm auch eine heimliche Freude“, bat er leise den Vendeiro.

Reichardt ließ denn auch die Preise Revue passieren, sagte nicht viel, knurrte einige Male unverständlich, sodaß Balduin wirklich befürchtete, die Viola in den Sack stecken zu müssen. Aber schießlich gab der Kaufmann doch eine kleine Ordre auf.

Die beiden Kollegen trabten vergnügt in das Gasthaus der Pikade, denn es war mittlerweile Mittag geworden.

„Sie geben heute aber eine Flasche Rüdesheimer aus, Zitz! Ihr Alter

in Porto Alegre wird nicht wenig hoch sein, daß Sie den Reichardt wieder als Kunden geködert haben, denn der ist gut!" belehrte Zwacker den jungen Freund, setzte allerdings noch einige Andeutungen von dicken Erdäpfeln, Dusel und weniger intelligenten Landwirten hinzu.

„Nun präparieren Sie sich auf ihre Henkersmahlzeit", schloß er, „dieses Hotel ist das letzte, in welchem wir ein würdiges Essen finden. Ist diese Oase erst verlassen, so gibt es Tag für Tag Wurst und Eier, Bohnen und Farinha. Dann Ade, Lendenstück! Ade, gefülltes Huhn! Sie werden sehen, wie oft sie noch in Porto Alegre von den lukullischen Mahlen der Pikade träumen. Ja, der Kolonist lebt nicht schlecht, aber in jeder kleinen Kneipe, in die wir in einsamen Regionen einfallen, speist man uns unglücklichen Musterreiter mit Wurst und Ei ab, weil diese edle Atzung schnell bereitet ist. Aber man gewöhnt sich daran und füttert sich schließlich zu dem Bismarckschen Standpunkt absoluter Wurstigkeit durch."

Im Gasthof „zum deutschen Hause" war die Bewirtung nun wirklich eine vorzügliche. Das Bier war kühl, der Wirt freundlich, das Haus sauber, die Preise mäßig, just, wie es sonst nur in den Inseraten der Zeitungen zu finden ist.

Eben hatten die beiden Reisenden den Löffel in die Hühnerbrühe getaucht, als Nimm und Schrauber unter lautem Wortstreit eintraten.

„Daran sind Sie ganz allein schuldig!" eiferte Nimm, „wären Sie heute auf Cima da Serra, wie Sie mir vorgegaukelt hatten, so hätte ich sicherlich bei Winkelmann ein Bombengeschäft gemacht."

„Ich könnte Sie mit derselben Freundlichkeit nach Nonohay oder in ein anderes Indianerdorf wünschen", gab Schrauber kaltlächelnd zurück, „und würde dann denselben namhaften Abschluß gemacht haben, von dem Sie geträumt haben. Hoffentlich haben Sie doch noch nicht das Handelsmonopol für Santa Dorothea erworben?"

„Kinder, laßt doch die Suppe nicht über eurem Zorn kalt werden", rief Zwacker.

„Ach was!" grollte Nimm, „da sitzen wir beide, geben umschichtig eine Flasche Bier nach der anderen aus, reden das Blaue vom Himmel, und der Schlauberger Winkelmann kauft uns beiden nichts ab, angeblich wollte er keinen zurücksetzen."

„Da kommt morgen halt ein anderer, der bekannte tertius gaudens, und nimmt beide Aufträge. Ihr müßt andere doch auch leben lassen", foppte Zwacker.

Die Konkurrenten schwiegen sich bei der Suppe noch mit roten Köpfen an, beim Braten wurde die Stimmung schon milder, beim Kaffee einigten sie sich dahin, daß Schrauber am folgenden Tage wirklich nach Cima da



Rast beim Tee.

Serra reiten würde, um erst in einigen Wochen Santa Dorothea „abzugrasen“, wie Zwacker es nannte.

„Aber das sage ich Ihnen, Schrauber“, schloß Rimm, „wenn Sie nicht Wort halten, so hefte ich mich an Ihre Sohlen wie —“

„Wie ein Sello“, ergänzte Zwacker.

„Ja wahrhaftig, ich tue es, und wenn wir beide keine Elle Algodão verkaufen.“

Damit war der Friede geschlossen.

Nach einer ausgiebigen Mittagsruhe ließen Zwacker und Balduin wieder aufsatteln und machten sich auf den Weg nach Santa Rita, wie die Pikade von der Koloniebehörde getauft war, die Kolonisten aber nannten sie einfach „die Löffelpikade“ oder „Löffelschneiz“.

Nach einer Stunde bogen die Musterreiter rechts ein.

„Das ist die Querpikade, welche nach Santa Rita führt. Wir müssen da auch eben bei Kaspar Blödow vorsprechen, das ist ein alter Bekannter und ein ganz braver Kerl; aber lassen Sie sich nicht etwa einfallen, mit

Blödow eine Kneiperei anzufangen. Sie liegen sonst noch morgen vor Anker wie ein schwergeladenes Kohlenschiff.“

Die Venda von Blödow tauchte bald auf.

„Da steht ja schon ein Musterreiteresel“, spähte Zwacker, „das ist ja das Tier des Kollegen Oelmann wohl? Wahrhaftig!“

Ein paar Minuten später schwangen sie sich aus dem Sattel.

„He, Kaspar!“ rief Zwacker, „lebst noch? Was schaffst du? Und Oelmann, alter Freund, Sie auch hier?“

„Jawohl“, antwortete der Gefragte, „ich komme von Monte Alegre und S. Francisco de Paula, reite hernach in die Löffelpikade, um zu übernachten, und gehe morgen weiter auf Tour nach Hause.“

„Das trifft sich herrlich, da haben wir ja denselben Weg.“

Kaspar Blödow, der kaufmännische Beherrscher der Querpikade, war bei bester Laune: er hatte eben einen Ochsen gemeuchelt. Barfuß, mit aufgekrempelten Hemdärmeln, kniete er neben dem feisten Opfertier und lederte mit großem Geschick die Haut herunter, während sein Gehülfe, der schwarze Chico, ihm gegenüber die andere Hälfte abfellte.

„Das trifft sich ja famos, Kaspar!“ lobte Zwacker, „da gibt es doch nachher einen Kostehappen?“

Kaspar nahm das Messer ungeniert zwischen die Zähne, wischte die blutige Hand an der Hose ab und streckte sie Zwacker entgegen. Dann holte er von der Fensterbank die Schnapsflasche, tat einen Willkommenshieb daraus nach Landessitte und reichte sie Zwacker als Gegengruß:

„Guten Tag! Pfeifen Sie erst mal einen!“

„Brrr!“ schüttelte sich Zwacker, „du hast noch immer die alte Marke Grüner Jäger.“

„Ja wohl! Die ist am gesundesten für den Magen — Cachaça mit Wermut.“

Zwacker reichte Oelmann die Flasche, der wollte aber darauf „kneifen“, doch Zwacker war unerbittlich:

„Hier, Oelmann, immer einen mit abbeißen — wird Ihrem alten Soldatentornister auch nichts schaden.“

Oelmann kniff die Augen zu und nahm ein paar Tropfen. Trotz seiner langen Praxis hatte er sich nie recht an die Musterreitersitte gewöhnen können, jedes Geschäft mit einem Bittern einzuleiten.

„Sie müssen sich nun schon gedulden, bis ich fertig bin mit der Schlachterei — dafür bekommen sie nachher einen Spießbraten.“

„Ich könnte dir einen Kuß geben, Kaspar“, beteuerte Zwacker, „aber mache ein bischen fix!“

Die Esel wurden in den Schatten gebunden, der unvermeidliche Tee präsentiert, und wie eine Corona Sachverständiger standen die Gäste um den Herrn des Hauses.

Oelmann suchte die Zeit auszukaufen und ging zu einem Gespräch über die allgemeine Geschäftslage über. Kaspar klagte natürlich das Blaue vom Himmel.

„Alle Hagel! Pucha diabo! Sind das hundsmiserable Zeiten! Der Tabak kostet nichts, die Bohnen kann man nächstens in die Pikade schütten, um nicht noch die Fracht zuzulegen, die Steuern fressen das bischen Verdienst, die Bauern kaufen nichts und ihr Brüder kommt auch alle Quartal, macht Cobrança und holt mir das ganze Bargeld weg. Wenn ich schon einen Musterreiter sehe, liefe ich am liebsten in den Wald."

„Sehr schmeichelhaft", bemerkte Oelmann.

„Nun, Kaspar, du bist ja auch an Brot gewöhnt, du würdest schon bald wiederkommen", sagte Zwacker, „nun tu mir den Gefallen, heute nicht mehr zu schimpfen, sondern lege lieber den Spießbraten ans Feuer."

Der schwarze Chico hatte Feuer gemacht, ein Rippenstück wurde an den Spieß gesteckt und gebraten.

„Das geht so nicht weiter", eiferte Kaspar fort und benetzte den Braten mit Salzwasser, „das muß mal wieder Revolution werden!"

„Die können wir machen", lachte Zwacker, „aber du würdest höchstwahrscheinlich die Kosten bezahlen, alter Junge, und dein Gesicht möchte ich sehen, wenn ein Trupp Patrioten käme, dir deine feisten Ochsen wegnähme, auf deiner Weide dort selbst Spießbraten machte, deinen Schnaps dazu tränke und dann mit Heldenmut deine Venda ein wenig auskramte! Was? Nun rieche mal lieber, wie köstlich der Spießbraten duftet, da wirst du wieder friedlich gestimmt."

„Ja, ihr Brüder habt's gut! Ihr reitet mal die Pikaden ab, hängt uns euren Kram auf, streicht die Patacões ein und lebt in Porto Alegre herrlich und in Freuden."

„Hat sich was, Verehrtester! Von wegen Patacões einstreichen", nahm da aber Oelmann das Wort, „wissen Sie nicht mehr, wie ich bei Ihrem Vorgänger Gräßler damals Patacões einstreichen wollte?"

„Das Ding war ja nicht schlecht", bestätigte Kaspar, und ein fröhliches Lächeln zog über sein breites Gesicht, „das hätten Sie mit ansehen müssen, Herr Zwacker."

„Wie war denn die Geschichte?"

„Sie wissen doch, mein Vorgänger hier, der Gräßler, war in der größten Klemme, ehe er bei Nacht und Nebel durchging. Daß er wacklig stand, wußte jedermann — er war ja auch Anhänger der Wasserkur, und wer nur

Wasser schluckt, ist ja doch kein forscher Kerl" — dabei nahm Kaspar zur Bestätigung einen kräftigen Schluck — „also dabei gingen ihm die ganzen Gläubiger zugleich aufs Leder, jeder wollte auf einmal seine Kröten haben, die er gut hatte. Da mag es ja dem armen Gräßler himmelangst geworden sein, denn wenn der Bauer Geld zu fordern hat und es verlieren soll, da ist er bekanntlich nicht sauber. Zuerst fordert er, dann schimpft er, dann haut er mit der Faust auf den Ladentisch und wirft mal mit „Spitzbuben" um sich. Wenn aber erst einer Radau macht, tun sie es alle, gerade wie die Köter in der Pikade — kläfft einer, so rasen sie alle an den Zaun. Da war's dem Gräßler nun unheimlich geworden, er versammelte seine nächsten Verwandten, gab denen ihre Vintens, die sie zu kriegen hatten, und dafür bildeten diese so eine Art Leibwache für den armen Gräßler, Hauptmann wurde der Schwager Hannes Seidel, den wir seit der Zeit noch Capitão Knüppelhannes nennen. Gräßler lebte in einem argen Belagerungszustand. Da kam nun Herr Oelmann ahnungslos herein, machte ein freundliches Gesicht und präsentierte eine Handvoll Rechnungen. Der Gräßler plinkte dem Hannes zu, der faßte unter den Ladentisch, holte ein ordentliches Streichholz von drei Fuß Länge hervor und knurrte den Herrn Oelmann damit freundlich an. Der machte ein Gesicht, wie die Katze, wenn's donnert — von dem Prägestock wollte er keine Münze, stürzte auf seinen Esel und jagte los, als wenn der Leibhaftige hinter ihm wäre."

„Hoho!" lachte Zwacker, „von dem Heldenstücklein habe ich nie gehört, dafür müßten Sie einen Orden kriegen, Oelmann!"

Oelmann wurde fast böse: „Ja, auch noch! Und meine fünf Contos laufen nun mit Gräßler in der Campanha umher."

Zwacker schnitt ein ordentliches Stück Spießbraten herunter, steckte das eine Ende in den Mund, schnitt mit dem Anstecknesser vor dem Munde ab und schluckte so einen mächtigen Happen hinunter.

„Das muß man sagen", lobte Kaspar ihn, „Herr Zwacker ist ein echter Kerl, der kann alles richtig — handeln, schnacken und Spießbraten essen. Ich sage immer, der Zwacker hätte ein Bauer werden müssen, der paßte zu uns."

Der Gelobte aber war schweigsam geworden, wie immer, wenn er Spießbraten aß. Auch die übrigen Gäste taten dem Mahl alle Ehre an, doch war Zwacker ihnen über.

„So!" stöhnte er und fuhr wohlgefällig mit der Hand über das Bäuchlein, „wenn du mir nun noch einen guten Posten Eisen abkaufst, so kommst du gewiß nicht ins Fegefeuer, Kaspar!"

„Ihr Brüder seid nie zufrieden", lachte Kaspar, „aber wenn ich Ihnen einen Auftrag gebe, muß ich den beiden Herrn auch etwas abkaufen — das geht aber nicht, ich habe jetzt kein Geld."

„Aber, bester Herr Blödow", ermutigte ihn Oelmann, „Sie sind uns gut für jeden Betrag — Ihre Firma hat bei uns jeden Kredit —"

„Die Lockpfeife kenne ich. Nachher muß ich auch in die Campanha laufen und Pferde stehlen, he?"

Damit gingen alle in die Venda. Kaspar bestellte einige Kleinigkeiten, ging aber trotz aller Reden Oelmanns nicht über eine gewisse Höhe hinaus.

„Na, denn nicht, liebe Seele!" schloß Zwacker den Sturm auf Kaspar, „wenn er nicht will, dann will er nicht. Übrigens wäre es mir recht, wenn alle es machten, wie er — nicht mehr kaufen als man nötig hat, da kann man doch ruhig schlafen. Übrigens, Kaspar, wenn du einmal nach Porto Alegre kommst, bist du mein Gast, weil du uns heute so gut aufgenommen hast. Wir gehen dann einmal zu Bühler & Gräther und frühstücken gut."

„Das wäre schön", meinte Kaspar, „aber nicht wieder wie im vorigen Jahre, ich habe noch vierzehn Tage darnach einen Kater gehabt und habe doch einen guten Magen. Ich werde aber nicht wieder Bernkasteler Doktor mit Ihnen trinken. Doch wie wär's, wenn wir heute noch ein Dutzend Bier zusammen ausstächen? Wir kommen so jung nicht wieder zusammen."

„Damit Sie uns einseifen und hinterdrein auslachen", wehrte Oelmann ab, „nein, mein guter Blödow, ein andermal von Euren Taten. Até logo!"

„Ihr habt aber auch alle keine Kourage mehr!" grollte Kaspar.

„Kourage hin — Kourage her! Wenn man mit Ihnen ins Gefecht geht, gibt's allemal Leichen."

Damit saßen die drei auf und trabten davon.

„Das wäre eine nette Bescherung geworden, wenn wir bei Kaspar geblieben wären", belehrte Zwacker den Kollegen Zitz, „er ist ein kreuzbraver Mensch, wenn er doch nur nicht so oft sein eigener Gast wäre! Ich kenne ihn von Santa Thereza her, ich war Buchhalter bei Mühling & Cia, er Speckausbrater und Hausknecht. Dann wurde er Fuhrmann, und aus der Zeit stammt seine Gewohnheit, oft einen Hieb Schnaps zu nehmen. Denn nicht nur an der Lahn stehen viele Wirtshäuser, wo alle Fuhrleute ankehren, auch am Cahy und Taquary.

Sein Geschäft hat er aber ganz gut im Schwunge; er muß zwar hin und wieder an den Fingern zählen, ist aber vorsichtig in seinem Handel und geht nie über seine Verhältnisse. Zudem ist seine Frau fleißig und tüchtig, heute war sie wohl in der Plantage, er wird also seinen Weg machen. Das Gegenteil von der derben Biederkeit werden Sie in einer Stunde sehen, wenn wir in die Löffelpikade kommen. Da ist die Praxis sehr einfach. Das Reden besorgt der Vendeiro, wir hören nur zu und sagen hin und wieder: Sim, senhor! Da werden wir wieder eine schöne Salbaderei anhören müssen. Verkaufen werden wir aber wohl nichts, was, Oelmann?"

„Keinen Faden!" bestätigte der.

„Wir müssen aber dort vorsprechen des Nachtquartiers wegen, zahlen aber auch Hotelpreise ersten Ranges dafür."

Nach einer Stunde sichteten die Musterreiter die ersten Häuser der Löffelpikade.

„Ein sonderbarer Name", meinte Balduin.

„Das stimmt, aber eigentlich müßte diese Straße die Schmierlöffelpikade heißen, der Name wäre wohlverdient. Die Pikade ist schon alt, die Bewohner sind sämtlich mehr oder weniger wohlhabend, aber einer ist neidisch auf den anderen. Erntet Karl Hahne zweihundert Sack Bohnen, so will Fritz Lange dreihundert Sack ausdreschen. Die Zeiten der Not, wo die Kolonisten zusammenhalten müssen, sind eben für die Leutchen vorbei, jetzt möchte jeder der Reichste und Klügste sein, und Streitigkeiten unter den Nachbarn sind an der Tagesordnung. Äußerlich merkt man das nicht immer, wenigstens wir Musterreiter nicht. Die Kerle hier sind nämlich aalglatt, überaus höflich, sagen zu allem ja, sind aber oft falsch, wie das Gebiß einer Bühnenprinzessin. Da sind mir die richtigen Pommern doch lieber, wenn sie auch oft grob werden können. Unser Freund Blödow, das ist ein echter Pommer."

Die große Venda der Löffelpikade kam in Sicht, sauber gestrichen, geräumig, mit großem Armazem und Wagenschuppen.

„Macht einen wohlhabenden Eindruck", lautete Balduins Gutachten.

„Allens jeforben, sagt der Berliner", meinte Zwacker aber, „was sagen Sie, Oelmann?"

Der aber sagte gar nichts, zog die Schultern hoch und machte eine abwehrende Geste mit der Hand.

Die Honoratioren der Löffelpikade hielten just am Spätnachmittage ihr Ratsch-, Klatsch- und Tratschstündchen in der Venda ab, „e bische konversiere" nannten sie das. Während Mutter daheim die Pfanne aufs Feuer rückte und die Bohnen aufwärmte, Hanneschen und Kathrin Zuckerrohr für Horn- und Pferdevieh herbeischleppten und Nickelchen den Borstentieren ihre Portion Maiskolben aus dem Schuppen vorwarf, steckte der Herr des Hauses die Holzpfeife in Brand und die Hände in die Taschen, und wandelte in den ausgetretenen Lederschlappen zur Venda, um da im hohen Rate der Pikade sein Bröcklein an Rat und Urteil über das allgemeine Wohl und den lieben Nächsten abzugeben.

Auf der langen Holzbank an der Tür hockten bereits der Stichelkaspar und Wilm Kluge mit dem Kaufmann in eifrigem Gespräch. Augenblicklich hatten sie den lieben Nachbar Karl Witt vor, der seine Kolonie zum Kaufe ausgeboten hatte, um nach Ijuhy im Nordwesten des Staates zu ziehen.

„Der wird sich auch umgucke“, sagte der Stichelkaspar höhnisch, „fordert der Kerl da 20 Contos für seine Fetze Land, wo keine zehn Contos wert is; eich kenn' sei jämmerlich Kolonie genau, weil sie an die mein' stoßt.“

„Ich denke“, warf der Geschäftsmann Helling ein, „du hast Lust, sie zu kaufen? Biete ihm mal einen ordentlichen Preis, da hast du sie am ersten, und dir dient sie ja.“

„Mir? Was soll ich dadermit? Wald is nit mehr viel drauf, nur noch e paar Stickelcher Brennholz zu haue, in der Roça lauter Fuchsschwanz un Bettelläus un Schleppgras un wie das Unkraut alle heißt, mehr als Milje und Bohne, un sei Tobak — na, den han die Erdflöh zugericht, daß er den höchstens for sei eigen Peif brauche kann.“

„So schlimm is das wohl nich“, meinte Wilm Kluge, „die Ernte ging noch wohl an, aber das ganze Zeug von Haus und Schuppen und Ställen ist windschief und wacklig. Da könnte man ja zuerst eine Handvoll Contos hineinstecken, daß einem vor lauter Durchregnen das Moos nich auf dem Kopp wächst, und sein Vieh — na, das ist auch Rasselvieh, aber keine Rasse! Die Gäule spatlahm und mager, wie dem Küster seine Ziege, das Rindvieh auch nicht besser, die Schweine auch so fett, wie die sieben teuren Jahre in Egypten. Aber das is kein Wunder! Er selber is bequem, sein dicker Bauch kommt nich von der Arbeit, un die Karten nimmt er lieber in die Hand als die Hacke — un was sie erst is, seine Alte, die läßt auch den lieben Herrgott einen guten Mann sein, un die Mäd — die putzen sich mit Schleifen un Schlüppchen am ganzen Leib, jeden Ball un Schrapp muß das ein neu Kleid kosten, un wenn's den Gänsen noch ständ, aber die Sommersprossen —“

„Guten Tag“, erscholl da die Stimme eines neuen Gastes, der kein anderer war als Karl Witt selber. Das änderte natürlich die Sache.

„Na, Karl, ich höre, du willst dein Land verkaufen und nach Ijuhy wandern?“

„Nee“, meinte der behaglich, „ich will nich mehr, ich hab schon. Eben hat mir der Kritzlerjakob meine ganze Sach für achtzehn Contos abgekauft.“

Der Stichelkaspar machte ein Gesicht, als würge er eine brennende Rakete hinab — also der Kritzlerjakob wurde sein Nachbar, der nie den Zaun dicht hielt und den Mais des Nachbars für das billigste Futter für sein eignes Vieh hielt! Das konnte ja niedlich werden — er putzte in Gedanken schon die Büchse, legte Selbstschüsse und bezahlte Advokaten.

Wilm Kluge ließ vor Schreck und Neid fast die Pfeife fallen und staunte: „Dat wär ja! Gott soll mir 'n Taler schenken!“

„Ja, das is so, morgen werden die Kaufpapiere in Santa Cruz gemacht.“

Die beiden Helden Kaspar und Kluge hatten sich aber schnell gefaßt.

„Weißt, Karl“, begann der Stichelkaspar, „da gibst aber mal e Runde Bier aus!“

„Dadrauf kommt's nu nich an, un morgen kommt ihr alle zum Spießbraten, da feiere ich Abschied.“

Der Kaspar spielte nun trotz allen Ärgers den uneigennützigen Freund und Gönner:

„Ja, Karl, dei Land is de Preis wohl auch wert. Dei Plantasch is sauber wie e frisch Tafeltuch, die Ernte is der wahre Staat, dadervon kann der neue Käufer gleich e bar Kapital mache. Wie oft han ich zu meiner Alten gesaht: Guck emol daher, was for e stolze Tobak der Karl hat! Is ja kei Wunder! Der Karl Witt, wo immer von Morje bis Abend an der Hack steht un mit de Pflug un Gäul zackert, muß ja zu eppes komme. Da komme mer alle nit gegen an.“

„Ja“, bestätigte Wilm Kluge, „un wenn man so 'n fleißig Weib hat, die von früh bis spät auf den Beinen is, die sparsam un ordentlich alles einteilt, da kann man die Milreis schon auf den Haufen bringen, wie trocknen Tobak. Ich sag immer, der Karl Witt schafft's Geld in der Roça, un sein Weib un Kinder halten's brav zusammen. So is es!“

Der Vendamann nickte eifrig zur Bestätigung, während er die Flaschen aufzog und Bier einschenkte.

„Denn mal getrunken, auf gut Glück in Ijuhy, Karl!“

„Prost!“ sagte alles und Karl Witt ließ sich in der Runde nieder.

„Da kommt ja auch der Friedrich Tiefenbach“, sagte der Kaufmann, „der will jedenfalls seinen Fünfpfünder wieder laden. Von dem wird der Pfarrer auch bald seinen Patacão für die Leiche kriegen. Der alte Brummer hat sich den Schnaps im Paraguaykrieg auch schön angewöhnt, als er bei der kaiserlich brasilianischen Artillerie stand. Weil er nun keine Kanone mehr zu laden braucht, nennt er seinen Garrafão einen Fünfpfünder und ladet den. Ich sage euch, der Kerl hat den Tatterich in den Fingern, als ob er in der Luft Klavier spiele, und seine Nase hätte er längst als Laterne oder Lötkolben verwerten können.“

Der alte Tiefenbach wackelte langsam herein, seinen Korbgarrafão, eine mächtige Flasche, mit Weidengeflecht umgeben, stellte er auf den Ladentisch.

„Lade mir den Fünfpfünder mal!“ befahl er mit ziemlich heiserer Stimme. Sein Garrafão faßte genau fünf Flaschen Cachaça.

„Das ist recht, Friedrich“, ermunterte ihn der Kaufmann freundlich, „immer mal einen auf die Lampe gießen, das macht Mut und flinke Beine“, und ging an das Faß.

„Ja, weiß der Deubel“, erwiderte Friedrich, „ich brauch jetzt bald alle zwei Tage so 'n Karrafum voll. Sobald ich habe frisch laden lassen, riecht

mein alter Kamerad und Kollege Fernand Krüger dat Zeug von weitem. Dann kommt er, wie die Biene nach dem Rapsfeld, und läßt mir keine Ruhe, bis wir den Karrafum halb leer machen. Ich versteck' nu aber dat Lebensöl un drinke des Nachtens mal so 'ne Schluck, daß Fernand dat nich sehen kann."

In diesem Augenblick traten die Musterreiter ein. Zwacker und Oelmann begrüßten alle und machten den Kollegen Zitz mit den Anwesenden bekannt. Die üblichen Flaschen Bier wurden bestellt und die Konversation begann.

„Herr Zwacker", begann der Kaufmann, indem er sich eine neue Maiszigarre drehte, „gute Geschäfte gemacht?"

„Kolossal, Herr Helling, kolossal! Das geht jetzt wie das Bretzelbacken. Ich habe erst heute bei Reichardt in Santa Dorothea einen Auftrag von 20 Contos für Eisen bekommen."

Zwacker renommierte absichtlich, um den Vendeiro zu ärgern. João Helling kaufte doch nichts, denn er war einer von denen, welche alles besehen und nichts kaufen, nörgeln, aber nichts bestellen, ehe sie von allen vorsprechenden Musterreitern den niedrigsten Preis für einen Artikel herausgehorcht haben, um dann von den Maskatos, den arabischen Hausierern, billig denselben zu ramschen.

Dem jungen Vertreter Zitz beschloß Zwacker aber eine Lehre für die Zukunft zu geben:

„Bitte, Herr Kollege Zitz, ich lasse Ihnen den Vortritt. Die Jugend will auch leben, schöpfen Sie den Rahm ab, ich bin mit dem Rest zufrieden."

Dabei plinkte er Oelmann zu, daß er sich ruhig verhalte. Der harmlose Balduin ging denn auch mit seinem nagelneuen Diensteifer ans Werk, schleppte die Lederranzen herbei, kramte alles auseinander und ging dem Kaufmann mit den allerletzten Novitäten unter die Augen. Der aber befühlte alles, sagte immer: Wirklich, sehr schön, sehr fein! — aber als der hoffnungsfrohe und geschäftsfreudige Balduin nach einer Stunde sein Bestellbuch besah, war es leer, wie der Bundesbeutel Brasiliens.

„Eine gebrauchte Ziehharmonika könnten Sie mir vielleicht billig in Porto Alegre besorgen", hatte João Helling gemeint. Sonst war er mit allen Artikeln reichlich versehen, er hatte alles, was der Mensch sich wünschen konnte, auf Lager, einfach alles.

„Dann geben Sie mir einmal eine Nachtmütze mit Ärmeln", bestellte Balduin ingrimmig, während die beiden Kollegen sich verständnisinnig anlächelten.

„Für ein anderes Mal also, Herr Zitz", versprach der Kaufmann höflich, „Ihre Ware ist ja ausgezeichnet, aber — wie gesagt — für ein anderes Mal."

Balduins Stimmung war ziemlich öde, als er „seine Spielsachen" wieder einpackte.

Zwacker aber beschloß, dem Herrn João Helling auf die Sprünge zu helfen, indem er von dessen Lieblingsthemen — Revolution und Pferdehandel — zu reden begann, denn João Helling war nicht umsonst Tenente der Nationalgarde gewesen, hatte sich sogar in Santa Cruz in Uniform photographieren lassen, und als Roßkamm hatte er manchen Rosilho, Tupiano und Malacara an den Mann gebracht.

Zwacker fand als erfahrener Reiter bald den nötigen Anknüpfungspunkt:

„Herr Helling, ich habe letzthin in Porto Alegre ein Pferd gesehen, das genau Ihrem Schimmel glich, der Ihnen in der Revolutionszeit abhanden gekommen ist."

Da biß denn auch Hans Helling richtig an, rückte einen leeren Kerosenekasten heran, hockte sich darauf nieder und machte in seiner gemächlichen Manier eine neue Zigarre.

„Ja, mein Schimmel!" begann er, „sim, senhores! An den werde ich noch lange denken, so ein Tier bekomme ich in meinem Leben nicht wieder. Ich habe ihn persönlich von der Fronteira, von Sant' Anna do Livramento, als ein junges Fohlen mitgebracht. Das war ein Rassehengst, spanisches Blut, echter Andalusier, zahm wie ein Lamm, schön wie gemalt, flink wie ein Pfeil."

„Un bocken daht er, wie 'ne olle Mule", bemerkte Fritz Tiefenbach trocken.

„Nein, nie!" versicherten die anderen Löffelschneizer aber, denn der Ruf von Hellings Schimmel mußte vor den Musterreitern gewahrt werden, das erforderte die Ehre der Pikade.

„Wie manche Carreira habe ich gewonnen mit dem Schimmel, selbst gegen die Fuchsstute meines Schwagers — Ihr habt doch alle die Rassestute Ferdinands gekannt, war auch ein großartiges Tier. Die lief fabelhaft — he? Wieviel Zeit brauchst du von hier bis Santa Cruz, Kaspar, he? Doch wenigstens zwei gute Stunden. Ich sage dir, mein Schimmel ist in einem einzigen Trab in vierzig Minuten die Strecke gelaufen, die Fuchsstute meines Schwagers in fünfundvierzig Minuten. Das soll einer nachmachen!"

„Ja, ihr seid in der Nacht geritten, da hat's keiner gesehen", höhnte der alte Tiefenbach.

„Ich will dir etwas sagen, mein lieber Friedrich", fuhr aber Helling da auf, „wenn du mir nun noch ein einziges Mal mit deinen dämlichen Redensarten an den Wagen fährst, so fasse ich dich bei der Kravatte und helfe dir über die Treppensteine hinweg! Du wärst der erste nicht, mein Junge! Frage einmal unseren großspurigen Regierungslehrer, wie ich dem den Standpunkt klar gemacht habe, als er wieder alles besser wissen wollte. Ich griff schon nach dem Relhostiel, als er sich schleunigst drückte. Nun heute sind wir wieder gute Freunde."

„Pack schlägt sich, Pack verträgt sich", dachte Balduin.

João Helling war allerdings ein forscher Kerl, dem man schon zutrauen konnte, daß er mit ein paar aufsässigen Kunden fertig wurde. Es schien daher auch für die Bauern geratener, ihn nicht weiter zu unterbrechen. Er pfiff auf den Fingern und befahl dem eintretenden „jungen Mann für alles", einem armen Teufel von Deutschländer, der Hauslehrer, Speckausbrater, Roçaarbeiter und Kindermädchen für die schwarzen Bohnen täglich und fünf Milreis monatlich war, den Chimarrão zu bringen.

Als die Cuya nun die Runde machte, fuhr João Helling fort, Schwänke aus seinem Leben zu erzählen. „Also mein Schimmel war ein Staatstier, nicht für ein Conto de Reis hätte ich ihn hingegeben, und doch mußte ich ihn auf solche elende Weise verlieren. Es war im Jahre 1894, als die Revolution noch im Gange war. Ihr wißt ja alle, wie das Ding ging. Alle Kolonisten haben da ja Vieh hergeben müssen, aber hätten alle getan, wie ich wollte, so wären weder Föderale noch Regierungstruppen in die Pikade gekommen. Ich schliff meinen Säbel und putzte meine Pistolen, ritt von Haus zu Haus und holte die Leute zusammen. Leute! — sagte ich — wir sind neutral, kein Bewaffneter kommt in die Pikade! Will aber eine Força mit Gewalt eindringen, so gibt's Feuer, daß den Kerlen der Pulverdampf zum Hals herausschlägt. Ich übernehme das Kommando. Ein paar Böller ließ ich als Lärmkanonen oben auf den Berg bei Karl Hahne bringen, dabei Posten aufstellen und ordnete an, daß beim ersten Schuß sich alles mit den Waffen auf dem Kirchplatze einfinden sollte. Ja, aber — als der erste Schuß krachte und ich zu den Waffen griff — da war niemand zu sehen von den ganzen Leuten, alles rannte wie verrückt in den Wald und in die Capoeira, daß es rauschte, als ob ein Rudel Wildschweine durch den Wald breche, und da hockten die Angstmeier unter dem Bohnentuch, das als Zeltdach gespannt wurde, was sollte ich da allein machen? Eine Força von wenigstens hundert Mann unter Zeca Ferreira rückte mir vor die Bude und nahm, was sie wollte. Auch meinen Schimmel nahmen die Kerle mit, und ich mußte ruhig zusehen, wenn ich den Kopf auf dem Halse behalten wollte. Heute reitet der freche Kerl, der Lindolfo Ferreira, den Schimmel oben auf der Serra."

In diesem Moment wurde der Erzähler abgerufen.

Die so arg bloßgestellten Kolonisten waren während seines Berichtes zwar hin und wieder unruhig geworden, aber keiner hatte in seiner Gegenwart widersprechen mögen.

„Je nun!" sagte Wilm Kluge jetzt aber, „ganz so war das ja wohl nich. Rumreiten tat er ja wohl, aber als der Böllerschuß fiel, habe ich ihn zuerst durch sein Potreiro in den Wald laufen sehen, daß er noch einen Schlappen verlor."

„Und was die Força anbelangt", bestätigte Karl Witt, „so war's man 'ne Truppe Schlachtvieh, und geplündert ist ja auch nicht bei ihm, denn sein Kram steckte beim Stichelkaspar im Walde und in meinem alten Ziegelofen."

„Und den Schimmel", ergänzte der Stichelkaspar, „die alt' Schindmähre hatte er längst an de Lindolfo verkauft auf die Serra 'nauf, daß ihm die keiner nehmen konnt'."

„Ja, es is halt der João, mer muß 'ne als was rede lasse; sonst is er ja nit so unrecht", hieß es zum Schluß.

Die Versammlung löste sich auf, und jeder trollte heim, weil es mittlerweile Abend geworden war.

Die Klingel ertönte im Hause, und João Helling kehrte wieder, um die Musterreiter zum Abendbrot zu laden. Als die obligate Wurst mit Eiern und die mit Farinha gemischten Bohnen ihrem Bestimmungsorte zugeführt waren, der Kaffee eingeschenkt und das Maisbrot mit Obstmus, hier „Schmiere" genannt, aufgestellt wurde, frug Zwacker:

„Was machen wir nun heute Abend?"

„Ei, da gehen Sie mit mir ein wenig in den neuen Verein zu Gräßler, es ist sehr unterhaltend da", schlug der Vendeiro vor.

„Was für ein neuer Verein ist das?" erkundigte sich Oelmann.

„Der Bildungsverein", belehrte ihn Helling, „sehen Sie, mit unseren Vereinen ist das von jeher eine große Not gewesen. Zuerst hatten wir den Schützenverein, der sehr im Schwung war. Aber der Kommandant wollte immer recht haben, neue Uniformen wurden angeschafft, wozu das Tuch in Santa Cruz gekauft wurde, obschon ich es viel besser und billiger geliefert hätte, die alten Ladenhüter meines Konkurrenten Henning, Porzellankram, Lampen und Uhren, wurden als Schießprämien gekauft — nee, Kinder sagte ich da zu meinen Compadres, sò dient uns das Ding nicht, da treten wir aus und gründen einen neuen Schießklub. Das haben wir auch gemacht, aber da kam es auch zu Stänkereien, und bei einem Vereinsball zog Hannes Krollmann das Messer gegen mich — da war das auch bald alle.

Mein Nachbar Hanke gründete darauf einen religiösen Verein mit frommen Liedern und Akkordzithern, aber seit ein Mitglied anfing, zu prophezeien, und vom Weltuntergang redete, da mischte sich die Polizei von ferne darein, denn sie wollte kein zweites Muckernest aufkommen lassen, und der Blödsinn hatte ein Ende. Freilich, der alte Hanke und Fritz Dettmann haben noch bis heute so einen kleinen Stich behalten. Wenn die zum Rio baden gehen, sprechen sie von der Wiedertaufe.

Unterdessen gründete man einen Gesangverein, die Fahne steht heute noch im Gasthause. Bierbässe fanden sich ja genug, nur sang jeder seine

eigenen Noten, und dann ist das ja auch nichts für den Kolonisten, des Abends zur Übung zu reiten. Da gehen die Jungen lieber maien zu ihrem Schatz, und die Alten spielen lieber Schafkopf um Maiskörner und trinken einen Schluck. Die Weiber leiden's auch nicht.

Dann tat sich der Ulanenverein auf. Besonders die jungen Leute traten bei, weil die blaurote Ulanka und die Czapka mit dem Haarbusch und den weißen Fangschnüren ihnen in die Augen stach und beim Ringstechen auch noch ein Preis zu holen war. Freilich, manchem steht die Uniform recht komisch, und wenn ich Hann Hojahn trotz Ulanka und Stulpenstiefel so krumm auf seinem Matungo sitzen sehe wie einen Fiedelbogen, so denke ich immer: Hann Hojahn, dir paßt auch die Mistforke besser in die Hand als die Lanze mit dem weißroten Fähnchen. Besonders tapfer sind die Pikadenkosaken auf den Bällen, da juchzen sie und stechen die Bierbuddeln aus für König und Vaterland, daß keiner nachher den Steigbügel finden kann.

Das wurde denn doch für die besseren Leute zu gewöhnlich. Da kamen wir denn auch auf die Idee, einen Bildungsverein zu gründen, denn Bildung muß der Kolonist lernen, Bildung muß sein, sagt der Schulmeister, der muß es ja wissen, denn er trägt sogar 'ne goldene Brille."

„Wo tagt denn der Bildungsverein?" frug Zwacker.

„Bei Gräßler", antwortete João.

„Bei Gräßler?" fragte Oelmann in unangenehmer Erinnerung, „ich denke, Gräßler ist in die Campanha gegangen und hat sich mit Sonnenthal aus der Batatenschneiz zusammengetan?"

„Nein, der Gräßler ist es nicht, dies ist ein Bruder, überhaupt ist jetzt die ganze Familie Gräßler ansässig, auch der Knüppelhannes hat sich hier angekauft. — Heute Abend ist Vortrag mit darauffolgender Diskussion im Verein. Kommen Sie mit, ich führe Sie ein!"

„Bom, m. w., machen wir", beschlossen die Musterreiter und brachen auf.

Bei Gräßler hatte die Sitzung des „Vereins für Bildung und Volksaufklärung" gerade ihren Anfang genommen, als João Helling mit seinen Gästen erschien. Der gute João wünschte dem jungen Verein im stillen ein recht baldiges seliges Ende, schon wegen der paar Dutzend Flaschen Bier, die bei den Sitzungen von seinem Konkurrenten da verkauft wurden. Allein die Neugierde und das Bewußtsein, auch zu den Gebildeten zu gehören, trieben ihn doch vorläufig in die Versammlungen.

Den Vorsitz führte Theodor Gräßler und zog die Augenbrauen hoch, wenn er sprach, um sich ein wichtiges Aussehen zu geben. Das Protokoll führte der Lehrer der Pikade Santa Rita, der sich im stillen wohl über den Bildungstrieb seiner Herren Bauern amüsieren mochte, aber den Zauber mitmachte, weil die Herren Gräßler seine Schulvorsteher waren und er dem-

nächst um eine Gehaltserhöhung einkommen wollte. Da mußte er die Herren bei guter Laune erhalten. Ein anderer „Lehrer", Herr Paul aus Dona Josefa, der früher einmal Speckausbrater bei Helling gewesen war, hatte für den Abend einen Vortrag angekündigt über das Thema: Was ist wahre Bildung?

Theodor Gräßler eröffnete die Sitzung und begrüßte die Anwesenden. Der Protokollführer erstattete Bericht über einige Antwortschreiben auf ergangene Einladungen zur heutigen Sitzung.

Der Pfarrer, den man einmal eingeladen hatte, war nicht erschienen. Da nun Gräßler ihn mit spitzen Reden und Sticheleien von wegen Pfaffen, Volksverdummung, geistlichem Humbug lächerlich zu machen versucht hatte, so hatte Hochehrwürden folgendes bündige Schreiben eingesandt:

„Da Sie nach meiner höflichen Ablehnung Ihrer Einladung, bei Ihrer nächsten Sitzung zu erscheinen, sich bemüßigt gesehen haben, meine Person und Tätigkeit einer böswilligen Kritik zu unterziehen, so gebe ich Ihnen anheim, die Stellen der Schrift, Sprüche Salomonis Kap. 26 Vers 4 und 7 freundlichst lesen und beachten zu wollen."

Gräßler mußte sofort eine Bibel holen und die Stellen vorlesen. Vers 4 heißt nun: Antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, daß du ihm nicht gleich werdest — und Vers 7: Wie einem Krüppel das Tanzen, also stehet einem Narren an, von Weisheit zu reden.

Das war denn nun in ein Wespennest gestochen.

„Ich schneide dem Pfaffen mal seine Weinstöcke ab!" versicherte der Kritzlerjakob.

„Seine Gäule sollen kein Haar am Schweif behalten", gelobte Fridolin Kahle.

„Mein Zaun hat so 'ne schöne Stelle, da jage ich dem Kerl meine Schweine in seine Pflanzung", erklärte Peter Freundlich.

„Silentium, meine Herren! Regen Sie sich nicht auf!" mahnte Herr Karl Stern, der als Gast aus Santa Cruz anwesend war, „wir hetzen ihm schon die Gemeinde auf, daß es ihm leid werden soll, hier noch Leute zu foppen. Außerdem bin ich Mitglied der Synode, da will ich ihm schon noch einige Steine in den Weg legen, über welche er stolpern soll."

Karl Stern war ein geriebener Knabe, der sein Schäflein zu scheren verstand und manche Intrigue angezettelt hatte, auf ihn verließen sich daher Gräßler und Genossen und waren beruhigt. Nur der alte Gräßler tobte noch ein wenig: „Nächsten Monat ist Kirchenversammlung, da wollen wir dem Schwarzrock schon zeigen, mit wem er's zu tun hat. Hannes Seidel, du reitest vorher durch die Pikade und holst alle Companheiros zusammen, auch den Gottlob Fürst aus der Batatenschneiz bringst du mit. Ihr beide

reißt da das Maul ordentlich auf. Wir wollen ihm zeigen, was Bildung ist. So ein Stichelmeier, der will Pfaff sein?"

Auch andere Eingeladenen gaben unverständliche Andeutungen. Da schrieb Gottfried Trabener:

„Gräßler soll mir meine Zinsen bezahlen, da will ich ihm for einen gebildeten Kerl estimieren und kommen."

„Die wahre Bildung" war das Thema, über welches sich nun Herr Paul verbreitete. Er war nicht in dem Tal geboren, sondern stammte aus den sandgesegneten Gefilden der Mark und hatte es in Berlin bis zum Korporal gebracht. Mit der deutschen Orthographie und Grammatik stand er gar nicht auf dem intimsten Fuße, auf eine handvoll Mir und Mich kam es ihm nicht an, dafür aber war er gottesfürchtig und unverfroren. Er stärkte sich durch einen ordentlichen Trunk, wischte mit dem Handrücken über den Korporalsschnurrbart und legte los:

„Meine Herren! Ich habe den ehrenvollen Auftrag übernommen, Ihnen über die wahre Bildung zu belehren und Ihnen über die feine Benehmigung ein Licht aufzustecken. Denn warum? Weil ich als Lehrer der Gemeindeschule von Dona Josefa wissen muß, wer ein gebildeter Mann ist. Wenn ich früher in Berlin, was doch eine gebildete Stadt ist, als königlich preußischer Unteroffizier so vor meine Rekruten stand, was doch meistens auch Bauernjungs waren, und ihnen als Anfang aller Bildung den langsamen Schritt beibrachte, da sagte ich immer: Kerls, wenn ich nun kommandiere: Stillgestanden! — da müßt ihr eure fünf Sinne mitsamt dem sechsten Sparren zusammenehmen, indem ihr sonst immer an euren heimischen Ochsenstall denkt. Gerade so ist das hier, meine Herren, wenn man hier Bildung verbreiten will. Der Kolonist hier, der nichts von wahrer Bildung weiß, denkt nur an seinen heimischen Tabaksschuppen und Schweinskorral, und dabei fällt für uns Lehrer, welche Bildung verbreiten, nichts ab."

„Sehr richtig!" bemerkte sein Kollege in der goldenen Brille.

„Muito bem!" sagte João Helling.

„Oder soll man das Bildung nennen, wenn mein Nachbar Adam ein Schwein von sechs Arroben schlachtet und mir nicht einmal ein Rippenstück schickt, wo ich ihm stets die Zeitung vorlesen muß, indem er nicht lesen kann? Oder ist das Bildung, wenn mein Schulvorstand in Bombachas und Hemd und barfüßig mir einen Besuch macht, sich auf meinen Tisch setzt und in die Stube spuckt?"

Dabei schaute er den Kritzlerjakob von der Seite an, daß er den Husten kriegte.

„Oder ist das Bildung, wenn ich mal aus der Venda gekommen bin und aus lauter Freude an der Natur mir im Schatten einer schönen

Figueira ausruhe — und dann Hanne und Male beim Schmierkochen erzählen: Der Schulmeister hat gestern 'ne haushohe Brand gehabt und is in der Hecke gelegen? Ist das eine Art, wenn mich der Michel Schulz ein Pferd verkauft, das lahm wird, und mich hundert Mil dafür abnimmt?"

„Er is es dem Michel aber heut noch schüllig", raunte Gustav Molz dem Adam Wächter zu.

„Nein, meine Herren!" fuhr Herr Paul fort, „der Kolonist von Natur kennt die wahre Bildung nicht, er nennt nur den einen gebildeten Mann, der sechshundert Arroben Tabak erntet und pro Jahr fünfzig fette Schweine schlachtet. Seine Bildung sitzt ins Vendabuch!"

Hier stärkte sich Herr Paul bedeutend und fuhr fort:

„Und erst die Benehmigung auf dem Tanzsaal! Auf dem Balle, da zeigt sich erst der gebildete Mann. Aber da tanzt der Hannes mit dem Hute auf dem Kopf und den Sporen an den Hacken, der Michel hat die Zigarre hinter dem Ohr, der Wilm juchzt wie ein wilder Esel, der Karl ruiniert mit seinen großen Händen die neue Taille seiner Tänzerin, der Jakob tritt ihr auf die Zehen und stampft, wie ein Pferd im Stall, die Frau Hanne stillt ihr Kind mitten im Saal und die Christine legt ihren Bengel auf dem Tische trocken — das ist alles keine Bildung. Relhostiele und Pistolen, geworfene Bierflaschen und zerschlagene Gläser sind auch keine Bildungsmittel — und dann erst die schönen Lieder, welche gesungen werden: Mariechen saß weinend im Garten, im Schoße ihr schlummerndes Kind — und so weiter — ich sage, hier müssen wir einsetzen, hier müssen wir erziehen."

„Sehr wahr!" pflichtete Theodor Gräßler bei, während die übrigen ziemlich still waren.

Während der Rede waren zwei Kolonisten eingetreten, standen am Schenktisch und dampften aus ihren Pfeifen. „Du, Franz!" meinte der eine, Rudolf Dreher, „dem Kerl mußt du es hernach einmal stecken!"

„Warte es nur ab", antwortete Franz Wächter leise, „dem Kerl mit seinem ganzen Bildungsschwindel will ich schon das Maul stopfen.

Herr Paul, im Hochgefühle seines rednerischen Triumphes ging nun zum zweiten Teile seiner lehrreichen Abhandlung über: „Was können wir nun gegen solche Zustände tun? — Jeden einzelnen ordentlich abkanzeln, wenn er unmanierlich ist? Aber da gibt es rohe Menschen, die gleich nach dem Peitschenstiel langen und die ungebildet grobe Fäuste haben. Wir haben ja erfreulicherweise gebildete Leute, wie die Familie Gräßler und Herrn Hannes Seidel, der mit den feinsten Leuten umzugehen versteht" — hier schaute Zwacker seinen Freund Oelmann vergnügt an — „aber ich sage, wir müssen zunächst auf die Hebung der Schule bedacht sein. Wir müssen

zunächst das Schulgeld erhöhen, damit den Leuten die Schule wertvoller erscheint, wir müssen den Bildungsverein heben, daß die übrigen Bauern mit den gebildeten Kolonisten in einen näheren Verkehr treten und ihre Ecken abschleifen, wir müssen vor allen Dingen den Pfaffen den Brotkorb höher hängen, denn die verdummen nur das Volk, raus mit die Heuchler!"

„Raus!" rief Hannes Seidel.

„Sehr gut", klatschte die Familie Gräßler Beifall, Capitão Hannes schüttelte dem Redner die Hand, Theodor reichte ihm ein großes Seidel Bayrisch und meinte: „Das ist noch ein gebildeter Mann! Wenn wir lauter solche Leute hätten!"

João Helling aber sprach zu Oelmann: „Ein gebildeter Mann mag er sein, aber Pump hat er bei mir nicht mehr."

„Wünscht einer der Anwesenden zu dem eben gehörten Vortrage das Wort?" frug der Vorsitzende.

„Na, wenn's erlaubt is, da möcht ich wohl e paar Worte schwätze", kam eine Stimme vom Schenktische her, Franz Wächter wollte reden.

Herr Paul schien nicht just von dieser Meldung erbaut zu sein und tuschelte mit Gräßler. Aber weil dieser dem Franz Geld schuldete, so erteilte er ihm doch klugheitshalber das Wort.

„Der Herr Paul", begann Franz, „den ich ja auch noch gut kenne von der Zeit, wo er bei Helling manche Speckseite ausgebraten und manchen Schluck mit mir getrunken hat, hat da mal eppes klug geschnackt und uns Ungebildeten mal die Wahrheit gesagt. Wenn nun unsere Pikade nach seinem Modell umgeschaffen würde, da möchte auch 'ne schöne Sorte Kolonisten rauskommen. Ich will mal denken, daß wir alle die nötige Bildung hätten — die Gräßlers haben sie ja seit Großvaters Zeiten — da wäre das eine schöne Sache. Wenn ich dann ein Schwein schlachten wollte, suchte ich natürlich dasjenige aus, welches das meiste magere Fleisch hat, weil unser Herr Schulmeister das am liebsten ißt. Wenn ich aber gewisse Leute — und gesehen habe ich erst gestern einen gewissen Jemand — mit einem Mordsaffen in den Hecken liegen sehe, da haue ich gleich meinem Picaço die Hacken in die Weichen, reite Galopp heim und hole das beste Daunenkissen, damit der Schulmeister weich liegt. Wenn aber mein Mädel die Kühe melkt, da sage ich: Liese, steck dir aber die Schleppe hoch und nimm das weiße Unterröckchen in Acht! und meinem Christian rate ich: Jung, strenge dich beim Waldhauen nicht so sehr an, du bekommst sonst Schwielen in die Hände, und man merkt sie beim Tanzen. Wenn wir aber dem Herrn Schulmeister begegnen, da ziehen wir unser Schnupftuch und zeigen es ihm, damit er sieht, daß wir stets die Bildungsfahne in der Tasche haben, und wenn wir ihm ein Pferd verkaufen, da lassen wir's ihm

erst sechs Wochen zur Probe und Geld nehmen wir nicht, nein, wir zahlen ihm auch noch seinen Pump in der Venda. Jeden Sonntag aber muß der Pfarrer ein ordentliches Dankgebet machen dafür, daß uns der liebe Gott solche gebildeten und tüchtigen Lehrer gegeben hat, das heißt, einen Pfarrer gebrauchen wir ja bald nicht mehr, denn unser Pfarrer hat ja nur so eine lumpige Universität in Deutschland besucht, Herr Paul aber war königlich preußischer Korporal. Also hören wir nur auf Herrn Paul, da werden wir bald die richtige Bildung haben."

„Ich beantrage Schluß!" rief Paul wütend.

„Ach was, Schluß —" donnerte aber Rudolf Dreher, „wir Baure wolle aach mal das Wort führe, un das kann der Wächterfranz am beste. Immer red' los, Franz, un im Notfall, da —" damit streifte Dreher die Ärmel ein wenig in die Höhe, als wenn eine Generalausräumung bevorstehe.

Franz drückte den Tabak in der Pfeife fest und fuhr ruhig fort:

„Ich will euch allen, wie ihr gebacken seid, mal ein wahres Wort sagen. Auf dem Bauern herumhacken, das versteht jeder, seine Schattenseiten hervorsuchen, dafür haben die Herren Augen, aber daß der Kolonist erst den Grundstein gelegt hat für alles, was die Herren bessern wollen, das wird nicht gesagt. Ich kenne auch die böse Seite der Bauern, weil ich selbst ein Bauer bin. Wenn er jemanden anführen kann, da tut er's, ein Sack Schwanzbohnen*) und eine Fuhre feuchten Tabaks machen ihm keine Gewissensbisse, aber er ist eben ein Bauer und kein Engel. Aber, das sage ich euch, er soll auch nichts anderes sein als ein Bauer. Meine Schwielen habe ich nicht vom Zitherspielen gekriegt, und mein Wald ist nicht von selbst umgefallen, und wenn der Bauer „eppes zäh" ist, so kommt's daher, weil er alles mit saurem Schweiße verdienen muß. Laßt ihr hier nur den Bauern, wie er ist, fleißig, meinetwegen auch geizig. Aber wer den Bauern erst verdirbt, das sind die Herren Gebildeten. Ihr könnt bei dem Bauern gar nichts ausrichten. Wer den Bauern erziehen will, der muß selbst hoch wie ein Kirchturm über ihm stehen, wie vor Jahren der Koseritz in Porto Alegre, dem hingen wir Bauern an. Aber wenn mal ein Mann von wirklicher Bildung und ehrlichem Willen den Kolonisten heben will, da kommt gleich das ganze Gelichter von Vintemgebildeten und Klugschnackern und hängen dem Mann alles mögliche an, bis der Bauer das Zutrauen verliert, und dann spinnen die Nörgelfritzen und Klatschbasen ihre Seide weiter. Da reden sie dem Bauern erst ein, daß er alles allein wisse und besser verstehe, und machen ihn hochmütig, und ein hochmütiger Bauer ist ein dummer Bauer. Dann nehmen die Herren von Santa Izabel, wie Arthur

*) Durch Feuchtigkeit gekeimte (geschwänzte) Bohnen. D. V.

Heringsdorf, Karl Stern und Genossen, die hochmütigen Bauern in die Freimaurerloge auf, das heißt, wenn sie Geld haben, und dann dünkt sich der Logenbruder doppelt klug und sondert sich mit seinen Freunden von den anderen Bauern ab, wie euer Bildungsverein hier, dann haben wir den Kastengeist auch in der Pikade.

Wer ein Bauer sein will, der soll arbeiten und sich nicht um Dinge kümmern, die er nicht verstehen kann; wenn er aber Rat braucht, da soll er vor die rechte Schmiede gehen und nicht zu Leuten, die gut schnacken und den Mantel nach dem Winde hängen. Im Stillen lachen sie euch ja aus, ihr seid gerade so klug oder dämlich wie ich, aber ihr Gebildeten tut ja, als wenn ihr mit einem Cylinderhut auf die Welt gekommen wäret, und lauft den großen Schnackfritzen von Santa Izabel nach, die sich im Stillen über euch lustig machen. Ja, wenn die Herren in die Pikade kommen, besonders wenn sie Geld pumpen müssen, da heißt's: Weißt noch, Jakob, wie mer z'samme in die Schol ginge? Weißt noch, Hanne, wie ich mit dir so arg schön getanzt han? Und Jakob und Hanne freuen sich über Karl Stern und Paul Schönlicht und ihre Freunde — aber wenn der Bauer mal nach Santa Izabel kommt, da haben die Herren keine Zeit, da guckt Arthur Heringsdorf von oben über die goldene Brille und denkt: Ich werde mich hüten, mit dem Bauern mich im Klub zu blamieren oder von dem Trampel von Hanne mein Sofa platt sitzen zu lassen — da sind wir vom Lande, da sind wir überflüssig. Ich sage immer: Fisch oder Fleisch, ganz Bauer oder gar nicht, ein Kolonist, wie ihr ihn wollt, ist wie die Anta in Lackstiefeln, und euer ganzer Bildungsschwindel ist Hochmut und Unverstand zugleich. So — nun wißt ihr es!"

„Das ist das erste vernünftige Wort, das ich seit langer Zeit gehört habe", sagte Zwacker zu Oelmann.

Die Bauern und Lehrer waren still geworden, Karl Stern hatte sich gedrückt. Fridolin Kahle strich verlegen über seinen Mondschein, Gräßler guckte den Knüppelhannes an — aber keiner wollte anbeißen, denn mit dem Kolonisten Franz Wächter war nicht gut Kirschen essen. So schloß Gräßler ziemlich kleinlaut die Sitzung. —

Am anderen Tage, als der Weg zur Batatenschneiz sich von der Pikade abzweigte, nahmen Zwacker und Oelmann von Balduin Abschied, der einen Abstecher in die bekannten Gefilde machte.

„Hier unter dieser ragenden Figueira", begann Zwacker, „wo wir wie Herkules am Scheidewege zur preislichen Batatenschneiz stehen und ich Sie verlassen muß, um den wandernden Fuß in Oelmanns Geleite den nährenden Gefilden des Wurstwinkels zuzuwenden, möchte ich eine Zähre der Rührung im Auge zerdrücken, falls ich solche auf Lager hätte. Weils aber nicht kann

sein, so will ich Sie mit meinem väterlichen Rate entlassen. Die Zukunft liegt dunkel vor Ihnen, noch ruhen in der Zeiten Schoße Prokura und so heitere Lose, doch gibt's, bedenken Sie das alles, auch Pleite, Pump, Filous und Dalles. Berge schwarzer Bohnen liegen noch ungegessen vor Ihnen im Morgenrote der Zukunft, schaurige Schnäpse und geheimnisvolle Biere harren Ihrer — ich könnte mir ein Riesenmonument setzen, wenn ich alle Bohnen auftempeln könnte, die mir liebende Hände vorgesetzt haben, eine Riesenfontäne könnte ich anlegen, wenn ich die Biere und Schnäpse und Tees vereinigen könnte, mit denen ich aus Pflichtgefühl meinen inneren Menschen beleidigen mußte — das sind die Herkulesarbeiten für uns Musterreiter. Aber halten Sie den Humor warm, daß der Ihnen nicht ausgeht, dazu den Mutterwitz und scharfen Blick in heiklen Lagen, damit Sie mit der Geschwindigkeit eines geölten Blitzes sich noch die beste Stelle zu Ihrer Niederkunft aussuchen können, wenn Sie selbst einmal im Bogen aus einer ungastlichen Tür ätherisch schweben sollten — denn auch das ist schon Ben Akiba bekannt gewesen. Und nun rechts schwenkt, marsch! Hollah, Mula!" Damit sauste er in Oelmanns Gesellschaft ab, und Balduin ritt in die alte liebe Batatenschneiz hinein.

— —



Santa Cruz. (Ältere Aufnahme.)

Neuntes Kapitel.

Am Ziel.

Wenn der Mensch nach langer Zeit wieder in heimische Gefilde zurückkehrt, so glaubt er so gern, daß alles auf ihn gewartet habe, und freut sich über jeden Pikadenköter, der ihn anblafft, als biete der ihm ein hündisches Willkommen! Auch Balduin war es, als er den ersten Hahn in der Batatenschneiz krähen hörte, als riefe der hofbewachende Vogel des Asklepios: „Kickeriki! Unser Freund Balduin ist wieder hie!“

Als er an Simpels Hause vorbeikam, stand die Hausehre just mit der Maiskumme auf dem Hofe und fütterte Hühner, Enten und Truthühner.

„Herr Jesus-Maria-Josef!“ schrie die dicke Male, „Herr Zitz! Na, na, na! Nee, so was!“

Dabei ließ sie die Kumme fallen, wischte flugs die Hände an der Schürze ab und eilte ans Tor.

„Wie geht's Ihnen? Wie gut Sie aussehen! Na, na! Nee, ordentlich stolz sehen Sie aus! Steigen Sie ab, der Simpel ist just in die Venda geritten, muß aber jeden Augenblick wiederkommen. Steigen Sie doch ab!“

„Danke schön, Frau Simpel, aber ich darf nicht verweilen, ich muß noch weiter.“

„Ja, ja!“ meinte Male Simpel enttäuscht, „ich kann mir's denken — man hört ja so allerlei — Sie schreiben sich ja wohl mit Micheln sein Röschen — da gibt's nun gewiß bald —“

„Até logo!“ rief Balduin und sprengte weiter, froh, daß er der neugierigen Dame entronnen war. Jetzt passierte er die denkwürdige Stelle, an welcher er einst mit dem Schlackerphilipp die kleine Auseinandersetzung

gehabt hatte. Da unter dem Dornbusch — was war das? Eine Mula stand angebunden am Wege, und daneben schlief Gottlob Fürst den Schlaf des Gerechten.

„Also noch immer!“ murmelte Balduin und trabte vorbei.

Langsam ritt vor ihm ein Alter, rechts und links baumelte der Quersack vom Sattel, das Pferd, die Pfeife, der Hut — das war kein anderer als Fritz Steffen. Rasch wollte Balduin vorbei:

„Guten Tag, Herr Steffen, wie geht's?“

„Halten Sie mal ein wenig an, mein lieber Mann!“ rief aber da der gute Fritz, „wer sind Sie denn? Sie kommen mir so bekannt vor. Ach Gott! uns' Herr Balduin, na, das freut mich, daß ich Sie noch zu sehen kriege.“

Damit hielt er dem ungeduldigen Balduin die Hand hin, stieß ein paar mächtige Wolken aus der Pfeife und holte aus der Satteltasche eine kleine Flasche hervor:

„Nehmen Sie ein Schluckchen, mein lieber Sohn, das ist gut gegen den Sonnenstich.“

Balduin lehnte ab, mußte aber die Strecke bis zur Venda mit dem guten Steffen reiten.

„Was gibt's denn neues in der Pikade, Steffen?“

„Nun, so mancherlei, lieber Sohn, da ist zuerst der Herr Pastor. Ich habe nichts wider ihn, aber er hat nicht den rechten Glauben, er ist einer von die Neuen, die Studierten. Ja, früher, da hatten wir den rechten Mann, als ich noch jung war. Mit dem nannte ich mich Bruder, das war ein Mann! Dem brachte ich manches Kilo Butter aus reiner Freundschaft, das war ein Mann! Der konnte die ganze Bibel auswendig, und dann sprach er so liebreich mit mir vom Himmelreich und dem Jerusalem da droben! Zwar ein bischen geizig war er, nahm mich auch immer Prozenten ab, wenn ich mit ihm Geschäfte machte. Nur aus christlicher Barmherzigkeit holte ich für andere die Milreis von dem lieben Bruder Pfarrer und verlieh sie dann weiter, nur aus Barmherzigkeit! Das war ein frommer Mann! Zwar er hielt immer dieselbe Predigt, aber das war gerade das Gute! Ich kann sie Ihnen heute noch hersagen, mein lieber Sohn.“

„Nein, nein, das lassen Sie lieber!“ wehrte Balduin ab, „aber was machen die Bekannten?“

„Da ist zuerst mein Nachbar Stramm, der lügt noch immer, nun hat er schon drei Feldzüge mitgemacht, nächstens ist er noch mit den Brasilianern in Canudos gewesen und hat den Antonio Conselheiro gefangen. Der Kirchenvorstand ist nun auch nicht mehr einig, weil Fritz Dittmann — Sie kennen ihn doch, er singt immer so durch die Nase — in der Versammlung nichts sagt und immer einverstanden ist, hernach aber alle Leute aufhetzt,

und dann kommen Stänkereien raus — ja, Fritz Dittmann ist wohl ein frommer Mann, aber er hat Tücken und Nücken, er heuchelt doch wohl ein bischen — da danke ich Gott, daß ich nicht so bin.

Gottlob Fürst haben Sie wohl eben gesehen — ach, das Leiden! Ich sag' ja! —

Sonnenthal haben Sie ja wohl auch gekannt. Ja, mein lieber Mann, der hat meine schönen Milreis auch mitgenommen, ein guter Mensch wird immer betrogen, und ich bin immer ein guter Mensch gewesen. Das sagte schon mein Herr in Pommern, als ich noch die Gänse hütete."

Balduin wurde die Salbaderei bald widerlich, nnd er war froh, als sie die Venda vor sich hatten, in der einst Sonnenthal gewirkt hatte.

Da schien es hoch herzugehen.

„Makt kein Striet nich!" rief der alte Wilm Schulz aus der Pommernpikade, ein Zeichen, daß er im Saus war.

„Un ick segg, hei schall rut!" rief Christian Marquardt, „hei schall us Kinner lihren und kein Ferien maken, un dei nigge Schoppen is nich nödig, hei plant kein Tobak un brukt keinen Schoppen!"

Die Herren Bauern der Batatenschneiz hatten den Lehrer wieder unter der Schere, weil er Ferien gemacht und den Bau einer Scheune beantragt hatte.

„Jo, rut schall de Kirl!" brüllte Wilm Kuholz dazwischen, „ick bün ümmer for rut!"

„Da will ich erst garnicht hineinkommen", rief Balduin vom Sattel aus dazwischen.

„Hollah! Pucha! Kiek! Ne, nu schlag doch ein den Dübel dot! Nu kommen Sie mal erst recht 'rein!"

Wilm Schulz versuchte sogar einen gebührenden Diener zu machen, wobei er fast die Balance verlor.

„Ne, dat harr ick nich dacht! Un nu sind Sei ja woll ein groten Herrn! Da ward sick Michel freue!"

Der neue Vendamann erschien ebenfalls: „Habe die Ehre, Herr Zitz! Nehmen Sie ein wenig Platz!"

Jetzt erschien auch Georg Bender aus der Schmiede, ein Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte und stets Balduins Freund gewesen war. Er legte eilig eine kleine glühende Kohle in die Pfeife und ging im Schurzfell zur Venda, just wie er bei der Arbeit war, denn er beschlug gerade Zugpferde. Freudig streckte er Balduin die rußige Rechte entgegen: „Guten Tag, Herr Zitz! Das ist mal eine unverhoffte Freude! Das ist recht, daß Sie den Pfaffen an den Nagel gehängt haben. Ich sage immer: Lieber will ich den Blasebalg ziehen und Mulas beschlagen, als

hier Pfarrer oder Lehrer sein. Das kommt hier gleich vor dem Schweinehüten und Pferdestehlen."

„Ne, Schorsch, dat schaßt nich seggen", protestierte Christian, „wi hewwt de Herr Zitz ümmer leiw hat. Dat hei ging, dat was man de Albert Spanitz schüllig, dei möt ümmer de Apporten dragen, de sin oll Gesangbaukstante utheckt. Wenn hei will, kann Herr Zitz morrn am Dag wedder Preister spelen. Wi jagt dann den jetzigen Preister fort!"

„Danke schön!" lachte Balduin, „lieber nicht! Aber kommt Michel nicht her?"

„Der wird wohl daheim sein, er hat Besuch", antwortete der Schmied, „der Michel verkauft seine Kolonie, er hat den Beutel voll und zieht nach Santa Cruz, heute wird er wohl mit dem Käufer handelseins werden."

Da horchte Balduin auf. Rasch warf er den Poncho wieder über: „Da muß ich doch mal schnell hinreiten."

„Ich komme heute Abend auf eine Stunde nach", versprach der Schmied.

„Ick ok", sagten die anderen.

„Kommt lieber morgen", riet Balduin, „heute möchte ich früh ins Nest, ich bin müde."

„Jo, ick kann't mi denken", lachte der alte Wilhelm, „Sei hebben gewiß ok vel to schnaken, wo wi man hinnerlik sind. Ick was jo ok mal jung un min Oll' ok."

Balduin aber saß schon im Sattel und trabte los. Bald bog der Weg nach rechts ab, und — hurrah! da lag Michels Kolonie.

Die Hunde kläfften und blafften ihm entgegen, Michel erschien in der Haustür und pfiff sie zurück, während Balduin vom Esel sprang. Unwillkürlich dachte er an den Moment, wo vor Jahren Michel ihn zum ersten Male beherbergte, als er hier, elend an Leib und Seele, ein gastliches Asyl fand. Heute kam er als ein anderer Gast. Die silbernen Chilenas klirrten selbstbewußt, als er über die Steinplatten zur Treppe schritt, die helle Palla warf er über die Schulter zurück, als er Michel die Hand zum Gruße bot.

Der Bauer ist kein Freund von großen Zärtlichkeiten, und trotz der hellen Freude, welche dem Michel aus den Augen leuchtete, beschränkte sich sein Willkommen auf wenige Worte: „Gu'n Dag! Das is recht, daß Sie als mal vorspreche! Nu mache Sie sich's bequem, Sie sind ja hier zu Hause."

Dabei drückte er allerdings dem Gaste die Hand, daß die Finger knackten.

Im Wohnzimmer saß ein anderer Kolonist und wurde von Michel vorgestellt: „Mei Compadre, der Gottlieb Weigler aus der Boavista. So — nu gehn Sie mal in die Veranda und sahen den Weibsleuten guten Dag."

Die gute Hanne stand am Herde und rüstete das Abendbrot, Röschen am Tisch und seihte Milch durch.

„He, guten Tag", lachte Balduin hinein und zwirbelte den Schnurrbart in die Höhe, „wie geht's?"

Hanne stürzte gleich herbei, faßte mit beiden Händen seine Rechte und zog ihn näher.

„Willkomme, Herr Balduin, hundertmal willkomme! Ach, wie oft han mir an Sie gedacht! Grad sah ich zu dem Kind da: Ob er heut wohl noch komme wird? — denn der Hannjörg Reitzke hat uns gestern als verzählt, daß Sie in der Schmierlöffelnschneiz sein. Nu ziehn Sie aberst erst mal de Ponsch ab un mache Sie sich's bequem!"

Das „Kind" Röschen trat verlegen näher und reichte Balduin die Hand. Sie errötete leicht, als Balduin ihr herzlich die Hand drückte und ihr in die Augen sah. Frau Hanne mochte ahnen, daß sie hier eigentlich überflüssig war, denn sie eilte plötzlich davon: „Ich muß noch schnell e paar Hinkel hasche und schlachte."

Während draußen das Federvieh seinen Todesgesang anstimmte, hatten sich Balduin und Röschen allerdings mancherlei zu sagen, was Frau Hanne just nicht zu hören brauchte. Als sie aber mit den kopflosen Hühnerleichen wieder eintrat, war das prachtvolle Haar Röschens ein wenig verschoben, und Balduin sah just so rot aus wie das „Kind", brannte sich eine Verlegenheitszigarre an und verschwand zu Micheln in das Wohnzimmer.

Der Hausherr war mit dem Compadre Weigler bald handelseins geworden, die Kaufpapiere wurden am folgenden Tage gemacht, bald darauf dampfte der Abschiedsspießbraten in die milde Luft eines Herbstabends und in die Nasen der Nachbarn, unter welchen der Happenkarl seinem Abschiedsweh durch handlange Bissen besonderen Ausdruck gab, der alte Stramm erzählte von den Düppeler Schanzen eine neue Lüge, und bald knarrten die Wagen der Nachbarn, welche dem Michel „wandern halfen" in das benachbarte Städtchen, wo Michel den Rest seiner Jahre in stiller Behaglichkeit zuzubringen gedachte. — —

Etliche Jahre waren seit der Zeit ins Land gegangen, als Michel eines guten Abends zu Hanne sagte: „Nu, Alte, was meinst? Mache mir z'samme aufs Bundesschießen nach Portalegro?"

So lautet nämlich der Name der Hauptstadt im Bauern-Portugiesischen.

„Ach, du lieber Gott! Nach Portalegro? Mei selig Mutter hat immer gesaht: Da han mir's als gar nit gut gehabt, als mer ins Land nach Bresilje komme sin, han alleweil in der großen Herberg leihe müsse, wo se mir e Kopfkisse gestohle han, mir han e Art Brieh kriegt mit e paar Stickelcher Fleisch, un in dem Speck sind als Made gewesen, un der Vater selig hat sich vor lauter Wut seine erste Brand in Bresilien kaaft — ist nit der

letzte gewest, hat mei Mutter selig gesaht. Nee, Michel, dahin kriegst mich nit mit zehn Gäulen, lieber bleib ich als daheim."

Micheln war das nun im Grunde genommen nicht gerade unangenehm, denn er war gesonnen, in Porto Alegre noch einmal das Leben schön zu machen, und „wenn's e halb Kuh kostet". Da wäre er arg gern allein mit den alten Bekannten aus der Pikade gereist, die auch das Fest in der Hauptstadt mitfeiern wollten. Aber so ganz ohne Gegengewicht gegen etwaige schwache Anwandlungen entließ ihn Frau Hanne doch nicht, sondern nach einigen stillen Zwiesprachen in der Küche, bei denen Röschen stark rot wurde, erklärte sie:

„Daß du zum Schützefest mache willst, dadergegen han ich nichts, aber das Mäd nimmst mir mit! Das bringst mer bei dem Compadre Karl sei verheiratete Tochter, da is das Kind gut aufgehobe, un kommst mer fein mit dem Röschen wieder heim! So magst nach Portalegro bummeln oder gar nit!"

„Allemal", pflichtete Michel bei, „aber da musterst mir das Mäd fein raus, daß ich mich mit ihm sehe lasse kann."

„Da brauchst keine Angst ze han", sagte aber da Mutter Hanne spitz, „sorg nur, daß sich das Kind mit dir immer sehe lasse kann. Un deine neue Tuchrock nimmst mer fein in acht, daß er nit wieder die Bierflecke kriegt, wie auf dem letzte Ulaneball!"

Darauf setzte denn Michel seine Schützenbüchse und sich selber instand und war am Vorabende der Abreise in jeder Beziehung marschfertig, als einige Bekannte aus der Batatenschneiz und Löffelpikade eintrafen, die gleichfalls zum Feste reisten.

Da kamen denn der Franz Rieck, Wilm Kluge, Adam Knauser, der Kritzlerjakob, der rote Simpel, Karl Lange und andere Pikadenschützen, zum Schluß auch Herr Lehrer Paul aus Dona Josefa, der die Gelegenheit zu einer Ferientour nach Porto Alegre benutzen wollte.

„Hast wirklich Urlaub kriegt von deiner Alten?" frug Michel den einen, „hast auch ordentlich Pataks in de Sack gesteckt? Du, Simpel, da unten in Portalegro darfst aber nit aus der Flasch ziehe! Nu kommt, setzt euch um den Bohnentopf, daß mer noch emal z'samme esse in dem liebliche Neste hier. Das sah ich euch aber vorweg: Mit den sogenannte Herre von hier, da macht mir keiner Sache auf der Reise, die wolle hoch hinaus, un da unte in Portalegro kenne sie die dumme Baure nit mehr. Mir bleibe für uns!"

Es war um Mittag des folgenden Tages, als sie an der Eisenbahn anlangten, nachdem sie fünf Stunden auf dem Wagen geschüttelt waren. Unterwegs hatten sie scharf gefrühstückt, und der rote Simpel rauchte im Schlafe seine Pfeife schon kalt, als sie die Station vor sich sahen.

„Du, wache mal auf!“ stieß ihn Michel an, „du bist e Mordskerl — kaum ist er unterwegs, da schläft er schon.“

„Das tut die ungewohnte Luft“, belehrte ihn Herr Paul, „die Atmosphäre hier auf dem Campo ist eine andere, wie's mich scheint, als in der Pikade.“

„Ja, ja“, lachte Wilm Kluge, „der Cachaça nach dem Frühstück ist ihm ungewohnt, und dem Simpel seine Atmosphäre riecht nach seinem selbstgedrehten Fumo. Das ist auch nicht das beste Kraut.“

„Macht nichts“, entgegnete Herr Paul, „Herr Simpel ist ein guter Kerl, den kann man schon mitlaufen lassen.“

„Ich wollte, ich wär wieder daheim“, meinte aber der Gelobte, „ich han noch Miljen an de Rio zu stehn. Wenn's nu regnet un die Rio groß wird, da sind meine Bube wieder bei die Mäd maien geritte un die Miljen versaufe im Wasser.“

„Laß deine dämliche Milje nur runtertreibe“, versetzte da Michel, „da findst de die Kolben in Portalegro wieder.“

„Nur nicht verzagt, Herr Simpel, immer fidel!“ munterte Paul ihn auf, welcher bedeutende Hoffnungen auf den guten Simpel setzte, „ich kenne Portalegro genau, ich führe Sie mal herum, daß Sie etwas erzählen können, wenn Sie heimkommen.“

Herr Paul hatte nämlich nur einen Zwanzig-Milschein in der Tasche, und weil dieses Papier in gar keinem Verhältnis zu den Reisekosten und seinem voraussichtlich enormen Durste stand, so mußte er sich schon jetzt einen der Kolonisten warm halten. Vorläufig spekulierte er auf Simpel.

„Ja, Portalegro“, deklamierte er, „da ist noch ein Leben! Was man da für Leute treffen kann — gar nicht zu glauben! Als ich noch da unten war, also ehe ich der reinen, frischen Luft wegen auf die Kolonie ging, wie mich der Doktor verordnete“ — hier hustete Michel stark und schimpfte auf die Pfeife — „da saß ich mal so 'n Abend in's feinste Hotel. Da kommt ein Mann, der mich sehr bekannt vorkam. Ich kucke ihm an, er kuckt mir an! Deibel! denke ich, den mußt du kennen. Richtig — er kommt auf mir zu und meint: Sind Sie nicht der Korporal von der Schloßwache, als ich dunnemals beim Kronprinzen 'ne Vorstellung gab? — Jawohl, sage ich, und Sie sind doch der berühmte Zauberkünstler Bosko? — Zu dienen! sagt er. Sehen Sie, so trifft man sich in der weiten Welt“, fuhr Paul fort, „das war der berühmte Bosko, der konnte zaubern wie 'n Dorfschäfer. Der war nämlich damals — ich weiß noch ganz genau, am 6. März 1886 war's — zu einer Zaubervorstellung befohlen zum Kronprinzen, auf ein Uhr. Da waren denn die hohen Herrschaften alle versammelt, Bismarck, Moltke, mein Hauptmann u. s. w., alle in Paradeuniform. Sie lauerten, aber Bosko

kam nicht. Endlich kuckt der Kronprinz aus dem Fenster und fragt mir: Unteroffizier Paul! Sehen Sie den Bosko noch nicht kommen? -- Jawoll! rufe ich und stehe stramm, jetzt kommt der Kerl. Da war's schon zwei Uhr. Na, denke ich, dem ist auch ein Strafrapport fällig oder auch drei Tage Mittel — mein Bosko geht ruhig hinein. Bon jour! sagt er zu die hohen Herrschaften, denn mit die mußte er englisch sprechen, weil der Kronprinz ja mit die englische Prinzessin verheiratet war. Ja, mein lieber Bosko! sagt der Kronprinz, wir warten schon eine ganze Stunde, es ist zwei Uhr! — Bitte, die Uhren zu vergleichen, sagt mein Bosko, es ist genau ein Uhr! Richtig! — alle ziehen die Uhr — und auf allen Uhren ist es Eins!

Dies Kunststück war denn nun schon doll, aber es kommt noch doller, Michel, geben Sie mir erst mal 'ne Zigarre!"

Herr Paul setzte die Zigarre in Brand und erzählte weiter:

„Auf dem Tische in dem Saale stand ein Glas mit drei Goldfischchen. Bitte, sagt Bosko, gehen die hohen Herrschaften alle einen Augenblick ins Nebenzimmer, bis ich in die Hände klatsche! Alle gehen hinaus — Bosko klatscht — alle kommen wieder in den Saal, und was ist geschehen? Da sitzen die Goldfische auf drei feine Sammetstühle und Bosko schwimmt in der Fischkuppel!"

„Donner noch einmal!" rief Michel und lachte aus vollem Halse, „alle Hagel!"

„Na, na, das war arg hart", sagte Knauser.

„Herr Paul kann mit Fritz Remming auf den Pferdehandel gehen", behauptete Karl Lange, „Remming kann schon lügen — aber Paul — Schockschwerenot!"

Paul kannte aber seine Leute: die Pointe muß klotzig sein, sonst ist die ganze Historie nichts wert. Selbst Simpel war wieder ganz munter geworden.

Der Zug pfiff und rasselte vor das Stationsgebäude, und die Gesellschaft stieg ein. Simpel fuhr zum ersten Male in seinem Leben auf der Eisenbahn, die Sache war ihm nicht geheuer.

„Wenn das Dings nur nit emal aus de Schienen springt, da liege mer alle im Graben. Das geht ja, wie der Sturm durch de Wald."

„Ja", meinte Paul, „man hat schon die schrecklichsten Unglücksfälle erlebt —"

„Mache Se mir de Simpel nit ze graule!" schnitt ihm aber Michel das Wort ab, „wir werde wohl noch heil an de Margem ankomme, denn unten lauere die ganze Kerls schon auf de Simpel und seine Companheire."

Simpel beruhigte sich denn auch und war nach einer halben Stunde sanft eingeschlafen. Die übrigen schauten aus den Fenstern oder unterhielten

sich. Adam Knauser aber meinte, als er den großen Bahnhof zu Margem do Taquary sah, von wo aus die Reise mit dem Raddampfer auf dem Jacuhy fortgesetzt wird:

„Die Spitzbube han gut baue, wenn unsereins für die lump'ge Fahrt schon elf Mil bezahle muß, daderfor muß ich balde zwei Sack Bohne ausdresche. Muß mer auf de Dampfer als wieder bezahle, Michel?"

„Nee", beruhigte ihn Michel, „höchstens, wenn du mir e Flasch Bier ausgebe willst."

Das hatte Adam aber nicht im Sinn.

Der Dampfer rauschte durch die Fluten des Jacuhy.

„Gelt", meinte Kluge, „das geht besser als in deinem alten Backtrog über die Rio?"

„Ja, das ist schon recht", zweifelte Simpel, „wenn's aber nu dunkel wird — im Dunklen soll mer nit über die Rio fahre, da han ich schon bald Unglück gehabt, als ich de Klaasadam übersetzen mußte, un ich kenne doch unsre Rio genau."

„Keine Angst", tröstete ihn aber Paul und wollte sein Licht leuchten lassen, „dafür haben die Leute Steuer und Kompaß. Ich will Ihnen erklären, was ein Kompaß ist —"

„Ach was, erkläre Sie uns lieber, was for Bier wir probiere wolle", unterbrach ihn Michel, „der Adam gibt 'ne Runde aus."

„Eich? Nee, eich han kee Durst", protestierte Knauser, aber es half ihm nichts. Paul winkte dem Steward, und der braune Kellner entkorkte flugs zwei Flaschen. Michel zeigte auf Knauser als den Zahlenden, und der zog vor lauter Angst die Börse, nahm sich aber vor, künftig schnell fortzugehen, wenn Paul dem Steward winke.

Die Fahrt kam allen ganz gemütlich vor: „Es geht, wie in der Wiege", sagte Kluge.

Jetzt kam der commandante des Dampfers und bat um die Namen der Passagiere, die er in eine Liste eintrug. Simpel und Knauser schauten ratlos den Michel an.

„Ja, jetzt werde mer notiert, ob auch keiner unter uns is, der die Kammer mal beschummelt und seine Wegearbeit nit gemacht hat. Wenn sie so 'n gute Freund erwische, muß er unten in Portalegro bleche, daß er schwarz wird. Denn in Portalegro wisse sie alles, da steht alles registriert bei der Obrigkeit."

Knauser war diese Lüge Michels unangenehm, denn vor seinem Grundstück harrte schon seit Jahren ein ansehnliches Schlammloch vergeblich der nötigen Steine.

„Kucken Sie!" rief jetzt Paul, „die Lichter von Portalegro!"

„Herrje!“ staunten die Kolonisten, „zum wenigsten fünfhundert Lampen!“

„Natürlich“, bestätigte Michel, „dafür zahlen wir ja unsere Steuern.“

„Ja, wir Bauern müssen die ganze Welt ernähren“, seufzte Kluge.

Herr Paul benutzte die Gelegenheit, um den Freunden zu imponieren. Er sprach mit einem Passagier portugiesisch, so gut es ging.

„Der Herr Paul ist doch arg studiert“, meinte Kluge, „wie er portugiesisch spricht! Das sollte jeder Kolonist lernen.“

„Dummes Zeug!“ fuhr Michel ihn an, „was brauche mir Bauern portugiesisch? Das, was mer zum Handel als braucht, hast bald gelernt. Mußt zum Advokaten, so schröppt er dich mit und ohne Portugiesisch. Wir komme schon mit unsrem schöne Hunsrücker Deutsch aus. Ja, manche Brasilianer könne besser deutsch schwätze, als du un ich portugiesisch. Mei Portugiesisch hat mir mei letzt Zugpferd um zwanzig Mil teurer gemacht. Kommt da e Tropp Gäul, als just der Pfarrer bei mir zu Besuch is. Komme Se, Herr Pastor, sage ich, Sie könne als eppes brasilianisch schnacken, helfe Se mal, ich brauche e Zugpferd. Ich such mir e schöne Braune aus, un der Pfarrer fragt: quanto custa? Der Roßkamm meint: noventa milreis. Ich fahr, der Gaul geht gut. Herr Pastor, sag ich, für die Mähr' hätt ich auch zwanzig Mil mehr geboten. — Da sagt mei Brasilianer zu dem Pfarrer, das sei vorhin e Irrtum gewese, der Braune, den ich han wolle, koste 110 Milreis. — Na, ich mußt also mehr zahle, un wie der Pastor auch schnackt auf brasilianisch — der Kerl blieb fest. Woher kam's? Der Caboclo verstand deutsch und ich hatt mit meine dumme Schnabel mir zwanzig Mil aus dem Sack geschnackt.“

„Wo werden wir logieren?“ frug Paul dazwischen, „was meinen Sie?“

„Ich denke“, meinte Simpel, „mir suche uns e Haus an der Pikad aus un machen es, wie immer, rufen: O de casa! Da wird uns doch schon jemand aufmache.“

„Jetzt macht der Simpel gute Witze“, lachte Michel, „ich denke aber, da wird schon jemand da sein, den mer kenne, der wird uns schon gut einquartiere.“

„Aber nit zu teuer!“ riet Knauser.

„Unter fünf Mil hast kei Nachtquartier“, sagte Michel.

„Du lieber Gott, fünf Mil!“ jammerte Knauser, „warum muß ich Esel auf Reise gehn?“

„Natürlich, daß du dei Pataks los wirst — hast ja genug im Bettstroh stecke daheim.“

Der Dampfer legte an, alle schauten gespannt auf die Menge, welche das Schiff am Trapiche erwartete.

Im Scheine der hellen Lampen unterschied Michel bald jemanden, der

unaufhörlich mit dem Hut winkte. Noch ein paar Augenblicke — da war er an Bord: Balduin, ja er war's, Balduin Zitz.

Da fühlten sich die biederen Reisenden fast wie zu Hause, als sie den alten Freund sahen.

„Ist der nobel geworden!" flüsterte Kluge.

„Das will ich meinen", pflichtete Paul bei, „ein Schentelmann, wie man das nennt."

Balduin aber führte zunächst Röschen der befreundeten Familie zu, die sich ebenfalls eingefunden hatte, öffnete galant den Wagenschlag der Droschke und verabschiedete sich: „Also auf morgen früh!" Damit reichte er Röschen noch einmal die Hand, und aus dem Blick, den beide wechselten, merkte selbst Simpel, daß „da etwas hinterstecke".

Der Wagen rollte davon und Balduin führte die Freunde ins Hotel Becker. Mit gesegnetem Appetit setzten sie sich zu Tisch, nur Knauser verspürte keinen Hunger.

„Komme nur, Adam, kostet alles ein Geld, ob du ißt oder nicht", belehrte ihn Zitz.

Da erwischte Adam schnell einen Stuhl und aß, wie ein Scheunendrescher. Balduin aber ließ es sich nicht nehmen, ein paar gute Flaschen Wein zum besten zu geben: „Ihr habt mich so oft bewirtet, jetzt seid ihr mal meine Gäste."

„Das ist doch ein anderer Tropfen, als Adams Säuerling", meinte Paul, „Prosit, Herr Zitz!"

Am Abend ging die Gesellschaft noch durch die Straßen, staunte, lobte und tadelte, kam zu Bühler & Gräter, kam zu Roth und fand dort noch zwei alte Freunde, Herrn Zwacker und Kaspar Blödow. Das gab denn nun ein gewaltiges Halloh! Manches Schöpplein des guten Teutoniabieres vom Faß wurde da noch ausgerottet. Auch die hohe Presse weilte dort beim Abendtrunk.

„Das sind die Kerls von der Zeitung, welche de Kurs un de Steure mache", belehrte Michel die übrigen leise.

„Die soll gleich der Deubel holen!" meinte Karl Lange ingrimmig.

„Ruhig! Mir sind hier nit in der Batatenschneiz!" ermahnte ihn Knauser.

Es war schon nach zehn Uhr, als sich Balduin von den Gästen verabschiedete. Nur Paul und Simpel fehlten noch vor dem Hotel, die waren noch mit Zwacker und Blödow ein Häuslein weiter gezogen.

Selbst Adam Knauser war sehr animiert, als er zur Ruhe ging, nur bat er seinen Zimmergenossen Michel: „Daß du mich nit bei meiner Alten verrätst! Da hätt ich keine frohe Stunde mehr." —

Der folgende Morgen fand alle beim Frühstück vereint, Paul und Simpel sahen etwas verschlafen aus — alle aber waren in der rechten Feststimmung. Als sie sich geziemend gestärkt, Simpel zu seiner Freude auch im Hotel seinen geliebten Erva Mate lutschen konnte, erschien Balduin mit Röschen, deren Freundin, auch einer Tochter der Pikade, dem Gatten der letzteren, der den Kolonisten nicht unbekannt war, und man beriet den Kriegsplan für den Tag.

Röschen sah wirklich hübsch aus. Ihre von Natur schöne Figur wurde durch ein elegantes Kostüm gehoben, das Mutter Hanne für einen hübschen Batzen Geld gestiftet hatte, ihre schönen braunen Augen leuchteten glückselig, und das frische Rot ihrer Wangen war doppelt reizend, weil es Natur war. Balduin wußte recht gut, welchen Schatz er in Röschen besaß, denn Röschen brachte das Grundkapital echter Weiblichkeit mit: natürliche Anmut, Bescheidenheit und Taktgefühl.

„Das Röschen müssen Sie hier lassen", meinte die Freundin zu Michel, „das Mädel können wir in Porto Alegre auch gebrauchen. Sie wird hier bald heimisch werden, gelt Rösel?"

Röschen wurde verlegen: „Wie kommst du darauf? Ich reise natürlich mit Vater heim."

„Natürlich", sagte Michel, „e paar Tag hier im Paradies un denn heim zu Muttern!"

„Sie werden sie schon hier lassen, Michel", bestand die junge Frau, „darauf wette ich."

Da stutzte Michel denn doch und sah erst Röschen und dann Balduin an. Der aber hielt seinen Blick ruhig aus.

„Zu allererst sehen wir uns die Stadt bei Tage ein wenig an", schlug Balduin vor.

„Darauf essen wir bei uns zu Mittag", fuhr Röschens Freundin fort, „ich habe mich schon darauf gerichtet. Nachmittags gehen die Herren mit dem Festzuge, und wir treffen Sie auf dem Schießplatze. Abends aber wollen wir tanzen. Einverstanden?"

Freilich waren sie alle einverstanden. Nur lehnten Paul und Simpel die Einladung zu Tische ab, weil sie sich schon mit Zwacker und Kaspar verabredet hatten.

Mit dem Bond fuhr man zunächst um die Stadt, die Knauser doch für „e ganz ansehnlich Nest" erklärte. Die Praça da Alfandega, der Garten mit seinen Anlagen waren die Freude Röschens. Karl Lange aber meinte: „Was nützt das? Was wächst denn da? Die paar Palmzweige fressen meine Pferde in einer Woche. Das ist nur etwas für Bummelanten, die nicht schaffen wollen."

Karl war ein Realist, er sah nur auf den praktischen Nutzen. Zum Schützenfest war er nur gekommen, um einen Preis zu gewinnen. Denn einen Preis bekam er, das stand fest, schoß er doch jeden Sonntag 36 Ringe in drei Schüssen.

„Prahl' sachte!" ermahnte ihn Kluge, „das Ende trägt die Last."

Auf dem Mercado erwachte das Interesse aller Kolonisten.

„Was kostet denn das Schweinefleisch hier? — Was? Einen Mil fünfhundert? — Sieh an, der Kerl, der Helling zahlt uns drobe nur e halb Mil, warte, João, für dich han ich mei letzte Sau gestoche!"

Der Kritzlerjakob kaufte Obst: „Die Laranje hier zwei Vintens? Liebe Leut, bei mir fressen die die Schweine."

„Hier auch, wenn sie welche kriegen."

„Guck — die schöne Fisch, große Kerls — ob die hier am Wasser wohl bomben dürfen? Ich han letzthin e Bomb' geschmisse, han kei Fisch kriegt, aber fünf Mil Strafe, denn mei Nachbar hat's angezeigt."

Sehr befriedigt ging man vom Mercado. Eine Abteilung Militär zog mit Musik vorüber. Da meinte Kluge: „Wenn man die Vögel sieht, schaut man sich gleich nach 'ner guten, dichten Capoeira um, ich hab's noch so in der Gewohnheit seit der Revolution".

Jetzt bewunderte man die Schaufenster. Michel faßte gleich einen Entschluß: „Leute, mer kaufe zuerst unsern Weibern e Geschenk, daß sie sehn, wir han an sie gedacht. Hernacher vergesse mer's leicht."

Michel kaufte denn auch ein schönes Kleid und mehrere Kleinigkeiten für die gute Hanne. Seine gute Laune wurde natürlich auch von Röschen wahrgenommen, denn vor einem Schaufenster findet ein junges Mädchen immer, daß ihm etwas fehlt.

„Kannst dreist hundert Mil verputze — nur mußt immer der Alten eppes mitbringe — da ist alles gut", belehrte Michel den Knauser.

„Nee, ich mach' das billiger", lehnte Adam ab, „wenn mer nach Santa Cruz zurückkommen, da kauf ich for 'ne halbe Mil Weißbrot, das tut's auch. Mer muß die Weibsleut nit verwöhne."

Im Bond, der just vorbeifuhr, rief jemand: Bom dia! Alle schauten hin: Zwacker gondelte vorbei, mit ihm Kaspar, Paul und Simpel. Paul hatte einen Fächer in der Hand, mit dem er wedelte, Simpel rauchte eine lange Virginiazigarre, an der er mit eingekniffenen Wangen verzweifelt sog.

„Die sind ja schön im Zuge!" tadelte Kluge.

„Laß sie — der Mensch will auch mal austoben, hernach wird der Simpel schon wieder an der Hacke schwitzen."

So gelangte man zum Hause der Freunde, tafelte fröhlich und wollte just von der letzten Flasche aufstehen, als Balduin Herrn Michel auf ein paar Worte ins Nebenzimmer bat.

Die übrigen Gäste waren neugierig, zu wissen, was dort verhandelt wurde.

„Der will sicher Kapital von de Michel pumpe“, flüsterte Knauser, „wird ihm wohl eppes huste, denn im Geldbeutel hört die Freundschaft auf.“

Da öffnete sich die Tür, und Michel rief mit ernster Stimme sein Töchterlein hinein. Wilm Kluge platzte fast vor Neugierde, nur die Hausfrau lächelte verständnisvoll ihren Gatten an.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür wieder, und Balduin führte Röschen herein, Michel wischte verstohlen über die Augen und erklärte dann einfach:

„Na, wisse müßt ihr's ja doch — eben hat sich mei Tochter mit dem Herrn Zitz verlobt, un ich han ja gesagt.“

Die Nachricht wirkte allerdings. Glückwünsche flogen, Röschen mit Tränen des Glückes empfing ein Dutzend Umarmungen und Küsse von der Hausfrau, wobei Herr Balduin denn etwas neidisch dreinschaute. Der Hausherr aber war ein praktischer Mann: er schaffte einige Kübel mit silberhalsigen Flaschen herbei, die offenbar schon ihres höheren Zweckes harrten — und wenn Knauser später von dieser Stunde erzählte, so versicherte er seinen Nachbar Hann-Nickel: „Un da han ich gewiß un wahrhaftig Champagner getrunk — die Flasch für wenigstens vier Sack Bohne — denn ich han mich darüber befragt“.

Da schien denn die Festsonne noch einmal so hell für unsere Freunde, welche am Nachmittage den großartigen Festzug mitmachten, wobei der ganze Musterreiterklub in Kriegstracht vor dem Staatspräsidenten vorbeizog, dann schossen sie nach der Scheibe und waren abends fröhlich mit den Tausenden der Gäste von nah und fern. Wie jeder sich amüsiert hat — das weiß er allein oder auch nicht mehr. Karl Lange schoß einmal ins Blaue — daran war nur der Champagner schuld, Simpel bekam einen Preis und darüber einen ordentlichen Schrecken. Paul mußte richtig ausgelöst werden, denn er hatte sich in der Freude auch einige gute Flaschen geleistet, wozu aber die Reste des unglücklichen Zwanzigers nicht mehr reichten, aber Simpel der Preisschütze half. Zwacker brachte einen großartigen Toast auf das Brautpaar aus, bei welchem er sich schier selbst übertraf. Nur Michel hatte trotz des Festjubels mit dem Chef des Hauses Hascher eine längere Zwiesprache, die sich am anderen Morgen fortsetzte und damit endete, daß Michel erklärte: „Nu, dazu tät's langen, wir han ja auch e paar Kröten im Sack un es is ja schließlich unsre einzige Tochter, un meinen Schwiegersohn han ich lange genug probiert — der is mir gut. Also abgemacht — un am Tag vor der Hochzeit zahl ich's Kapital“.

Frau Hanne lief aber am selben Tage in Santa Cruz so hastig mit einem Telegramm über die Straße, daß sie einen Schlappen verlor, denn die Nachbarn mußten doch ihr Glück hören:

„Mei Röschen is verlobt un sie kriegt e brave Mann, das weiß ich, die han ich gut versorgt".

Der Posthalter in Santa Cruz aber zeigte dem Fuhrmann, der die Post für die Batatenschneiz abholte, eine Karte an Herrn Paul in Dona Josefa und eine gleiche an Simpel, welche zierliche Verse und liebliche Bilder mit dunklen Andeutungen enthielten, offenbar von Zwacker verbrochen.

„Wollen die Karten doch lieber liegen lassen, bis die beiden Freunde wiederkommen", entschied der Posthalter.

„Ich denke auch", lächelte der Fuhrmann.

Am folgenden Tage kehrten die Festbrüder denn auch zurück: Karl Lange in übler Laune, Knauser trübselig wie ein verhageltes Roggenfeld — gewiß und wahrhaftig, siebzig Mil hatte er verhauen, das ging im Leben nicht gut! Das mußte er schleunigst wieder einbringen, darum kaufte er für diesmal kein Weißbrot. Simpel aber war fröhlich und guter Dinge: „Geld hat's mich gekostet, aber ich han mal die Welt kenne gelernt, gelt, Paul?"

Einige Wochen später teilte der Chef des Hauses Hascher dem Handel mit, daß am selben Tage Herr Balduin Zitz als Teilhaber in die Firma eingetreten sei. Zur selben Zeit aber fand eine fröhliche Hochzeit in Santa Cruz statt, und als Balduin mit seiner holden Braut vor dem Altare stand, da kam es ihm zum seligen Bewußtsein: nach langen Jahren der Arbeit und Unruhe war er endlich in einen sicheren Hafen des Lebens eingelaufen, er war am Ziel.

— ——



Straße und Kirche zu Blumenau.

Zehntes Kapitel.

Exzellenz kommt.

Die Deutschen in Brasilien sind lange die Stiefkinder ihres Mutterlandes gewesen, und die blondlockige Germania hat lange Jahre wohl Augen gehabt für ihre Söhne am Kamerungebirge und auf den Inseln der Südsee, hat sich um die Ansiedler an der Sansibarküste wohl gekümmert, aber nach den Tausenden der Stammesbrüder am Jacuhy und Cahy, am Itajahy und auf dem Hochlande von Paraná hat Jahrzehnte lang keiner gefragt — sie galten als verlorene Söhne. Seitdem aber einige Auswanderer durch gewissenlose Agenten in die Kaffeeplantagen von S. Paulo gelockt und durch das elende Halbpachtsystem in ein Fronverhältnis zu den Kaffeebaronen des Staates gekommen waren, hatte das Reskript von der Heydt das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und die Obrigkeit warnte vor dem Sklavenlande, in welchem nach ihrer Meinung der Ansiedler unter der Peitsche des Capataz ein elendes Leben führte. Dabei war sie freilich gar nicht darüber informiert, daß S. Paulo durchaus nicht in Betracht kommt, wenn von den deutschen Siedlungen in Brasilien die Rede ist, sondern daß in erster Linie die blühenden Distrikte der drei Südstaaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul gemeint sind. Wenn zudem das unglückliche Los weniger Auswanderer maßgebend sein soll für die Beurteilung eines überseeischen Landes hinsichtlich seines Wertes für die Emigranten und ihres späteren Verhältnisses zum Mutterlande, so hätte es viel näher gelegen, ein Reskript von der Heydt für Nordamerika zu erlassen, wo gewiß auch Tausende in den Strichen des

wilden Westens verkommen sind, wo aber die ganze Emigration deutscher Zunge schnell sich derartig naturalisiert hat, daß Herr Steinweg heute Steinway, und Herr Müller jetzt Mr. Miller ist und sich seiner rheinischen oder badischen Heimat nur noch gelegentlich erinnert, wenn Karl Schurz eine Rede hält.

Die Deutschen Südbrasiliens hätten also wohl Grund gehabt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, einen großen Strich unter die heimische Sprache, Sitte und Treue zu machen, der Mutter Germania einen Abschiedsbrief zu schreiben und zu sagen: Gehab dich wohl, ich bin Brasilianer! — Aber August Schulz vom Ostseestrande, Fritz Osterkamp aus Tecklenburg und Peter Scherer vom Hunsrück haben das nicht getan, sondern sind Deutsche geblieben in Sitte und Sprache und haben der Mutter Germania trotz aller Vernachlässigung die Treue gehalten. Es mag wohl daran gelegen haben, daß bis zum großen Kriege gegen Frankreich der preußische Durchschnittspolitiker den Bayern als Ausländer betrachtete und ein Umzug von Frankfurt nach Lobenstein als Auswanderung galt, wenn unsere Vertreter in Rio de Janeiro wohl aus den Konsulatsberichten und den Zeitungen eine verworrene Vorstellung von einem Deutsch-Brasilien hatten, wo man gerade so begeistert die Einigkeit des Vaterlandes 1871 gefeiert hat, als in Berlin und Stuttgart, aber keiner sich aus seinem Tuskulum in Petropolis aufmachte, um einmal nach den Landsleuten zu sehen.

Das änderte sich mit einem Schlage, als Kaiser Wilhelm II. das Programm der Sammlung aller deutschen Elemente in der Welt ausgab, und das Verdienst hat er sich für alle Zeiten erworben, die Blicke der Reichsdeutschen auf die Brüder zu richten, die in stiller unbeachteter Arbeit auch in fernen Landen den deutschen Namen zu Ehren gebracht haben, und die Deutschen Südbrasiliens wissen es ihm Dank. Solange die Kriegsflagge Deutschlands in den Häfen Brasiliens sich gezeigt hat, ist das Gefühl der Schutzlosigkeit bei den Deutschen dort verschwunden, und die schnelle Ahndung des Falles Roth in Santa Catharina hat den Herren Brasilianern zum Bewußtsein gebracht, daß der imperador Guilherme nicht der Mann ist, der seinen Untertanen ein Haar krümmen läßt, und seit der Kommandant der „Alexandrine“ während der Flottenrevolte in Rio de Janeiro den Herren Ministern und Generälen Lebensart beigebracht hat, ist der Respekt der Brasileiros legitimos vor der schwarz-weiß-roten Flagge gewaltig gestiegen, sodaß er auch dem deutschen Bauern im letzten Urwaldwinkel zu gute kommt.

Wie ein Märlein klang es darum zunächst, als die deutschen Zeitungen Südbrasiliens im Jahre 1896 meldeten, Se. Exzellenz der deutsche Gesandte in Rio gehe mit der Absicht um, eine Informationsreise in die deutschen Siedlungen des Südens zu unternehmen, und Aloys Schrullmann in Santa

Clara erklärte die Nachricht wieder für halb offiziös, als Arthur Heringsdorf sie im Kolonieblättchen wiedergab. Aber Arthur wurde glänzend gerechtfertigt, denn Exzellenz kam tatsächlich. Der Hafen Rio Grande warf sich in große Gala, alles hatte über die Toppen geflaggt, die Kanonenboote riskierten einen Salut, die Garnison zog ihre beste Paradeuniform an, der General und alle Coroneis, Capitães und Tenentes setzten das Käppi mit den goldenen Streifen und dem grüngoldenen Federstutz auf und salutierten unter den Klängen der Musikbanden, die zum ersten Male „Heil dir im Siegerkranz" versuchten, und unter Hoch! Viva! und Raketengeknatter setzte ein deutscher Gesandter zum ersten Male den Fuß auf den Boden des Staates Rio Grande do Sul. Als aber erst der allmächtige Staatspräsident Dr. Castilhos den Vertreter des deutschen Kaisers mit den höchsten Ehrenbezeugungen in Porto Alegre empfangen hatte und alle Deutschen in rauschenden Festen und glänzenden Banketts ihrer Freude über den hohen Besuch Ausdruck gegeben hatten, da rüsteten sich auch die Waldkolonien zum festlichen Empfang des Gastes, der die Heimat verkörperte, und Santa Cruz war stolz darauf, ihn begrüßen zu dürfen, Exzellenz hatte sich wirklich für einen kurzen Besuch in dem blühendsten Munizip des Staates angemeldet.

Ganz Santa Cruz war wie ein Bienenkorb, in dem das Volk schwärmen will. Das große Ereignis stand vor der Tür. Der deutsche Gesandte hatte sich für die kommende Woche angesagt und die deutsche Bevölkerung des Munizipalstädtchens und der umliegenden Pikaden sich vorgenommen, ihm einen Empfang zu bereiten, vor dem aller Glanz anderer Festlichkeiten erbleichen sollte. Santa Cruz wollte zeigen, daß es eine Kulturstation ersten Ranges sei. In den Schreibstuben der Kaufleute sprach man nur noch vom deutschen Gesandten, die Vorstände der Klubs projektierten die großartigsten Kundgebungen, der Gesangverein übte Abend für Abend „Brüder reicht die Hand zum Bunde", die Musikkapellen probierten „Heil dir im Siegerkranz", der Doktor ließ eine mächtige schwarz-weiß-rote Flagge aufziehen, und der Caixeiro Lehmann, welcher tonangebend für die Mode in Santa Cruz war, bestellte telegraphisch ein Dutzend der höchsten Stehkragen in Porto Alegre und pries mit Kennermiene Frau Hanne Schulze ein Stück himmelblauer Setineta als „chic, wirklich vornehm, wie geschaffen zur Festtoilette" an. Alle Schneiderinnen waren in fieberhafter Tätigkeit, um den holden Damenflor mit neuen Blumenblättern zu schmücken, selbst Mine Schnitzler, die sonst nur Bombachas für die Geschäfte nähte, war von verschiedenen Pikadendamen mit der Anfertigung der Festkostüme betraut worden. Die Preise für Perus und Gänse stiegen in den Pikaden ganz erheblich, und die verschiedenen Brauereien nahmen wirklich nur Malz und Hopfen zum Festbier.

In den diversen Kaffeekränzchen hatte man natürlich täglich Debatten über das Thema: „Wie beteiligen wir uns würdig am Empfange Sr. Exzellenz?", und Frau Susanne Stern betrachtete sich dabei verstohlen im Spiegel und war gewiß, in ihrem neuen Seidenen Sr. Exzellenz aufzufallen, riet aber ihrer Freundin Camilla Hannemann zu einer gelben Seidenbluse, weil diese ihr einfach scheußlich stand. Herr Böcklin, welcher behauptete, geheimer Sekretär im Ministerium Reuß-Greiz gewesen zu sein, studierte ein Anstands- und Komplimentierbuch. Er wollte den guten Leuten von Santa Cruz einmal zeigen, wie man mit Exzellenzen umzugehen hatte. Der Pfarrherr aber entwarf einen prächtigen Toast für etwaige Notfälle und memorierte ihn mit Salbung. Der Lehrer Lampe war ein heimlicher Streber. Eine offene Kundgebung wagte er auch jetzt nicht, was er überhaupt niemals tat, dafür aber hatte er den Mut, die Wandtafel schwarz aufzulackieren und mit weißen und roten Notenlinien zu zieren. Man konnte nicht wissen, ob nicht Exzellenz doch diese symbolische Huldigung verstand und würdigte. Den Rat des Doktors aber, den Bakel mit schwarz-weiß-rotem Bande zu umwinden, verwarf er, denn der Doktor zog den friedlichen Meister Lampen oft auf. Frau Böcklin aber bestellte für ihr Töchterlein Lydia einen neuen Straußenfächer und blieb dafür die Bäckerrechnung schuldig. Auch der Redakteur des Intelligenzblattes von Santa Cruz, Herr Stichling, saß auf seinem Dreifuß und brütete über einem Festartikel. Höflich sollte er sein — er kaute sinnend an seinem Federhalter — aber nicht byzantinisch, denn Herr Stichling war überzeugter Demokrat und las die Zukunft von Maximilian Harden als geborener Nörgler, wenn er auch manche Pointe nicht verstand. Er fing mehrere Artikel an, aber keiner bestand vor seiner Kritik, da warf er die Feder hin und ging hinüber zu Karl Trein, um sich Rat zu holen. Ein poetisches Genie aber saß im stillen Kämmerlein und zählte an den Fingern die Versfüße, wälzte das Reimlexikon und verbrach einen gewaltigen Festhymnus.

Am Freitag Abend fand die letzte Sitzung der Festkommission statt. Im Saale des Klub „Recreio" waren die Vertreter der Bürgerschaft versammelt, und auch die Pikaden hatten würdige Männer gesandt, um sich an dem großen Werke zu beteiligen. Da saß als Vorsitzender der Präsident der „Germania", als Schriftführer Herr Schönbusch, dann folgten der Doktor, Herr Niedlich als Präsident der Liedertafel, der Redakteur Stichling, Karl Stern als Kirchenältester, Herr Hans Lenz als Vertreter der Angestellten des Handels, Herr Kunz und Böcklin aus Neugierde, Gottfried Trarbach vom Kriegerverein, Karl Schütz als Kommandant des Schützenvereins, die Gastwirte Hübner und Kneifer, die Kolonisten Grotjohann aus Rio Pardinho, Karl Lange, Franz Kritzler aus der Batatenschneiz, Fritz Bumke aus Ferraz,

August Dümpke und Wilhelm Hardt aus Dona Christina, Herr Clemens und Meister Lampe als Vertreter der Schulen.

Der Präsident des Klub Germania eröffnete die Sitzung und ging sofort zur Festsetzung des Programms über: „Ich denke, meine Herren, wir lassen zur Eröffnung des Tages einige Böllerschüsse lösen".

„Sehr gut!"

„Wer übernimmt das?"

„In Karl Hahnes Potreiro liegen noch die alten Pulvertöpfe aus der Revolutionszeit, ich bestelle meinen Compadre Gottlob Fürst, der brennt für eine Flasche Cachaça eine heile Pulvertonne ab!" erklärte Kunz.

„Wir kommen damit auf die Lieferung des Pulvers zu sprechen."

„Ich beantrage Naßbrand von Eichenberg", beantragte Franz Kritzler.

„Scheibenpulver, Nummer Null!" sagte Grotjohann, denn er mußte doch auch ein Wort mitsprechen.

Es wurde abgestimmt — Grotjohann siegte.

„Se. Exzellenz, der deutsche Konsul, die Vertreter der Regierung und die Herren des Gefolges müssen natürlich mit Wagen von der Station abgeholt werden. Wir haben die Fuhren zu vergeben. Hat jemand Vorschläge zu machen?"

„Ich stimme für meinen Compadre Schöbel, er fährt langsam, aber sicher!"

„Ich bin für Heinrich Knallmann!"

„Der hat mich letzthin in der Aldeia umgeworfen, daß ich dachte, ich hätte alle Glieder zerbrochen", protestierte Niedlich.

„Wozu die Verschwendung?" meinte Franz Kritzler, „wir können ja Pferde nach Couto schicken. Die paar Stunden reiten kann jeder. Ich schicke meinen Pikaß, der ist zahm, den reitet meine Frau in die Mühle —", aber Franz fiel ab, denn Exzellenzen waren doch nicht gewöhnt, vier Stunden im Sattel zu sitzen. Man verteilte die Fuhren unter sämtliche Fuhrleute.

„Als Eskorte reiten außer der berittenen Munizipalgarde die Ulanenvereine von Rio pardinho, Ferraz und der Batatenschneiz in Uniform."

„Kritzler, da laßt aber den Hann Hojahn zu Hause, der Kerl sitzt immer wie ein Fiedelbogen auf dem Gaul!" bat der Doktor.

Fritz Bumke erhob sich aber und erklärte im Namen der Ulanen, daß diese nur dann erscheinen könnten, wenn die Kommission für Pferdefutter, sowie Frühstück für die Mannschaft garantiere.

„Das letzte Mal beim Bundesschießen konnten wir in dem ganzen Nest nicht einen Palmzweig bekommen, geschweige Milho."

Die Kommission garantierte für alles, und Kneifer erbot sich, im Notfalle die Esel der Musterreiter fasten zu lassen.

„Von Seiten der Damen ist beantragt worden, Sr. Exzellenz durch drei Jungfrauen einen Blumenstrauß mit passendem Gedicht überreichen zu lassen!“

„Bravo!“ erklärte Hans Lenz, denn er war ein großer Damenfreund, „ich schlage Fräulein Selma Heidemann vor.“

„Ich beantrage: Fräulein Böcklin!“ rief Kunz. Da durfte Böcklin nicht zurückstehen:

„Ich schlage vor: Fräulein Margarete Kunz.“

August Dümpke aber erklärte: „Ich weiß nich, warum das alle Stadtdamen sein sollen, unsre Mädchen können sich auch sehen lassen, und ich will Mine Willmann, das is mein Patenkind, un klug is sie auch, die hat in der Kirch zu Ostern das zweite Hauptstück mit Erklärung aufgesagt, die kann den Vers auch jetzt sprechen!“

„Bravo, Dümpke!“ lobte ihn der Doktor. Der Präsident aber war in Verlegenheit, denn hinter jedem Antrag stand ein hoffender Vater und eine stolze Mutter, da hieß es, besonders vorsichtig sein. Daher schlug er vor, das Los entscheiden zu lassen.

„Bitte sehr!“ protestierte aber Böcklin, „meine Lydia ist kein Lotterieobjekt. Ich verzichte auf die Ehre für meine Tochter.“ Dabei zwirbelte er seinen Ziegenbart hochmütig.

„Ich verzichte ebenfalls“, folgte ihm Kunz. Die Situation wurde damit sehr heikel.

„Dann beantrage ich, den Punkt von der Tagesordnung abzusetzen“, sagte der Präsident, und der Blumenstrauß blieb ungebunden.

„Die Stadt wird abends selbstverständlich illuminiert. Für die praça da Republica hat die Intendenz die Kosten übernommen, wofür wir hiermit unseren geziemenden Dank abstatten. Der Gesangverein Liedertafel wird abends Sr. Exzellenz ein Ständchen bringen und hat dafür einen passenden Text, verfaßt von seinem Vorsitzenden, eingereicht.“

Hans Lenz aber erhob sich: „Ich habe soeben die Verse gelesen. Sie sind aber besser gemeint als gemacht, allein der Passus: Kein Lärm der Schmalzfabrik stört deines Schlummers Glück, alles ist still — dürfte genügen, dem hohen Gast eine sonderbare Meinung von dem geistigen Zustand unseres Städtchens beizubringen.“

„Dann machen Sie's besser“, sagte Herr Niedlich giftig und steckte das Werk seiner Muse wütend ein.

„An festlichen Veranstaltungen ist sonst noch nichts vorgesehen — ich bitte daher um geeignete Vorschläge.“

„Ich bin for Wettrennen, eine ordentliche Carreira“, sagte Wilhelm Hardt, „Daniel Wehrenbruch will seinen Schimmel gegen den mouro von

João Schleifer laufen lassen. Vielleicht sieht so ein hoher Herr gern zu und schokt*) ein bischen mit."

Hier belehrte aber Böcklin den Sprecher: „Hohe Herren schoken nie, wie Sie das nennen, mein Lieber! Überhaupt, meine Herren, vergessen Sie das Zeremoniell nicht! Das ist die Hauptsache, ich rede aus Erfahrung, immer die feine Form beobachten!"

„Sie waren wohl drüben Hofmarschall, Böcklin?" ulkte der Doktor, „ich schlage ein Preisschießen am Nachmittage vor, dafür sind die Kolonisten immer zu haben."

„Stimmt", sagte Fritz Bumke, „aber auf 165 Meter, darauf sind wir eingeschossen."

„Also angenommen! Es bleibt noch übrig, die Musikfrage zu erledigen. Es liegen verschiedene Offerten vor, meine Herren. Da ist zunächst ein Anerbieten aus der Batatenschneiz von Ferdinand Hang."

„Der spielt fein", versicherte Dümpke, „er macht immer Musik bei uns zu Schrapp und August Blödoff pfeift dazu auf ein Laranjenblatt."

„Darauf wollen wir nun verzichten", lachte der Vorsitzende, „weiter erbietet sich Fridolin Quakmann, die Musik für beide Tage zu liefern gegen ein Honorar von 500 Milreis."

„Die Kerle spielen zu miserabel", behauptete Lenz, „und nach zehn Uhr sehen sie die Noten doppelt. Ich denke, wir bleiben bei Ferdinand Kath, koste es, was es wolle!"

Der Meinung war auch die Mehrzahl, nur Dümpke begriff nicht, was man gegen den Pikadenmaestro Hang einzuwenden habe.

„Hauptpunkt der Tagesordnung: Festbankett! Ich bitte zunächst die Herren Gastwirte, sich zu dieser Frage zu äußern. Herr Kneifer!"

Kneifer maß seinen Konkurrenten stolz und schlug vor: „Ich liefere ein tüchtiges Essen, wie es die Leute hier gern haben: Hühnersuppe mit Reis, Schweinebraten mit Kohl, gebratene Gans mit Pfirsichen und zum Schluß Milchreis."

„Da fehlen nur noch die schwarzen Bohnen mit Xarque", spöttelte der Doktor, „und dazu ein Glas Pikadenbier."

„Ja, so!" fügte Kneifer hinzu, „an dem Herrentisch darf nur Champagner getrunken werden, hohe Herren trinken nur Champagner."

Da bat Herr Hübner ums Wort: „Der Vorschlag meines Kollegen ist wohl mehr für eine Pikadenhochzeit geeignet — an dem Champagner wäre allerdings ein hübsches Stück Geld zu verdienen. Übrigens trinken die hohen Herren nicht immer Champagner, denn ich habe den Feldzug mit-

*) „Schoken" verdorben aus jogar, wetten.

gemacht und bei Weißenburg gesehen, daß der Kronprinz selber einen Schluck aus der Buddel getrunken hat. Aber für welchen Preis würde Herr Kneifer das Gedeck liefern?"

„Zehn Milreis!" antwortete Kneifer prompt, „wer vornehm tun will, muß auch dafür bezahlen!"

„Junge, du bist gut!" lachte Bumke, „zehn Mil! Dafür muß ich einen Sack Bohnen ausdreschen."

Herr Hübner aber verstand es besser, ein Menü zusammenzustellen. Er hatte sich an den Musterreiter Süßmann gewandt, der ein großer Feinschmecker war, und schlug vor: „Ich würde eine gute Suppe geben, eine feine Pastete, Jundiá in Butter, Filet mit Erbsen, Schinken mit Spargel, Peru als Braten, Torte und süße Speise, Früchte, Käse und Kaffee".

„Wird unbedingt angenommen, Hübner", sagte der Doktor, „das hätte ich Ihnen garnicht zugetraut."

Alle stimmten bei, und Hübner strahlte vor Stolz, Kneifer aber verließ das Lokal.

Die Bewirtung der Musik wurde Herrn Karl Stern übertragen, dazu diejenige der Ulanen und der Schulkinder, welche Spalier bilden und darnach auf dem Schützenplatz auch ihre Feier haben sollten. Karl Stern beschloß im Stillen, den Meister Lampe durch einen Rollschinken am folgenden Morgen günstig zu stimmen, dann kam es bei der Abrechnung auf ein Dutzend Flaschen Limonade und einige Kuchen nicht an. Karl Stern hatte die nötige Praxis.

Der Schützenwirt aber fand ungeteilten Beifall, als er seine einzige Rede hielt: „Ich habe mich schon lange Jahre darauf gefreut, einmal einen Vertreter des deutschen Kaisers zu sehen, unter dessen Großvater ich alle drei Feldzüge mitgemacht habe. Das ist für mich ein Fest, und an festlichen Tagen darf man nicht knausern. Darum gebe ich morgen einen Spießbraten und ein paar Tonnen Bier an meiner Mühle zum Besten."

„Bravo, Schützvater", sagte der Doktor, „Sie sind und bleiben doch der alte gute Kerl!", und wer den stattlichen Sechziger im grauen Bart mit den treuherzigen blauen Augen ansah, mußte dem Arzte recht geben.

Der Vorsitzende fuhr fort: „Ich bitte die Herren aus der Pikade, dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung sich zahlreich hier am Feste beteiligt."

„Die Kerls müssen Geld hier lassen", sagte Herr Lenz, „denn wir können's brauchen. Steckt nur tüchtig Pataks in den Sack, Dümpke!"

„Ob ein Ritt oder eine Fahrt in die Pikaden möglich sein wird, hängt von Zeit und Umständen ab."

„Das sag ich", erklärte Bumke, „wenn der hohe Herr bei mich maien kommt, da schlachte ich mein fett Rind und mache Spießbraten für eine ganze Kompagnie —"

„Un ich geb de Wein dazu", versprach Gottfried Trarbach.

„Damit hätten wir wohl das Wesentliche erledigt", wollte der Vorsitzende schließen.

„Bitte sehr, meine Herren, die Empfangskommission!" rief aber Böcklin, denn er hatte Frack und Seidenhut aufbügeln lassen und eine zierlich verschnörkelte Rede auf Lager.

„Ich schlage dazu den Herrn Präsidenten, den Delegado, der ja auch deutsch spricht, und mich selbst vor, denn wir jungen Leute können doch auch einmal vertreten sein", erklärte Lenz unverfroren.

„Natürlich!" bekräftigte der Präsident, „werden andere Vorschläge gemacht?"

Böcklin schaute verzweifelt Herrn Kunz an, er telegraphierte mit den Augen zu Stichling, aber keiner traute sich recht heraus. So wurde der Vorschlag Lenz angenommen.

„Der Kaisertoast?" — Böcklin klammerte sich daran, wie ein Ertrinkender an den bekannten Strohhalm.

„Ich schlage Herrn Stichling als Redner vor", sagte der Doktor.

Stichling tat sich nun für gewöhnlich auf seine rotdemokratische Gesinnung viel zu gute. Eine innere Stimme sagte ihm: Lehne ab, Stichling, der Antrag ist nur Ironie! Aber im Hintergrunde seiner Phantasie stand seine teure Gattin Emerentia, die es ihm nie verzeihen würde, wollte er eine so hohe Ehre ausschlagen — und sein Fleisch war schwach der Holden gegenüber: da sagte er fix zu. So konnte der große Tag kommen.

Alle gingen befriedigt heim, nur Böcklin nicht, denn für ihn war keine Ehre abgefallen, und daran war nur Lenz schuld! Dem mußte er es eintränken!

Auch die Kolonisten ritten heim.

„Es wird sehr schön werden", erklärte Karl Lange, „aber wer soll den ganzen Schwindel bezahlen? Paßt auf, das dicke Ende kommt nach!"

„Oho!" fiel Kritzler ein, „ich bezahle nur, was ich verzehre. Was gehen mich andere Leute an? So ein Vizekönig oder Präsident oder was der hohe Mann ist, verdient ja eine Masse Pataks, der kann ja mal bezahlen! Ich sollte Hübner sein, wo er ja wohnen soll, ich wollte ihm schon eine Rechnung aufsetzen!"

„Ne, Franz", sagte Bumke aber, „so 'ne dumme Schnack schaß nich make! Mit danzen un springen — un denn de Musik nit betahle, dat is for Snurrers un Schwindlers, äwer nich vor ehrlike Koloniste!"

Mit dem frühesten Morgengrauen brachen die Bewohner der Pikaden nach Santa Cruz auf, und als die ersten Böllerschüsse fielen, war die ganze Bevölkerung des Städtleins auf den Beinen.

„Das muß ich sagen", erklärte der rote Simpel dem Stichelkaspar, „das han die Leute nobel gemacht. Gucke, Kaspar, die Ehrenpforte, gucke, die

vielen Palmite, die Fahne alle — das müsse mer uns mal genau betrachte."

Simpel war im Sonntagsstaat, aber die kurze Holzpfeife, die er paffte, als er mit Kaspar an der Intendenz vorbei und die Hauptstraße entlang schlenderte, verriet seinen Stand trotzdem: Vor dem stattlichen Gebäude des Klub Germania begegnete ihnen Herr Niedlich.

„Ei, gute Morge, Herr Niedlich!" grüßte Simpel höflich, aber Herr Niedlich war offenbar sehr beschäftigt. Er tippte mit dem Zeigefinger an den Seidenhut und ging stolz vorüber.

„So ein niederträchtiger Kerl!" schimpfte Simpel, „die vergangene Woch war er bei mir, dreihundert Mil pumpe — heute kennt der große Hans mich nit!"

Jetzt trabten die Ulanen durch die Straße, die roten Aufschläge der Ulankas leuchteten, die weißen Haarbüsche auf den blanken Czapkas nickten und wehten, die Säbel klapperten und die weißroten Fähnlein der Lanzen flatterten lustig in den Morgenwind. Neben ihnen machte die farbige Munizipalgarde trotz der Paradeuniform wenig Effekt. Nur der Delegado in der einfachen schwarzen Uniform der Militärbrigade, einer Schöpfung des Dr. Castilhos, mit dem grüngoldenen Portepee und dem goldverzierten schwarzen Käppi, konnte selbst einem deutschen Auge gefallen.

Hinter den Reitern rasselten die Wagen über den Damm, die Empfangskommission in Frack und weißer Binde machte sich wichtig. Böcklin stand am Fenster und schaute ingrimmig nach: wie würde er sich gefühlt haben, wenn er mit in der Chaise säße, die Knallmann mit kundiger Hand lenkte. Da wäre er na ponta gewesen, an der Spitze! Hans Lenz grüßte höflich aus dem Wagen — das gab Böcklin einen Stich durchs Herz. Aber Hans meinte ihn gar nicht, sondern Selma Heidemann nebenan, die gerade die letzte Hand an ihre Balltoilette legte, ein wahres Wunderwerk von Tüll, Spitzen und Blumen. Sie mußte ihrem Hans zu Liebe schon Ballkönigin werden, wenn auch ihre Freundin Lydia Böcklin dasselbe hoffte.

Frau Böcklin hatte übrigens ihren Eheherrn böse angepfiffen, als er von der letzten Sitzung heimkehrte. Auf den Blumenstrauß hatte sie für ihr Töchterlein stark gerechnet. Vater Böcklin aber tröstete seinen Liebling: „Lasse mich nur sorgen, mein Kind!" und wandelte zu Meister Lampe, mit dem er eine längere Zwiesprache hatte.

In den Geschäften und Hotels ging es lebhaft zu, auch die Privathäuser vermochten die Menge der Besucher kaum zu fassen, denn alle Gevatter und Freunde von auswärts waren natürlich als Gäste erschienen.

Karl Stern hatte Hann-Nickel Schneider zu Gaste, seinen früheren Nachbarn aus S. João. Mine Schneider war natürlich mit erschienen und

hatte ihre hundert Kilo Lebendgewicht auf das schöne Ripssofa der Frau Susanne Stern niedergelassen, daß es in allen Fugen seufzte.

„Weißt, Sanna", begann sie, „heute halte mir uns schön zusamme an einem Tisch. Höchstens Stine Hank darf noch dabei sein, nit wahr?"

Da erschrak Susanne bis ins Herz. Das wäre eine schöne Bescherung! Mine in ihrem Chitakleid mit feuerrotem Bande neben ihr, der eleganten Dame? Das mußte um jeden Preis verhütet werden. Freilich, merken durfte die rundliche Bäuerin das nicht, denn Hann=Nickel war ein guter Kunde Sterns. Susanne log darum diplomatisch: „Ach, Mine, ich bin von dem ganzen Trubel so elend geworden, daß ich wohl gar nicht daran denken kann, das Fest mitzufeiern, an Tanzen darf ich gar nicht denken".

„Ei was! Wenn du erst mal mit den ganzen Bekannten zusammen bist, wird sich das schon geben."

Mine war zähe, Susanne aber schlau. Gegen Mittag wurde Karl Stern zur Apotheke geschickt, Susanne verschwand im Schlafzimmer, hatte Migräne und durfte nicht gestört werden. In Wahrheit aber probierte sie das Seidene für den Abend an und übte sich vor dem Spiegel im Fächerwedeln.

Die grünen Wäglein der Kolonisten rasselten in die Stadt, der Weizen der Wirte blühte, die Gasthäuser waren überfüllt, und die Bauern konnten froh sein, wenn sie ein Unterkommen für sich und das liebe Pferdevieh fanden. So höflich die Wirte sonst waren, heute waren sie in der Hitze des Gefechtes kurz angebunden, und als August Scheel, der geizige, reiche Bauer aus der Batatenschneiz, nach alter Weise seinen Futtersack ausbreiten wollte, um sich und die Seinen mit Brot und Wurst zu atzen, da muckte der Wirt Schulz auf: „Du willst wohl das ganze Lokal für dich allein haben, mein Junge? Entweder beteiligst du dich am Festessen bei mir und bezahlst deine drei Milreis, oder du kannst deinen Futtersack draußen auf der Calçada auskramen. An solchen Gästen ist mir heute nichts gelegen, die bei einer lumpigen Flasche Bier hier das ganze Lokal in Beschlag nehmen". Da verzog sich August und überfiel mit Christian Nicker und Wilhelm Friedrichs den Freund João Hortencio, einen Advokaten, der alle Landhändel und Schuldklagen für die drei Kapitalisten führte. João Hortencio empfing die Helden wirklich mit der gastlichen Aufmerksamkeit, welche der Brasilianer nie verleugnet. Seine Gattin trug einen ganzen Berg Doces auf, aber Wilhelm Friedrichs war ein böser Geist und hatte bald den Vernichtungskrieg gegen das süße Gebäck siegreich beendet, die Karaffe Portwein hatten Nicker und Scheel bald bis auf die Neige geleert, da gab João Hortencio der Gattin einen Wink, und die Cuya mit Mate erschien, daran mochten sich die lieben Gäste nach Herzenslust pflegen.

Auf dem großen Platz vor dem Hotel Hübner ordneten sich die Vereine

in langer Doppelreihe, die Schützen in dunklen Waffenröcken mit grünen Aufschlägen, den Hut mit grünem Bande auf dem Haupte, den Hirschfänger an der Seite. Ihre Reihen richtete Karl Schütz.

Der Doktor aber kommandierte „Ausrichten!“ bei den Kriegern, den vielen Deutschen aus Stadt und Land, welche in der Heimat des Königs Rock getragen hatten. Da standen alte Graubärte, Kolonisten, Handwerker neben jungen kräftigen Männern, der Geistliche von Rio Pardinho neben dem Kaufmann und Musterreiter, um noch einmal den Parademarsch vor Exzellenz zu probieren. Die Sänger folgten, und die Schulkinder, die Mädchen in weißen Kleidern mit Blumenkränzen, die Knaben mit Fähnlein, wurden von den Lehrern am Eingang zum Platze aufgestellt. Die prächtigen Fahnen der Vereine rauschten im Winde, die Musik stand bereit, die Munizipalgarden mit aufgepflanztem Seitengewehr rechts und links vom Hoteleingang als Ehrenwache, Intendent und Richter als Vertreter der Landesbehörden warteten in ihrer goldbeladenen Staatsuniform — da donnerten die Böller, die Glocken läuteten, und die Spitze der Ulanen tauchte auf dem Hügel vor der Stadt auf, „sie kommen!“ ging es von Mund zu Mund, und bald brausten Hochs und Vivas über den Platz, Tücher wurden geschwenkt, Blumen geworfen, die Raketen knatterten gen Himmel und die Musik setzte ein: Heil dir im Siegerkranz!

Langsam fuhr der Wagen, in welchem der Gesandte mit dem deutschen Konsul saß, durch die Reihen des Volkes und bog in das Spalier der Schüler ein. Exzellenz grüßte nach allen Seiten, offenbar angenehm überrascht von dem prächtigen Empfang in dem deutschen Städtlein. Er war in Zivil. Vor dem Hotel Hübner nahm er die kurze Begrüßung der Behörden entgegen, dann kommandierte der Doktor: „Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ Die Fahnen senkten sich, die Musik setzte mit dem preußischen Präsentiermarsch ein, und Herr Süffert hielt eine schöne Rede an den Gesandten, in der er der herzlichen Freude der Bevölkerung über den Besuch Sr. Exzellenz beredten Ausdruck verlieh. Exzellenz dankte in kurzen Worten. Dann erscholl es wieder hell: „Mit Sektionen vom rechten Flügel — Bataillon marsch!“ und unter den Klängen des Torgauer Marsches defilierten Krieger und Schützen in strammem Parademarsch mit Augen rechts! an Exzellenz vorbei: der Gesandte war offenbar angenehm berührt von dieser Ehrung und sprach dem Doktor seinen Dank aus.

Aus allen Fenstern, vom Kirchturm, Zäunen und Bäumen schaute das Volk dem lebensvollen und farbenprächtigen Schauspiel zu und gab seiner Bewunderung lauten Ausdruck. Nur Simpel war nicht ganz befriedigt: „Wo hat der Mann seine Krone? Ich denk', er kommt for de deutsche Kaiser? — Aha! da trägt der Kutscher sie hinein!“

Man reichte die Zylinderschachtel just ins Hotel.

Exzellenz redete die versammelten Vereine an, betrachtete mit Interesse die Fahnen und hatte für viele ein freundliches Wort.

„Sie haben Ihre drei Jahre auch in Potsdam gedient?" frug der hohe Gast Wilhelm Friedrich, der die richtige Gardefigur besaß.

„Nein, Exzellenz, ich war drei Jahr bei Heinrich Wagener als Fuhrmann."

Da lächelte Exzellenz, und Wilhelm war glücklich. Von diesem erhebenden Augenblick hat er noch oft daheim erzählt.

Herr Böcklin machte die verzweifeltsten Anstrengungen, durch die Umstehenden an Exzellenz heranzukommen, aber die Pommern vor ihm wankten und wichen nicht, und als er mit sanftem Schieben August Dümpke verdrängen wollte, da spürte er einen solchen Rippenstoß, daß er sich aufjauchzend zurückzog. Die Herren der Festkommission standen versammelt vor dem Gesandten, und der Buchhändler Strauch, der darunter geraten war, schwitzte Angst, daß Exzellenz auch ihn anreden könnte, denn in solchen Momenten wußte Strauch nichts zu erwidern und grinste nur unglücklich. Aber Exzellenz ging gnädig an ihm vorüber. Ach, wie gern wäre Böcklin an seiner Stelle gewesen! Ganz unglücklich stand er unter einem jungen Nußbaum, in dessen Ästen einige Buben hockten, und reckte sich den Hals aus, um doch wenigstens etwas von dem historischen Moment zu genießen. Gerade bemerkte Böcklin, wie der Gesandte auch Hans Lenz die Hand dankend reichte — da knackte der Ast, auf welchem Karlchen Böttcher hockte, und Karlchen fiel dem erschrockenen Böcklin auf den Nacken und riß den Zylinder in krampfhaftem Griff mit sich zu Boden. Hurtig kniff Karlchen aus, und Böcklin schlug mit dem Taschentuch den Staub von dem teuren Seidenhut und beulte ihn wieder aus. Er hatte wirklich nichts als Pech bei der Feier. —

Exzellenz zog sich eine Weile zurück, und das Volk zerstreute sich.

Um fünf Uhr begann das Festmahl bei Hübner. Da holten die Honoratioren der Stadt und des Landes die weiße Binde hervor, hüllten sich in den Frack und die nötige Würde, setzten das Symbol der Kultur auf das Haupt und wandelten zu der gastlichen Halle, um die Hände zum leckeren Mahl zu erheben.

Bei Hübner brutzelten die Braten in der Röhre, der schwarze Koch und seine Assistenten garnierten die Schüsseln, und Frau Hübner warf einen letzten Blick auf die Tafel, die mit blendendem Linnen, Lichtern und Blumen besonders festlich aussah, der Wirt aber wirkte in der Schenke und kühlte langhalsige Flaschen.

Der große Akt begann. Das Essen war ausgezeichnet, Herr Stichling ließ seinen Toast auf den Kaiser vom Stapel und schaute krampfhaft dabei

auf seinen Teller, denn ihm gegenüber saß Hans Lenz und lächelte ihn verschmitzt an. Der Pfarrherr ließ seinen wohlpräparierten Tafelspruch mit vieler Salbung zu Ehren des hohen Gastes ertönen, der Gefeierte antwortete, die Musik spielte Tusch, auch die Vertreter der Landesbehörden bekamen von Karl Trein in portugiesischer Zunge ihr gebührendes Teil Weihrauch ab, die brasilianische Hymne rauschte dazu, die jeder kennt und keiner singen kann, und alles wandte sich mit erneuter Aufmerksamkeit dem Puter zu, der in goldiger Schöne auf der Tafel erschien. Die Honoratioren zeigten, daß sie zu leben wußten, und als erst der Doktor das Signal gab, knallten die Sektpfropfen, denn was der Doktor konnte, konnten Karl Trein und Philipp Reichmann schon lange. Das edle Naß perlte in den Kelchen und stimmte alle Herzen fröhlich, selbst Stichling stieß mit Lenz an, und dieser trank seinem Freunde Böcklin zu, der mit Würde Bescheid tat. Mancher Trinkspruch folgte, besonders begeistert stimmten alle in das Hoch auf den Fürsten Bismarck ein, denn auch in Südbrasilien befindet sich dessen Bild in jeder Hütte. Nur Herrn Strauch störten die vielen Tafelsprüche. Er war schon von Stichling beim Fisch unterbrochen worden, und der Musterreiter Süßmann mußte ihn wieder stören, als er just die dritte Ladung Spargel auf seinen Teller häufte. Hübner aber sah von fern mit stillem Grauen dem Wirken dieses Gastes zu, denn Strauch hatte nur einen Schoppen Laubenheimer mit Selters als Tafelgetränk bestellt. Als aber endlich die Stühle gerückt wurden, und man sich gesegnete Mahlzeit wünschte, da strich Strauch wohlgefällig über das Bäuchlein und dachte selbstzufrieden: Ich habe dem guten Wirte nichts geschenkt.

Während so die Honoratioren bei Hübner fröhlich tafelten, hielten auch die anderen Wirte ihr Abendmahl bereit. Bei Kneifer saßen die mittleren Bürger und die besseren Kolonisten, und Kneifer ließ die Erzeugnisse seiner Küche in schweren Trachten auf die Tische setzen, daß diese knackten.

„Nicht wahr, Compadre?“ redete er Wilhelm Hardt an, „was tun wir mit solchem feinen Krimskrams, wie bei Hübner? Hier gibt es etwas Solides! Besieh mal den Schweinebraten! Die Sau hat ihre zwölf Arroben gewogen.“

Hier konnte man sich schon eher gehen lassen, und als Herr Ziesemann den Rock auszog, weil es ihm bei der Gans zu heiß wurde, und Herr Kniesemann einen Westenknopf löste, folgten andere Gäste bald ihrem Beispiel. Herr Quakmann machte die Tafelmusik und begleitete die einzelnen Gänge mit schmetternden Fanfaren, sodaß der Schneider Stichler bei jedem Trompetenstoß zusammenfuhr, denn er saß neben der Musik.

„Strengt euch nicht zu sehr an!“ rief er Quakmann zu, aber Fritz Bumke rief: „Immer feste, Quakmann!“

Das ließ sich der Maestro nicht zweimal sagen, und als die Nudeln mit Pflaumen erschienen, war der unglückliche Schneider bereits halbtaub. Auch für einen Tafelspruch war gesorgt: Der Müller Rusch aus Dona Christina hatte sich von dem Lehrer Schluckenbach eine Rede aufsetzen lassen. Die ließ er vom Stapel und meinte darnach: „Was die dämlichen Kerle bei Hübner können, können wir erst recht!"

Am fidelsten aber ging es bei Hermann Schulz zu. Da waren die echten Bauern versammelt. Hermann kannte seine Leute und ihren Geschmack: Da dampfte die Hühnersuppe, da erschien die Schweinekeule in einem kleinen See von Fett, der Milchreis türmte sich in wahren Montblancs, und alle Gäste legten sich gebührend ins Zeug. Der Lehrer Paul aus Dona Josefa wollte hier ein Meisterstück der Beredsamkeit liefern, denn Simpel hatte ihn unter dieser Bedingung eingeladen und hielt ihn frei. Als er aber an das Bierglas schlug, das er zum zwölften Male füllen ließ, da rief der Kritzlerjakob: „Jetzt hältst dei Maul, Schulmeister! Hernacher, wenn mer satt sin, da magst schwätze, so viel du willst."

Die Tafelmusik machte hier Ferdinand Hang und spielte nach dem Urteil Simpels „arg schön".

So tafelte ganz Santa Cruz, war fröhlich und guter Dinge, und als der Abend kam und von den Türmen die Betglocke und das Angelus klang, da flammten die Papierlaternen in farbiger Pracht, in den Fenstern der Bürger brannten die Kerzen, und bunte Transparente boten dem Gaste ein feuriges Willkommen. Das festlich gestimmte Volk eilte zu den Klubs und Vereinen, die ihre Hallen öffneten, auf daß der Tag fröhlich zu Ende geführt werde in Tanz und Reigen.

Im Klub Germania war der Festsaal geschmückt, der Kronleuchter brannte, die Damen der Gesellschaft waren in ihrer Kleiderpracht versammelt bei 25° R und warteten der Herren, welche in gemeinsamem Zuge von der Tafel kommen sollten. Endlich trat Exzellenz ein, geführt von Hans Lenz, der die Honneurs des Klubs machte, und war die Liebenswürdigkeit selber.

„Jetzt gilt's!" dachten Camilla und Susanne, Lydia und Mimosa, „er muß mich bemerken!" und die Fächer wedelten eifriger, und die Huldinnen knicksten alle im rechten Winkel. Exzellenz ließ sich mehrere Damen vorstellen, der Schwerenöter Lenz präsentierte natürlich zuerst Frau Heidemann und Fräulein Tochter, was ihm bei der alten Dame einen Stein ins Brett setzte, aber ungezählte Wutblicke der übrigen einbrachte. Auch Frau Susanne Stern wurde mit einigen Worten geehrt, sie dienerte und knickste geschmeichelt und verdeckte dabei geschickt ihre Busenfreundin Camilla. Seit der Zeit sind beide einander todfeind.

Von kunstbegeisterten Dilettanten mußte Exzellenz ein Theaterstück über sich ergehen lassen. Stichling sang mit viel Gefühl und wenig Stimme eine seiner berühmten Tenorarien, der Gesangverein Liedertafel ließ Mozarts Weihelied durch den Saal rauschen, dann begann der Ball mit der Polonaise, worauf Exzellenz sich empfahl.

Da öffneten sich die Schleusen der Fröhlichkeit ungehemmt, und auch die Honoratioren des Städtleins zeigten die fröhliche Ausgelassenheit, die man sonst nur den Kindern des Landes zukommen lassen will. Das Wort über die Russen, welches sagt, daß bei ihnen der Barbar herausschaut, wenn man die Politur abkratzt, kann man auch auf die meisten Herren und Damen der Koloniestädtchen anwenden, nur schaut bei ihnen der Bauer heraus, der einst als Vater und Großvater die Bohnen in der Batatenschneiz pflanzte.

Hans Lenz schwenkte seine angebetete Selma im Reigen und zwar öfter, als Mama Heidemann eigentlich erlaubte. Die anwesenden Musterreiter tanzten in Hemdärmeln mit Alt und Jung, und Dona Carolina machte sich zum fünften Male Hoffnung auf den ungetreuen Süßmann.

Die Fenster des Saales waren geöffnet, und die gewöhnlichen Sterblichen belagerten diese, um sich an dem wogenden Glanz und der Pracht zu weiden. In vorgerückter Stunde hatten selbst einige Elemente sich eingeschlichen, die kein hochzeitliches Kleid anhatten, und schwangen sich mit im Reigen. Als aber Wilm Kuholz mit Hanne Hardt einen Walzer linksum schleifte, und nach der Gewohnheit der Batatenschneiz in der Wonne der Gefühle einen lauten Juchzer ausstieß, da wurde er vom Ballordner hinausgeworfen und schimpfte mörderlich.

Die Hähne krähten schon den Morgen an, als der letzte Fiedelstrich verklang, Süßmann den allerletzten Portwein mit dem Doktor trank und der Wirt die Lichter löschte. Santa Cruz pflegte für einige Stunden der Ruhe.

Am folgenden Morgen besichtigte Exzellenz verschiedene gewerbliche Anlagen der Stadt. Mit hohem Interesse ließ der Gast sich in die Geheimnisse der Schmalzraffinerie und Kesselschmiedekunst einführen, beschaute die gewaltigen Magazine des Großhandels, in denen die Tabakballen mit Säcken voll Bohnen und Mais anmutig abwechselten, betrat auch das gut eingerichtete Krankenhaus des Doktors, begrüßte die Patres und Schwestern des Klosters und besichtigte die protestantische Kirche, ließ sich die nötigen Daten über die Anlage der Stadt und Kolonie geben, dankte für den Gruß der Schildwache vor dem Kammergebäude, die mit dem bekannten langgedehnten Schrei die Komplicen, pardon! Kameraden in die Gewehre treten ließ, und wandte sich zum Schluß der deutschen Schule zu. Darauf hatte Böcklin seinen Plan gebaut. Meister Lampe öffnete mit tiefem Kratzfuß die Türen, Exzellenz mit den Herren der Begleitung trat ein — da schwebte mit ver-



Deutsche Schule und Straße zu Blumenau.

schämtem Lächeln Lydia Böcklin heran und überreichte einen schönen Blumenstrauß unter einigen Versen, die Herr Niedlich zusammengestoppelt hatte. Böcklin aber stand in strahlender Vaterfreude im Hintergrunde und weidete sich an dem Erstaunen der Leutchen von Santa Cruz, denen er doch ein Schnippchen geschlagen hatte. Exzellenz dankte galant und kehrte ins Hotel zurück.

Als aber die Mütter und Töchter der Stadt dieses Attentat Böcklins auf das Festprogramm vernahmen, da ging ein Sturm der Empörung durch die Häuser und Herzen. Margarete Kunz bekam fast die Krämpfe ob des Verrates. Lenz aber schwur hoch und heilig, diesen tückischen Streich zu rächen an Böcklin, der stolz einherschritt, um daheim sein Lob zu ernten.

Das kleine Intermezzo war jedoch am Nachmittag vergessen, als an der Mühle bei Vater Schütz der Spießbraten duftete, die Büchsen am Scheibenstande knallten, Karl Stern den kleinen Lieblingen Limonade und Kuchen verabreichte, soviel ihr Herz begehrte, und die Musik ihre lieblichen Weisen spielte. Exzellenz ging durch die Gruppen der fröhlichen Leute unter den schattigen Bäumen und in den kühlen Lauben, probierte auch das Glas Bier, das Karl Schütz mit berechtigtem Stolze anbot, sah den Spielen der kleinen Welt zu und kam gerade auf den Schießstand, als Karl Lange vorbeischoß, was den großen Schützen nicht wenig ärgerte.

Als aber der Spießbraten verspeist war und der Photograph Deutelmann das übliche Gruppenbild auf der Platte fixiert hatte, kehrte alles in buntem Zuge unter den Klängen der Musik zurück, und Exzellenz verabschiedete sich von der feiernden Menge.

Der Ritt in die Pikaden unterblieb, weil Regen drohte. Daher fuhr der Gesandte mit dem Gefolge ab, und die Herren von der Festkommission gaben ihm das Geleite. Auch Böcklin nahm die Aufforderung, dem hohen Gast das Ehrengeleite zu geben, sehr geschmeichelt an, und bald rollten die Wagen über den Campo zur Station Couto hin. Kaum aber war der Gesandte nach einem letzten Abschiedswort in den Zug gestiegen, so regnete es in Strömen. Eine wahre Sintflut ergoß sich vom Himmel. Mit Mühe konnte man auf der Heimfahrt den Steinbach passieren, der schon bedenklich geschwollen war. Langsam arbeiteten sich die Wagen zur Stadt zurück. Es war dunkle Nacht, als man ankam. Im letzten Wagen saßen Lenz und Böcklin. Wenn der Steinbach schon geschwollen war, dachte Lenz, so stand auch die Varzea, der große Weideplatz hinter der Munizipalkammer, schon unter Wasser, und darauf baute er einen tückischen Plan.

An der letzten Venda, in welcher man einen erwärmenden Kognak trank, nahm er den Kutscher Knallmann, der ihm sehr ergeben war, beiseite und instruierte ihn eingehends, wobei Knallmann vergnügt schmunzelte.



Deutsche Schule und Straße zu Blumenau.

schämtem Lächeln Lydia Böcklin heran und überreichte einen schönen Blumenstrauß unter einigen Versen, die Herr Niedlich zusammengestoppelt hatte. Böcklin aber stand in strahlender Vaterfreude im Hintergrunde und weidete sich an dem Erstaunen der Leutchen von Santa Cruz, denen er doch ein Schnippchen geschlagen hatte. Exzellenz dankte galant und kehrte ins Hotel zurück.

Als aber die Mütter und Töchter der Stadt dieses Attentat Böcklins auf das Festprogramm vernahmen, da ging ein Sturm der Empörung durch die Häuser und Herzen. Margarete Kunz bekam fast die Krämpfe ob des Verrates. Lenz aber schwur hoch und heilig, diesen tückischen Streich zu rächen an Böcklin, der stolz einherschritt, um daheim sein Lob zu ernten.

Das kleine Intermezzo war jedoch am Nachmittag vergessen, als an der Mühle bei Vater Schütz der Spießbraten duftete, die Büchsen am Scheibenstande knallten, Karl Stern den kleinen Lieblingen Limonade und Kuchen verabreichte, soviel ihr Herz begehrte, und die Musik ihre lieblichen Weisen spielte. Exzellenz ging durch die Gruppen der fröhlichen Leute unter den schattigen Bäumen und in den kühlen Lauben, probierte auch das Glas Bier, das Karl Schütz mit berechtigtem Stolze anbot, sah den Spielen der kleinen Welt zu und kam gerade auf den Schießstand, als Karl Lange vorbeischoß, was den großen Schützen nicht wenig ärgerte.

Als aber der Spießbraten verspeist war und der Photograph Deutelmann das übliche Gruppenbild auf der Platte fixiert hatte, kehrte alles in buntem Zuge unter den Klängen der Musik zurück, und Exzellenz verabschiedete sich von der feiernden Menge.

Der Ritt in die Pikaden unterblieb, weil Regen drohte. Daher fuhr der Gesandte mit dem Gefolge ab, und die Herren von der Festkommission gaben ihm das Geleite. Auch Böcklin nahm die Aufforderung, dem hohen Gast das Ehrengeleite zu geben, sehr geschmeichelt an, und bald rollten die Wagen über den Campo zur Station Couto hin. Kaum aber war der Gesandte nach einem letzten Abschiedswort in den Zug gestiegen, so regnete es in Strömen. Eine wahre Sintflut ergoß sich vom Himmel. Mit Mühe konnte man auf der Heimfahrt den Steinbach passieren, der schon bedenklich geschwollen war. Langsam arbeiteten sich die Wagen zur Stadt zurück. Es war dunkle Nacht, als man ankam. Im letzten Wagen saßen Lenz und Böcklin. Wenn der Steinbach schon geschwollen war, dachte Lenz, so stand auch die Varzea, der große Weideplatz hinter der Munizipalkammer, schon unter Wasser, und darauf baute er einen tückischen Plan.

An der letzten Venda, in welcher man einen erwärmenden Kognak trank, nahm er den Kutscher Knallmann, der ihm sehr ergeben war, beiseite und instruierte ihn eingehends, wobei Knallmann vergnügt schmunzelte.

„Wenn du das fein machst, Heinrich, bekommst du nachher fünf Milreis von mir extra."

„Verlassen Sie sich auf mich, Herr Lenz!"

Darauf bestieg man den Wagen, und langsam ging es weiter. Der Regen goß unaufhörlich, die Pferde dampften und arbeiteten sich mit der Chaise mühsam vorwärts. Endlich bog der Wagen in die feste Straße der Stadt ein, Lenz stieg aus, und Knallmann fuhr den vor sich hindämmernden Böcklin über die Varzea, auf deren Gegenseite die Lichter des Böcklinschen Heimes gastlich winkten.

Das Wasser stand in der Mitte der Varzea mindestens fußhoch; das wußte Knallmann und lenkte den Wagen dahin. Böcklin hörte das Rauschen des Wassers in den Radspeichen, es fiel ihm auf, daß Knallmann der Mitte zufuhr und nicht am höher gelegenen Rande blieb.

„Fahren Sie links!" brüllte er Knallmann zu, der aber schien im Wasserrauschen nichts zu hören, hieb auf seine Mähren und rief: „Hü! Ora! Hü!" und die Räder rauschten immer schwerer im Wasser.

„Knallmann hat offenbar stark getrunken", dachte Böcklin, „der Mensch fährt ja in das tiefste Wasser hinein!"

„Hüüü!" rief Knallmann draußen, dann wurde es still, nur der Regen tropfte noch auf das Wagendach.

Böcklin sah den Fuhrmann auf der Deichsel stehen und am Pferdegeschirr nesteln. Wahrscheinlich hatten sich die Zugstränge verwickelt. Aber plötzlich schwang sich Knallmann auf den Braunen, ergriff den zweiten Gaul am Halfterriemen und ritt davon. Patsch! patsch! stampften die Tiere durch das Wasser. Böcklin riß den Wagenschlag auf und rief: „Heda! Knallmann! Mensch, was machen Sie denn nur? Hollah!" — aber Knallmann verschwand schon im Dunkel der Nacht. Da saß nun der unglückliche Böcklin in seiner Arche, wie Noah über den Wassern, mutterseelenallein. Nur die Lichter seines Hauses winkten ihm traut entgegen, wie rettende Feuer dem gestrandeten Schiffer. Aber hundert Schritte, auch wohl zweihundert trennten ihn vom sicheren Hafen. Da ergrimmte sein Herz, und er fluchte mörderlich, ohne die feine Form zu beobachten. Dann aber zog er Stiefel und Strümpfe herunter, wickelte die Hosen bis ans Knie auf und watete so in Zylinder und Frack durch das Wasser, wie ein vornehmer Gast in der Kneippkur. Bei jedem Steine und Kampdorn aber, auf welchen er trat, schwur er Lenz Rache, denn es begann fürchterlich in ihm zu tagen. Als er aber gerade einen lästerlichen Fluch ausstieß, da strafte ihn die waltende Gerechtigkeit, denn er geriet in einen Graben, daß ihm das Wasser in den Hosentaschen stand und der Seidenhut treulos davonhüpfte.

Lenz aber harrte unterdessen mit anderen bösen Menschen im Klub auf

Knallmann, und als dieser hereintrat und meldete, daß er den guten Böcklin auf einem günstigen Fleckchen als unumschränkten Herrn der Gewässer verlassen habe, da erdröhnte das Klubzimmer vor Lachen der Gäste.

„Da kann Böcklin ja über den Blumenstrauß nachdenken", sagte Lenz, ließ dem Kutscher ein Glas Grog geben und steckte ihm fünf Milreis in die Tasche. Der Doktor aber legte mit Tränen der Freude noch fünf hinzu.

Am anderen Tage hütete Böcklin das Bett, um sich von dem Gang durch die Wasserflut und einer ansehnlichen Rede seiner teuren Gattin zu erholen, und blieb noch lange verschnupft. Wenn er aber allein ist, so schimpft er auf ganz Santa Cruz und auf Hans Lenz besonders.

Der schöne Seidenhut Böcklins aber ist mit den ablaufenden Wellen des Grabens davongeschwommen und in der Dornenhecke an Daniel Wehrenbruchs Pferdekoppel hängen geblieben. Da hat eine Kolonie der geselligen Anús ihn gefunden und ihn zum gemeinsamen Nest erhoben. Da sitzen die geschwätzigen Vögel dann oft und erzählen einander von den schönen Tagen in Santa Cruz, wo die Raketen knatterten und die Kanonen donnerten, wo der fette Ochse, der sonst an der Hecke weidete, sein junges Leben lassen mußte und Herr Böcklin ihnen in der Festesfreude den wirklich bequemen Hut gestiftet hat, und dann lachen sie alle hell auf und wippen mit den langen Schwänzen und hoffen, daß bald wieder eine Exzellenz kommt.

Elftes Kapitel.

Aus stürmischen Tagen.

Ernst Wagner war ein intelligenter Kopf, aber zugleich ein unruhiger Geist. In Santa Christina do Pinhal geboren, aufgewachsen unter deutschen Ansiedlern, zog er früh nach Santa Maria, einer fast rein brasilianischen Stadt. Von hier aus begann er ein unruhiges Wanderleben. Zu Pferd streifte er über den Campo des Südens, kannte bald die Städte der Campanha bis an die Grenze des Staates Uruguay, besuchte die weiten Bezirke der ehemaligen Jesuitenreduktionen und beschaute mit Bewunderung die großartigen Trümmer der Kirche des heiligen Michael, deren Bogen, aus großen glatten Quadern gefügt, noch aus dem Gebüsch verwilderter Anlagen einsam emporragen und von der versunkenen Pracht und Macht des Ordens Jesu in jenen Strichen erzählen. In den Aldeamentos der Indianer an der Nord- und Westgrenze des Staates Rio Grande do Sul weilte er und lernte ihre Sprache, das Guarany, in dessen Lauten die Söhne der Wildnis einst als die Fronknechte der Jesuiten mit ihren Herren geredet haben.

Nach Santa Maria zurückgekehrt, verheiratet und Inhaber eines Geschäftes, litt es ihn nicht in der Stadt, trotzdem er in dem Handel mit der Campanha, dessen Zentrale Santa Maria besonders in jenen Zeiten war, als noch kein Schienenstrang an dem rechten Ufer des Jacuhy hinlief, Arbeit und Betätigung seiner Kenntnisse und Erfahrungen gefunden hätte. Er mochte nicht in den alten ausgetretenen Geleisen wandeln, in denen sich seit urdenklichen Zeiten das Leben in der Campanhastadt bewegte, neue Ideen suchte er zu verwerten und sich nutzbar zu machen. So legte er auf den Höhen des Pinhal, auf dem er eine Chacara, ein Grundstück mit Wohnhaus, besaß, eine Weinkultur im Großen an. Die Reben, lauter akklimatisierte Sorten, bezog er aus Porto Alegre und Buenos Ayres, italienische und portugiesische Winzer setzte er auf seinen Weinberg und hoffte zuversichtlich auf einen reichen Gewinn. Die Reben grünten in der heißen Sonne bald, und unzählige Weinstöcke bedeckten den Boden des Pinhal.

Die Bürger des Städtleins, die den sicheren Handel mit den Vieh-

züchtern des Campo betrieben, erschraken fast ob der Kühnheit Wagners und schüttelten die Köpfe. Auch die eigne Gattin, eine stille Frau, bat ihn, das Geschäft in der Stadt als Hauptsache zu betrachten, den Weinberg auf dem Pinhal aber als Liebhaberei. Das tat er denn auch, aber in seiner Weise. Mit aller Anstrengung seines Kapitals und Kredits erbaute er Lanchas, große schwere Lastkähne, um mit diesen die Produkte der umliegenden deutschen Siedelungen auf dem Jacuhy direkt nach Porto Alegre zu bringen, so den Verlust an Fracht und Zwischenhandel, den sonst der kleinere Geschäftsmann oft erleiden muß, zu ersparen und den Gewinn zu erhöhen. Mit banger Sorge sahen Frau und Freunde dem Unternehmen zu, in dem sich Wagner mit gewohntem Feuereifer vollständig mit seinem Besitz und Kredit engagiert hatte.

Unter Raketengeknatter löste sich die erste Lancha vom Ufer, um die Reise nach der Hauptstadt anzutreten und die erste Fracht direkt dort zu Markte zu bringen. Das Glück schien Wagner zu lächeln, mit reichlichem Gewinn kehrte er stets zurück, so sagte er wenigstens. Auch der Weinberg am Pinhal war groß geworden und setzte die ersten Trauben an, Tausende der großen weißen Kalifornier und der roten Burgunder. Die erste Weinlese wurde unter großem Jubel gehalten, und als Wagner seine Kähne mit seinem gekelterten Wein für Porto Alegre belud, galt er schon für einen angehenden Großkapitalisten. Daß aber der Erlös der ersten Weinernte gerade hinreichte, um seine dringendsten Verbindlichkeiten zu regulieren, verschwieg er wohlweislich. Nur seine Frau ahnte aus seinem zerfahrenen Wesen, daß nicht alles im besten Geleise sein könne. In der Tat hatte Wagner oft Produkte viel zu hoch eingekauft, die Verzinsung seines schwimmenden Kapitals nicht veranschlagt und arbeitete so mit einem stets anwachsenden Defizit. Aber er rechnete auf seinen Weinberg, der ihm auch im kommenden Jahre eine sichere Rente abwerfen mußte. So begab er sich auf eine große Geschäftstour nach Buenos Ayres, wo er besonders gute Abschlüsse zu erzielen hoffte. Das Leben in der argentinischen Großstadt aber erschöpfte seine Barmittel derartig, daß er sich bei der Rückkehr schon in Porto Alegre zum Verkauf einer Lancha entschließen mußte, die just dort lag. Nach einer Abwesenheit von Monaten, in denen er über die Pampa Argentiniens gestreift und in Buenos Ayres in dem Strudel des Lebens untergetaucht war, kehrte er nach Santa Maria zurück, und seine erste Frage war die nach dem Pinhal. Da erwartete ihn die Hiobspost. Die Arbeiter, ohne gehörige Aufsicht, hatten die Reben nicht genügend gepflegt, ein Rost an den Blättern ließ diese vor der Zeit abfallen und die Trauben unregelmäßig reifen, zum Überfluß ließen die Portugiesen und Italiener beim Keltern noch die nötige Aufmerksamkeit fehlen — und Hunderte von Fässern Wein waren einfach verdorben. Wagner war ein ruinierter Mann.



Aufbruch der deutschen Kolonisten vom Kammergebäude zu Santa Cruz in den Wirren der Revolution.

Schnell von Entschluß wie immer, machte er zu Geld, was er besaß, und wanderte mit seiner Familie nach Sininbú im Tale des Rio Pardinho. An dem Passe, der von der Hauptstraße in das „schwarze Viertel" führt,



so genannt, weil vordem viele Neger auf den damals noch herrenlosen Ländereien hausten, mietete er eine kleine Venda, errichtete ein einfaches Bretterhaus als Wohnung und trieb einen kleinen Handel, hauptsächlich mit den Serranern, welche mit Erva von den Höhen der Berge zu Tal kamen. Seine Vertrautheit mit den Sitten und der Sprache der Brasilianer kam ihm gut dabei zu statten. Aber auch die deutschen Bauern, meistens Pommern, wußte der vielgewandte Mann richtig zu nehmen. Selbst von pommerschen Einwanderern stammend, schloß er sich mit Leichtigkeit den Gebräuchen und Ansichten der Landsleute an.

Die Pommern sind besonders in kirchlicher Beziehung streng konservativ geblieben. Die alte Gewohnheit, Gottesdienst und Bibel fleißig zu benutzen, haben sie auch in den Pikaden Brasiliens beibehalten. Aber sie bleiben bei ihren Gebräuchen auch mit jenem Starrsinn, der oft dem jungen Geistlichen bei den geringsten Neuerungen, und seien sie noch so praktisch und notwendig, große Mühe und Verdruß macht. Besonders neigen die alten pommerschen Siedler zum Konventikelwesen. Gern tun sich einige, die sich für besonders gottesfürchtig halten, zu Bibelstunden und Andachtsübungen zusammen, die allerdings nicht immer im Einklang mit ihrem sonstigen Privatleben stehen. Für die Hebung der Volksschule hat der Durchschnittspommer wenig Sinn, für kirchliche Zwecke aber ist er sehr opferwillig.

Wagner hatte die Situation in seiner neuen Heimat schnell richtig erfaßt. Sonntag für Sonntag ritt er zum Gottesdienst, seine kräftige Stimme erschallte beim Choralgesang, daß selbst Fritz Dettmann, der Vorsänger, zugestehen mußte, Wagner sei der beste Sänger. An Wochenabenden aber besuchte er die alten Familien, las mit ihnen ein paar Kapitel der Bibel, ließ Fritz Steffen ein Gebet sprechen, worauf sich Fritz viel zu gute tat, und hörte dem alten Marquardt geduldig zu, wenn er von dem reinen Luthertum redete, denn Marquardt war ein strenger Altlutheraner. Zum Schluß aber holte Wagner seine Akkordzither hervor, stimmte sie und spielte geistliche Lieder und Choräle, in welche die Gläubigen begeistert einstimmten. So hatten ihn diese kirchlich strengen Kolonisten bald ins Herz geschlossen, aber Florenz Müller, der nicht so auf das Augsburger Bekenntnis und die fünf Hauptstücke geeicht war, prophezeite seinem Nachbar: „Du sollst sehen, Wagner singt nicht umsonst Halleluja mit den Brüdern, er wird schon wissen, warum."

Florenz Müller hatte Recht, denn eines guten Tages ritt Fritz Steffen zur Venda in Santa Cruz und holte sein Guthaben, lieh noch ein paar Tausend Milreis von Bekannten dazu und brachte Wagner zehntausend Milreis. Der stellte einen Schuldschein aus und begann, sein Geschäft in größerem Stil zu treiben.



Aufbruch der deutschen Kolonisten vom Kammergebäude zu Santa Cruz in den Wirren der Revolution.

Schnell von Entschluß wie immer, machte er zu Geld, was er besaß, und wanderte mit seiner Familie nach Sininbú im Tale des Rio Pardinho. An dem Passe, der von der Hauptstraße in das „schwarze Viertel“ führt,



so genannt, weil vordem viele Neger auf den damals noch herrenlosen Ländereien hausten, mietete er eine kleine Venda, errichtete ein einfaches Bretterhaus als Wohnung und trieb einen kleinen Handel, hauptsächlich mit den Serranern, welche mit Erva von den Höhen der Berge zu Tal kamen. Seine Vertrautheit mit den Sitten und der Sprache der Brasilianer kam ihm gut dabei zu statten. Aber auch die deutschen Bauern, meistens Pommern, wußte der vielgewandte Mann richtig zu nehmen. Selbst von pommerschen Einwanderern stammend, schloß er sich mit Leichtigkeit den Gebräuchen und Ansichten der Landsleute an.

Die Pommern sind besonders in kirchlicher Beziehung streng konservativ geblieben. Die alte Gewohnheit, Gottesdienst und Bibel fleißig zu benutzen, haben sie auch in den Pikaden Brasiliens beibehalten. Aber sie bleiben bei ihren Gebräuchen auch mit jenem Starrsinn, der oft dem jungen Geistlichen bei den geringsten Neuerungen, und seien sie noch so praktisch und notwendig, große Mühe und Verdruß macht. Besonders neigen die alten pommerschen Siedler zum Konventikelwesen. Gern tun sich einige, die sich für besonders gottesfürchtig halten, zu Bibelstunden und Andachtsübungen zusammen, die allerdings nicht immer im Einklang mit ihrem sonstigen Privatleben stehen. Für die Hebung der Volksschule hat der Durchschnittspommer wenig Sinn, für kirchliche Zwecke aber ist er sehr opferwillig.

Wagner hatte die Situation in seiner neuen Heimat schnell richtig erfaßt. Sonntag für Sonntag ritt er zum Gottesdienst, seine kräftige Stimme erschallte beim Choralgesang, daß selbst Fritz Dettmann, der Vorsänger, zugestehen mußte, Wagner sei der beste Sänger. An Wochenabenden aber besuchte er die alten Familien, las mit ihnen ein paar Kapitel der Bibel, ließ Fritz Steffen ein Gebet sprechen, worauf sich Fritz viel zu gute tat, und hörte dem alten Marquardt geduldig zu, wenn er von dem reinen Luthertum redete, denn Marquardt war ein strenger Altlutheraner. Zum Schluß aber holte Wagner seine Akkordzither hervor, stimmte sie und spielte geistliche Lieder und Choräle, in welche die Gläubigen begeistert einstimmten. So hatten ihn diese kirchlich strengen Kolonisten bald ins Herz geschlossen, aber Florenz Müller, der nicht so auf das Augsburger Bekenntnis und die fünf Hauptstücke geeicht war, prophezeite seinem Nachbar: „Du sollst sehen, Wagner singt nicht umsonst Halleluja mit den Brüdern, er wird schon wissen, warum."

Florenz Müller hatte Recht, denn eines guten Tages ritt Fritz Steffen zur Venda in Santa Cruz und holte sein Guthaben, lieh noch ein paar Tausend Milreis von Bekannten dazu und brachte Wagner zehntausend Milreis. Der stellte einen Schuldschein aus und begann, sein Geschäft in größerem Stil zu treiben.



Schiffsjunge vor der Marineschule zu Rio Grande.

Das geschah in jenen Jahren, als die große Flottenrevolte unter Custodio de Mello zu Rio de Janeiro ausbrach, die mit dem vergeblichen Bombardement des Hafens Rio Grande enden sollte. Der „Marajó", ein kleines Kanonenboot, hatte seine Revolvergeschütze in die Gassen von Porto Alegre gerichtet und damit das Signal zum Aufstande im Staate Rio Grande gegeben. Das Land wurde in die Parteien der calombos, der Anhänger der Staatsregierung unter Dr. Julio de Castilhos, und der maragatos, der Aufständischen unter Barros Cassal, zerrissen. Die Revolution tobte im Staate mit allen Greueln, wie sie nur ein halbzivilisiertes Volk mit leidenschaftlichem Naturell üben kann. Banden von Patrioten, oft Landstreicher schlimmster Sorte, fanden sich unter verwegenen Parteigängern zusammen, Mord und Raub waren an der Tagesordnung, und mancher private Haß wurde unter dem Deckmantel politischer Feindschaft blutig ausgetragen. Besonders grausam ging es auf dem offenen Campo zu. Manche politischen Führer flohen über die Grenze nach Uruguay oder retteten sich nach Europa, Silveira Martins, der liberale Tribun, hielt sich wohlweislich in Montevideo auf und dirigierte seine Getreuen von fern. Unbeschreibliche Greuel auf beiden Seiten hat der offene Campo in jenen Jahren 1893 bis 1895 gesehen. Die deutschen Kolonien litten nicht besonders, soweit sie nicht offen Partei ergriffen. Von geschlossener Abwehr der revolutionären Banden war um so weniger die Rede, als auch unter den Deutschen die politischen Parteiungen ihre Wellen schlugen. Nur S. Angelo machte eine rühmliche Aus-

nahme. Die strengste Neutralität wurde proklamiert, und weder calombos noch maragatos durften die Kolonien dieses Bezirkes betreten. Der Direktor der Kolonie, Hellberg, verstand darin keinen Spaß, Wachen und stete Gefechtsbereitschaft der Kolonisten nahmen den brasilianischen Bandenführern die Lust, die Kugeln der deutschen Büchsen zu spüren.

Auch in das stille Tal des Rio Pardinho drang die Dünung der politischen Stürme. Da war Peter Fritsch zunächst gekommen, der sich vor den Folgen eines Totschlags in den letzten Winkel der Pikade rettete, obwohl er nur in höchster Notwehr zur Pistole gegriffen hatte. Der saß denn bei Wagner und erzählte:

Ich habe die Venda auf dem Kamp, der sich nach Rio Pardo zu erstreckt. Abgesehen von den wenigen bekannten Brasilianern, die auf den Estancias oder als Wegearbeiter dort tätig sind, kehrten nur die deutschen Fuhrleute bei mir an, welche die Frachten aus Santa Cruz zur Bahn bringen. Ich war gerade hinter dem Hause beschäftigt, als meine Frau laut um Hülfe schrie. In die Venda stürzen und die geladene Pistole aus der Schublade unter dem Ladentisch reißen, war das Werk eines Augenblicks. Im nächsten Moment gab ich Feuer, und der gelbe Hallunke, der meine Frau an den Haaren über die Dielen schleifte und würgte, lag tot am Boden. Es war ein Soldat vom Bataillon des Hauptmanns Chachá Pereira, das nach Santa Cruz in Garnison gelegt ist. Halbtot vor Angst, erzählte mir meine Frau, daß der uniformierte Bandit in die Venda getreten sei, frech Schnaps und Geld verlangt habe und auf ihre Weigerung mit Gewalt sich in den Besitz desselben setzen wollte; er nahm jedenfalls an, daß ich nicht daheim sei. Noch in derselben Stunde schickte ich Frau und Kinder nach hier voraus, ich selbst ritt zur Polizei nach Santa Cruz und meldete den Fall. Chachá Pereira schäumte vor Wut: „Sie haben einen Soldaten ermordet?"

„Einen Soldaten?" erwiderte ich kaltblütig, „ich habe nur einen Banditen und Raubmörder unschädlich gemacht."

Da maß mich der Offizier mit einem langen Blick und ließ mich gehen. Ich kenne aber meine Pappenheimer und traute dem Frieden nicht. Da habe ich mich über Villa Thereza und Ferraz nach hier geflüchtet.

„Hier bist du sicher", sagte Wagner.

„Wer weiß, wie lange", zweifelte aber der Musterreiter Sattler, der trotz der gefährlichen Zeiten seine gewohnte Tour machte, „ich kam gestern durch Villa Thereza und habe gesehen, wie einer meiner Kunden sich noch mit genauer Not in den Wald gerettet hat. Ein Pikett Soldaten hätte den maragato um ein Haar erwischt. In Teutonia aber haben die Soldaten und Patrioten fürchterlich gehaust. Maneca Lautert — eine Schande, daß der Räuber einen deutschen Namen trägt! — hat der Regierung vorgelogen,

die ganze Kolonie Teutonia sei im Aufruhr gegen die Obrigkeit, alle Kolonisten seien maragatos. Eine Expedition von einigen hundert Soldaten, denen sich Maneca mit seiner Patriotenbande anschließen sollte, ging nach Teutonia ab mit der Vollmacht, die Kolonie im Notfalle dem Erdboden gleichzumachen. Das Schlimmste haben politische Freunde des Dr. Castilhos rechtzeitig abgewendet. Aber gestohlen und geraubt hat Maneca wie im dreißigjährigen Kriege. Das Vieh wurde natürlich zuerst genommen, in den Potreiros der Kolonisten lagen die Banden am Feuer und lebten von den fetten Rippenstücken der Ochsen, das übrige Fleisch warfen sie den Hunden und Aasgeiern hin. Die Vendas wurden natürlich auch gründlich durchsucht, nichts blieb darin, was irgend ein Spitzbube gebrauchen konnte, alles Übrige aber wurde mutwillig ruiniert, die Daunenbetten aufgeschlitzt, die Türfüllungen und Fenster mit den Kolben eingeschlagen, wie die Vandalen haben die Kerle gehaust. Nur in einer kleinen Seitenpikade sind sie an die unrechten Leute gekommen. Die Kolonisten zogen sich mit den Ihrigen wohlbewaffnet in den benachbarten Wald zurück, an dessen Saum sie sich ins Versteck legten. Maneca mit seiner Räuberhorde, einigen Hunderten zu Pferde, erschien, um auch hier auszuräumen. Ein steinalter Bauer ging auf ihn zu und warnte ihn davor, etwas mit Gewalt zu nehmen, da die Kolonisten ihr Hab und Gut verteidigen würden. Jeder Kolonist sei aber erbötig, freiwillig ein gutes Pferd und ein Stück Schlachtvieh zu geben.

„Du willst uns drohen, Alter?" brüllte Maneca, „hüte dich, dein alter Schädel sitzt nicht fester auf dem Hals als andere!"

Doch der Greis erwiderte ruhig, daß ihm an seinem Leben nichts liege, da er dreiundachtzig Jahre alt sei, aber er rate ihm noch einmal, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Maneca wies ihn ab und stürmte mit seiner Horde gegen den nächsten Bauernhof weiter. Sowie aber die ersten Banditen einbrachen, prasselte eine Salve in das Knäuel der Reiter, und mit wildem Schrei stürzte ein Dutzend der Kerle aus den Sätteln. Maneca stutzte, wieder donnerten die Büchsen der Kolonisten — da packte Entsetzen die Mordbrenner, in regelloser Flucht jagten sie dahin, denn feige sind die Lumpen ja alle, Mut haben sie nur, wenn sie in der Übermacht sind oder wehrlosen Gefangenen den Hals abschneiden können.

Frau Wagner, die den Kaffee brachte, war ganz blaß vor Angst: „Wenn nur hier alles still bleibt, aber ich habe oft recht trübe Ahnungen!"

Ernst Wagner aber fuhr auf: „Sowie der erste calombo unsere Pikade betritt, sitze ich im Sattel mit Zeca Ferreira und hole die Kolonisten zusammen, um die Schwefelbande zurückzutreiben!"

„Um Gotteswillen nicht, Ernst!" beschwichtigte ihn die Frau ängstlich, „denke doch an mich und die Kinder!"

Aber am folgenden Morgen ritt Wagner auf die Serra zu Zeca Ferreira, dem manda-chuva, dem politischen Haupte der Bergbewohner. Wagner war in seinem jahrelangen Verkehr mit den Brasilianern zu einem ebenso leidenschaftlichen Politiker geworden, wie es jeder echte Brasilianer ist. Die Serraner hielten alle zu den maragatos, die roten Bänder an den Hüten, rote Trodden an Säbeln und Waldmessern verrieten ihre politische Stellung. Auch zu ihnen waren allerlei Gerüchte gedrungen von den Greueln und Unruhen der letzten Zeit. Aber noch verhielten sie sich passiv, wenn auch viele Burschen nicht übel Lust hatten, einen kleinen Raubzug in die Ebene zu machen und zu ernten, wo sie nicht gesäet hatten, und João Berriba war neulich auf einem guten Reitpferd heimgekehrt, das er sicher nicht gekauft hatte, wie er behauptete. Wagner, als überzeugter Maragato, suchte Ferreira zum Handeln zu bewegen, solange es noch Zeit sei:

„Du sammelst deine Serraner, Zeca, und ziehst durch die deutschen Pikaden auf Santa Cruz los. Die Kolonisten müssen sich anschließen, ob sie wollen oder nicht, und sie werden mitkommen, dafür lasse mich sorgen! Wir nehmen Santa Cruz, jagen Chachá Pereira hinaus und sind die Herren des Munizips."

Aber Zeca wollte nichts wissen von einem Angriff. Zudem hatte er erst vor einigen Tagen dem Intendenten von Santa Cruz das Versprechen gegeben, sich völlig neutral zu verhalten, solange man ihn in seinen Wäldern ungestört lasse.

Mißmutig ritt Wagner zurück, seine auflodernde politische Leidenschaft hätte eine schnelle Aktion gewünscht. — —

In Santa Cruz lag eine kleine Abteilung Militär unter dem Kommando des Hauptmanns Chachá Pereira, eines rücksichtslosen, ja brutalen Offiziers. In dem rein deutschen Städtchen lagerten die schwarzen und gelben Soldaten und Patrioten in den Räumen des Kammergebäudes, einen Wall hatten sie darum aufgeworfen und so eine kleine Zitadelle geschaffen, vor der Posten schilderten, in elenden Baracken die Weiber der Soldaten mit Kind und Kegel hausten, kurz, ein Lagerbild sich bunt ausbreitete, wie es Kroaten und Wallonen im dreißigjährigen Kriege nicht wilder und wüster haben konnten. An den Kreuzwegen und Pässen nach den Pikaden standen Posten, kleine Piketts ritten Tag und Nacht in den Straßen der Kolonien, und wo ein guter Freund als maragato verdächtigt war, da sprachen sie vor, sattelten die mageren Klepper ab, holten die besten Reitpferde der Bauern, Waffen und was sonst ihnen in die Augen stach, und der Beraubte „mußt' es eben leiden". Besonders Verdächtige zogen es vor, auf einige Zeit zu verschwinden, und erst vor einigen Tagen hatte Wilhelm Schneider mit eigner Gefahr bei Nacht und Nebel einen Freund durch die Posten in Villa Thereza und

Ferraz gebracht, und die Piketts Chachás suchten nun vergeblich alle Pikadenwinkel nach dem Entflohenen ab.

Santa Cruz selbst litt nicht besonders unter der Soldateska, denn Chachá war klug genug, die Bevölkerung, die ihm ohnehin nicht grün war, nicht unnütz zu reizen. Daher hatte er auch Peter Fritsch entkommen lassen, der sonst wohl die Estacas kennen gelernt hätte, wenn nicht gar das Messer. Die Estacas sind eine Erfindung, welche die ganze Grausamkeit der Brasilianer zeigt. Vier Pfähle werden in die Erde geschlagen, der Delinquent mit Riemen an Händen und Füßen gefesselt und zwischen den Pfählen ausgespannt, daß er in schwebender, horizontaler Lage über dem Boden hängt. Nur der Kopf hat keine Stütze und fällt bald nach hinten. Dadurch entstehen Atemnot, Beklemmungen, Stauungen des Blutes und ein entsetzliches Angstgefühl zu den Schmerzen und Krämpfen, welche den gepeinigten Körper bei stundenlangem Hängen durchzucken. Wilde Schreie der Angst gellen durch die Luft, bis der Unglückliche das Bewußtsein verliert. Dann aber lösen ihn die Schergen nur zu oft aus den Fesseln, rufen ihn ins Bewußtsein zurück — und schlachten ihn ab, wie ein Stück Vieh. Das ist brasilianische Kriegsführung.

Zu solchen Grausamkeiten hatte sich Chachá Pereira noch nicht verstiegen, sondern nur die eigenen Leute in strenger Zucht gehalten, soweit das ging. Bei einem bischen Stehlen drückte er zwar beide Augen zu — aber als der gelbe Hallunke Joaquim in einem Geschäfte frech etliches geraubt hatte und der Kaufmann, ein Parteigenosse Pereiras, sich beklagte, ließ er den edlen Kriegsmann weidlich prügeln. Ein Pfahl wurde in die Erde gerammt, links und rechts standen ein paar Cabos (Unteroffiziere) mit der blanken Säbelklinge, der Delinquent mußte mit der Linken sich am Pfahl halten und denselben umkreisen. Da sausten die Klingen auf seinen bloßen Rücken, daß der gelbe Schnapphahn laut aufschrie, aber die Hornisten der Garnison schmetterten ihre Weisen dazu, daß man das Gebrüll des guten Joaquim nicht hörte. Prügel unter Musikbegleitung — auch eine brasilianische Spezialität! Als aber Joaquim seine gebührende Tracht auf dem Buckel hatte, daß dieser blutrünstig war, schlüpfte er eilig davon, trotzdem er einer Ohnmacht nahe war, denn er kannte den Abschluß solcher Akte: man gießt oft Salzwasser in die Wunden des Geprügelten, damit nicht Zecken und Schmeißfliegen Maden in den Schmissen erzeugen. Den wahnsinnigen Schmerz, welchen eine solche Desinfektion verursacht, wollte sich Joaquim doch ersparen.

Der Garnisonfriede sollte aber bald ein jähes Ende finden. Eines Tages brachte eine Streifschar Pereiras drei Serraner gefänglich ein, die auf ihren Eseln in die deutsche Pikade gekommen waren, um Lebensmittel

zu kaufen. Sie wurden als Spione angesehen, da Chachá Pereira wohl wußte, daß alle Serraner maragatos waren. Der Offizier ließ sie durchsuchen und fand rote Bänder in ihren Taschen, die sie, wie damals alle Serraner, trugen, aber der Vorsicht halber in den Pikaden abgelegt hatten, wo jeden Augenblick ein Pikett Pereiras auftauchen konnte.

„Ihr seid Spione! Bekennt!"

„Nein, Herr! Wir sind drei arme Serraner, welche Lebensmittel bei den deutschen Bauern kaufen wollten."

„Ihr seid Spione, maragatos, sage ich, bekennt! Eure roten Bänder verraten euch! Was für einen Auftrag hattet ihr?"

„Keinen, Herr!" jammerte der Jüngste, ein Bursch von sechzehn Jahren, und klammerte sich ängstlich an seinen Vater.

Aber die Wut hatte Chachá gefaßt: „In die Estacas mit den Hunden!" befahl er, und bald darauf hingen die Unglücklichen in den Marterpfählen, und ihre gellenden Angstschreie gingen den Umstehenden durch Mark und Bein. Chachá aber spazierte in seinem Zimmer pfeifend auf und ab.

Nach geraumer Weile band man die Unglücklichen los, führte sie in eine Ecke an der Mauer des Friedhofes, zwang sie, ihre Gräber zu schaufeln, und eine Abteilung „Bahianer", wie die Infanterie meistens genannt wird, schoß sie nieder und scharrte sie ein.

Die Kunde von dieser Bluttat durcheilte mit Windesschnelle die Pikaden und gelangte auf die Serra. Wutschnaubend gelobten die Serraner blutige Rache, und Zeca Ferreira benachrichtigte Wagner, daß er auf Santa Cruz marschieren werde. Sofort sattelte Wagner seinen Rappen, sprengte auf die Höfe der Bauern und forderte jeden Kolonisten auf, sich mit den Waffen am folgenden Morgen vor einer Venda bei der Kirche der Pikade einzufinden, um unter seiner Führung sich mit den Scharen Zeca Ferreiras zu vereinigen.

Vergebens rieten ihm die verständigen Elemente ab und warnten ihn vor den Folgen seines Vorhabens.

„Böse Folgen habt ihr nur zu tragen", entgegnete er drohend, „wenn ihr eure Freunde von der Serra im Stiche laßt. Sie werden im Notfalle allein Santa Cruz einnehmen, aber auch hinterdrein jeden von euch zu finden wissen, der nicht mitgezogen ist. Wenn da diesem und jenem von den gereizten Serranern der rote Hahn auf das Dach gesetzt wird, muß er sich nicht wundern! Also morgen früh mit Tagesanbruch will ich hier jeden sehen, der eine Flinte führen kann!"

Da herrschte großer Jammer in der Pikade. Vergeblich bat Frau Wagner ihren Mann, doch von seinem Plane abzustehen, aber er wies sie barsch ab. Er glaubte fest an den Sieg der Aufständischen und mochte hoffen, daß ihm



Exekution dreier Maragatos zu Santa Cruz.

später eine Belohnung für sein energisches Eintreten für die Sache der **maragatos** sicher sei. Vielleicht träumte er davon, unter einem neuen Regiment Intendent zu werden. Ein Optimist war er ja.

Kriegsbereit langte er am frühesten Morgen auf dem Alarmplatz an. Gottlob Fürst aus der Pommernschneiz begleitete ihn als Adjutant. Widerwillig hatten sich die Kolonisten in großer Zahl eingefunden, auch aus den Nachbarpikaden waren manche aus Neugierde gekommen. Alle waren abgesessen und harrten der kommenden Dinge. Ein dunkles Gerücht war zu ihnen gedrungen, daß Chachá Pereira den Angriff nicht erst abwarten würde, sondern mit seinen Truppen schon im Anmarsch sei. Daher hatten sie eine Patrouille von drei jungen Kolonisten vorausgesandt, welche sich nach dem Stand der Dinge erkundigen sollte. Gespannt warteten alle auf die Rückkehr der Reiter. Wagner aber erklärte das Gerücht für völlig erfunden und mahnte zum Aufbruch.

In diesem Augenblicke bogen die drei Kolonisten in gestrecktem Galopp in den Weg ein, und der erste rief: „Sie kommen!"

Das Wort fuhr wie ein Wirbelwind unter die Versammelten, jeder stürzte zu Pferd und Esel, stieg auf und sprengte davon, der heimischen

Scholle zu — Hüte, Peitschen, Ponchos flogen in der Hast zur Erde, man kümmerte sich nicht darum, nur fort! Vergebens suchte Wagner sie aufzuhalten, vergebens rief Gottlob Fürst Halt! Zurück! — keiner ließ sich halten — alle rasten davon.

„Da sieht man Helden!" wütete Wagner, „diese Feiglinge, diese Memmen!"

„Die Leute haben das Vernünftigste getan, was sie tun konnten!" erklärte aber der alte Kappel, der am Wege stand.

Die Patrouille hatte ohne ihr Wollen diese Panik hervorgerufen, Wilhelm Scherer hatte mit seinem Rufe nur Wagner benachrichtigen wollen, daß Zeca Ferreira mit seiner Schar auf der Nachbarstraße anrücke und die Kolonisten aufsitzen müßten. Er wurde tüchtig heruntergemacht, was ihm die Laune so verdarb, daß auch er mit den beiden Gefährten von der Patrouille einfach heimritt. Mit der Erhebung des Volkes war es also nichts. Nur Gottlob Fürst ritt mit Wagner als getreuer Knappe im Galopp zur Hauptpikade, in welche nun die Scharen Zeca Ferreiras einbogen — und was für Scharen waren das! Alles, was auf der Serra einen Klepper erwischen konnte, hatte sich gewappnet, so gut es ging. Zeca selbst, sein Bruder Lindolfo, João Palmeirinha, sein „Sekretär", einige Tropeiros — sie hatten moderne Schießgewehre und Säbel, Coldbüchsen und Hinterlader, Pistolen und Waldmesser. Aber auch die ältesten Vorderlader, Vogelbüchsen, schwere uralte Halfterpistolen waren hervorgesucht, und manche braunen Gesellen hatten ein Messer an einen Taquaraschaft gebunden und fungierten so als Lanzenreiter. Alles farbige Gesindel, was hinter Baum und Strauch auf der Serra nistete, hatte sich angeschlossen, João Berriba an der Spitze dieser teilweise entsetzlich zerlumpten Waldläufer, die alle in der Hoffnung auf Sieg und Beute in den Kampf zogen.

Auf dem Wege nach Santa Cruz fanden sie kaum ein nennenswertes Hindernis. Die Kaufleute an der Straße waren klug genug, Nahrungsmittel anzubieten, die graúdos, Zeca, Lindolfo und Genossen, wurden in der Venda gut bewirtet, um sie bei Laune zu erhalten, und so zog der Schwarm durch die Pikaden weiter gen Santa Cruz. Die Posten Pereiras hatten sich natürlich schleunigst aus dem Staube gemacht und den anrückenden Feind gemeldet. Abends lagerte die Streitmacht Zecas eine halbe Stunde vor der Stadt, um am folgenden Morgen den Sturm auf Santa Cruz zu beginnen. Deutlich konnten die Bürger der Stadt die Lagerfeuer der Serraner sehen und malten sich bereits Schreckensbilder von Morden und Sengen aus. Chachá sah ein, daß er mit seiner Handvoll Bahianer und Patrioten Santa Cruz nicht halten könne, und telegraphierte an die Regierung um schleunige Verstärkung. Sein Plan ging dahin, sich fechtend aus der Stadt bis an den

Steinbach zurückzuziehen, um dort die Verstärkungen aus Porto Alegre und Rio Pardo abzuwarten.

Beim Morgengrauen donnerten die ersten Schüsse von der Varzea, der weiten grasbewachsenen Ebene im Westen der Stadt, auf der die Mannen Zecas unter ungeheurer Pulververschwendung vorrückten.

Die Truppen Chachás erwiderten das Feuer in brasilianischer Weise: sie feuerten ungefähr in die Richtung des Feindes, denn das brasilianische Militär gehört in die allerletzte Schießklasse. Die Kugeln pfiffen hin und her, eine Fensterscheibe im Wohnhause von Ferdinand Tatsch und ein friedlich weidender Esel auf der Varzea waren die Opfer des ersten Angriffes. Chachá rückte ab — und Zeca rückte mit seinen Scharen in Santa Cruz ein. Zunächst wurde das Kammergebäude besetzt und die Akten ein wenig durchgestöbert. Auf ein paar Fetzen kam es natürlich dabei nicht an. Gottlob Fürst machte den Schreiber des Steueramtes, einen guten Freund, zum Gefangenen. Der Richter war bei den ersten Schüssen entsetzt in ganz unvollständigem Anzuge in langen Sprüngen von dannen geeilt, die übrige Obrigkeit hatte sich ebenfalls verkrochen. Wagner und Zeca waren klug genug, den wilden Gesellen das Plündern zu verbieten, denn eine Stadt, in der man regieren will, muß man schonen. Zeca konstituierte denn auch eine neue Behörde, die Serraner lagen an der Kammer und auf der Varzea, aßen, tranken, waren guter Dinge und feierten den Sieg, denn die Bewohner der Stadt hatten natürlich den Siegern gutwillig alles gegeben, was sie gebrauchten. Gottlob Fürst aber saß mit seinem „Gefangenen" im deutschen Klub und trank mit ihm einen kühlen Schoppen.

Aber die Siegesfreude sollte nicht lange dauern, denn als am folgenden Morgen kaum die Matekessel am Feuer sangen, meldeten die Posten Zecas, daß Chachá Pereira wieder vorrücke. Schleunigst sammelte Zeca seine Streitkräfte zur Abwehr und rückte gegen den Steinbach vor. Gewehrfeuer empfing ihn, aber seine Serraner hielten Stand. Plötzlich aber blitzte es auf wie Feuerschlünde, dumpfer Donner dröhnte, und heulend sausten ein paar Granaten über die Köpfe der Serraner, um sich im lockeren Erdreich einzuwühlen und zu krepieren; die Artillerie hatte eingegriffen, die mit zwei Geschützen in der Nacht eingetroffen war. Da hielt keine Macht der Welt die Kinder des Waldes, in wilder Flucht wandten sie die Tiere und jagten zurück durch Pikaden und Wald den sicheren Bergen zu. Wagner, Zeca und Fürst waren die Letzten, welche Schüsse mit den verstärkten Truppen Chachás wechselten, dann wandten auch sie ihre Pferde zu eiliger Flucht. Wagner blutete aus einer Halswunde, die er nur notdürftig durch ein darum geschlungenes Taschentuch stillen konnte. Chachá aber rückte mit seinen Truppen wieder in Santa Cruz ein, und die Obrigkeit kam aufatmend aus ihrem Versteck hervor.

In Chachá Pereira kochte es vor Ärger, daß er die Stadt vor dem Serranerhaufen hatte räumen müssen, denn er selbst war ein tapferer Mann. Das Gesindel mußte gezüchtigt werden! Bis in die Schlupfwinkel der Serra wollte er diese Bande verfolgen! Schon am nächsten Tage rückte er mit Infanterie und einem Häuflein Kavallerie dem fliehenden Feinde nach. Besonders Wagner hatte er Rache geschworen, weil ihm nicht unbekannt geblieben war, daß dieser die Kolonisten zum Kampf gegen Pereira aufgewiegelt hatte. Wie eine lange, dunkle Schlange wälzte sich das Bataillon durch das Tal des Rio Pardinho, die Bauern hatten ihre Häuser verlassen, denn den uniformierten Galgenvögeln war alles Böse zuzutrauen. Im sicheren Waldversteck hockten sie und sahen, wie die Bahianos mit dem Troß der Soldatenweiber durch die Pikaden marschierten, die Offiziere zu Pferde, voran kleine Piketts von Reitern, und alle fürchteten jeden Augenblick, ihr Heim geplündert und in Flammen aufgehen zu sehen. Die Frauen und Kinder jammerten, auch ein Vendamann, der als guter Freund Zecas bekannt war, klagte, daß nun wohl kein Stein auf dem anderen bleiben würde. Seine Waren hatte er zum größten Teil im sicheren Waldversteck vor Freund und Feind verborgen. Denn bei Gelegenheit nehmen beide, was sie finden. Aber Chachá hielt sich mit den Seinen nicht auf, er wollte noch vor Abend bis zur Venda von August Henning kommen, wo mehrere Wege zusammentreffen, sodaß er dort den ganzen Verkehr beherrschte. Posten und Streifwachen mußten die Wege auch in der Nacht absuchen, denn Chachá wollte sich nicht einem Nachtangriffe des Feindes aussetzen. Der aber lagerte an einem engen Passe, wo links der schmale Weg von steilen Felsen und rechts von einem tiefen Bache begrenzt wurde.

Mit banger Sorge sahen Henning und die Nachbarn den Troß der Bahianer am Spätnachmittage kommen. Auf den Wegen, im Potreiro, am Waldsaum ließen sich die Soldaten nieder, Schlachtvieh war bald entdeckt und getötet, um die Bezahlung kümmerte man sich nicht. Die Lagerfeuer brannten, und am Spieß brieten die Bahianer ihre Abendmahlzeit. Chachá und die Offiziere hatten es sich in der guten Stube bequem gemacht, ließen sich nach Kräften bewirten, tranken, rauchten und spielten die Herren der Situation. Frau und Kinder, sowie alles weibliche Personal hatte der Kaufmann in Sicherheit gebracht. Die Soldaten, welche in der Venda Schnaps verlangten, bekamen, soviel sie wollten. Henning hoffte, daß er durch Nachgiebigkeit am besten davonkommen würde. Aber er hatte nicht mit dem Umstande gerechnet, daß er wegen seines Handels mit den Serranern verdächtig war. Die Haltung der Soldaten wurde immer drohender, ohne daß die Offiziere einschritten, da schlüpfte der Kaufmann mit genauer Not durch die Hintertür seines Hauses und entkam. Über sein Lager aber

fielen die Soldaten wie Räuber her. Jeder griff, was er konnte. Ein schmieriger Mulatte stülpte zwei Hüte zugleich auf, andere hüllten sich wohlgefällig in neue Ponchos, Stiefel und Kleider, Lampen und Uhren schleppte die Bande hinaus, die Weiber bargen gierig Kleiderstoffe und Schmucksachen; die besten Stücke suchten die Offiziere für sich heraus, und nur wüste Trümmer blieben in der Venda zurück, deren Boden in Branntwein schwamm; die Glasschränke zerschlagen, die Regale eingehauen, die Wände beschmiert, das waren die Spuren der Soldateska, der Regierungstruppen, für deren Unterhalt der Bürger und Bauer seine Steuern zahlt!

Beutebeladen zog die Horde am Morgen weiter durch die menschenleere Pikade. Siegesgewiß prahlten die Offiziere mit ihrer nächtlichen Heldentat und träumten von einer blutigen Razzia in der Serra. Die Spitze des Zuges erreichte gerade den Engpaß am Bache, als plötzlich knatternde Schüsse fielen und die Kugeln in die dichten Reihen der Bahianer schlugen. Verwundete ächzten und schrieen, alles drängte zurück, vergeblich versuchte Chachá vorzurücken — schon warfen einige Soldaten die Gewehre fort — alles machte Kehrt und hastete den Weg zurück, den die Braven so siegesgewiß gekommen waren. Die Angst vor den vielleicht nachrückenden Serranern machte den Bahianern Beine, die Weiber kreischten, die mitgeschleppten Verwundeten stöhnten, ein paar deutsche Fuhrleute, die arglos auf dem Heimwege waren, mußten die Verwundeten aufladen und umkehren. Ihr Fluchen und Murren half nichts — eine Angst ohnegleichen trieb Offiziere und Gemeine, die Bahianer retirierten im Eilmarsch, trotzdem fuhren die Offiziere mit der Klinge darein und brüllten: „Marcha! Marcha!“ Es fehlten nur noch die Kugeln der Serraner, um die Unordnung vollständig zu machen. Ängstlich drängten die letzten im Zuge nach vorn, jeden Augenblick fürchteten sie, die Serraner ansprengen zu sehen — aber Zeca und seine Leute blieben in ihrer sicheren Stellung und versäumten die Gelegenheit, die Scharen Pereiras zu vernichten.

Erst als sie am jenseitigen Ufer des Rio Pardinho waren und Santa Cruz sahen, atmeten die Truppen Chachás auf und machten Halt.

Der Kampf dieser beiden Parteien beschränkte sich von nun ab auf Marschbewegungen kleiner Trupps, gelegentliche Streifzüge, Schikanen gegen die Bewohner des Munizips, einzelne Bluttaten und Racheakte, zu offenen Gefechten ließen sich beide Seiten nicht mehr herbei. Übrigens hatten sich beide Teile nichts vorzuwerfen, der eine nahm, der andere stahl. João Berriba und Lindolfo Ferreira trieben vom Campo Vieh auf die Serra, verkauften es und nutzten die Zeit der Unruhen aus, wo jeder Spitzbube leicht zu Geld kommt, der Cabo Firmino von den Regierungstruppen holte aus der Kolonie, was er brauchte, und dachte mit Wallenstein, daß der Krieg seine Leute ernähren muß.

So verheerte die Guerilla das Land mit ihren Schrecken jahrelang. Zwar lebte jeder, auch der Kolonist, wieder auf seiner Besitzung, statt im Walde im Versteck zu hocken, Saat und Ernte wechselten auch in diesen schweren Zeiten ab, aber die allgemeine Unsicherheit lastete wie ein schwerer Druck auf Stadt und Land. In Porto Alegre fiel Friedrich Hensel durch Meuchelmord, und der Tod des Hauptes des riograndenser Deutschtums, des Deputierten Karl von Koseritz, der als überzeugter Monarchist stets von der republikanischen Regierung ängstlich beobachtet wurde, ist so mysteriös geblieben, daß man an einen natürlichen Tod des hochverdienten Mannes noch heute nicht glaubt. Mißliebige politische Persönlichkeiten steckte man zwangsweise unter das Militär, und weder Verfassung noch Gesetze wurden geachtet — Gewalt ging vor Recht.

Auch im Tal des Rio Pardinho stand alles unter dem Banne der Unsicherheit. Von Norden her durchstreiften die befreundeten Serraner Ferreiras die Pikaden und ließen sich ihre Freundschaft gut bezahlen. Der Regierungslehrer war längst geflohen, nur sein Pferd konnte Lindolfo Ferreira erbeuten und mit vielem anderen Kriegsgut in die Schlupfwinkel der Serra bringen. Vom Süden her, von Santa Cruz, rückten hin und wieder Streifkorps durch die ländlichen Pikaden, und der Cabo Firmino wußte auch, wo das beste Vieh weidete und die besten Waffen verborgen waren Denn auf Waffen ließ Chachá noch eifriger vigilieren als auf den spurlos verschwundenen Ernst Wagner.

Der Kolonist Franke saß in seinem Lehnstuhl und schaute in den sinkenden Tag und die Pikade, welche dicht an seinem Fenster vorbeilief. Er war Patient, ein gebrochenes Bein fesselte ihn an sein Schmerzenslager. Alle Aufregungen der vergangenen Wochen hatte er so durchkosten müssen, die Scharen Ferreiras durchziehen und Chachá Pereira in dem benachbarten Gasthause von Barth rasten sehen. Als der Abend dunkelte, kam sein Nachbar Schneider, um dem Kranken die Zeit ein wenig zu vertreiben. Natürlich drehte sich das Gespräch um die politische Lage des Landes, und beide beklagten den Haß der Parteien, unter dem die Kolonie nun auch zu leiden begann. Die umherstreifenden Brasilianer wurden immer frecher, und der elendeste Lump spielte sich mit seinen Kumpanen dem wehrlosen Geschäftsmann und Bauern gegenüber als politischer Chef auf. Diese Buschklepper und Strauchdiebe machten Weg und Steg unsicher, jedes Wort, das man sprach, mußte wohlerwogen sein, denn jede offene Parteinahme konnte zum Verderben werden. Ein älterer Kolonist hatte im Rausch ein rotes Band um den Hut gelegt und laute Reden gegen die Regierung geführt. Auf dem Heimwege sauste ihm der Lasso um den Hals, und gefangen führten ihn die Soldaten mit sich. Am anderen Morgen fanden Fuhrleute seine

Leiche — man hatte sich nicht viel Mühe mit dem Transport des Gefangenen gemacht.

„Ich bin nur neugierig, wie lange der freche Berriba noch sein Wesen treiben wird, der Hallunke reitet in allen Winkeln umher, droht, raubt und stiehlt, soviel er will, und treibt seine Frechheit immer weiter."

„Wenn den der Cabo Firmino erwischt, hat sein letztes Stündlein geschlagen. Firmino hat geschworen, ihm die Kehle abzuschneiden, falls er ihn fängt."

„Der schwarze Pedro ist auch so ein Galgenvogel. Er soll in Santa Catharina als Halsabschneider bei den Patrioten gewirkt haben. Neulich hat er erst geprahlt, daß er manchem Gefangenen die scharfe Klinge in den Hals gestoßen habe, und unter brutalem Lachen die Todesangst der Gemordeten nachgeahmt. Sie springen, wie abgestochene Hühner — hat das Scheusal gesagt."

Franke hatte schon einige Male gelauscht: „Mir ist es, als ob draußen Leute um das Haus gingen, sieh doch einmal nach!"

Schneider öffnete die Tür und fuhr erschrocken zurück: ein Dutzend Gewehrläufe und Bajonette blinkten ihm entgegen. Ein Sergeant, der Cabo Firmino, trat in das Zimmer: „Boa noite, senhores!"

Höhnisch lächelte er über den Schreck der Überraschten, Franke sammelte sich aber schnell und antwortete kaltblütig: „Boa noite, senhor", wenn ihm auch das Herz bis in die Kehle schlug.

Der Sergeant benahm sich ziemlich ungeniert, setzte sich breitspurig auf einen Stuhl und frug:

„Nichts Neues von eurem Freunde Zeca gehört?"

„Wir haben keine Freunde, die sich mit Politik befassen, wir sind Kolonisten, die auf ihren Acker gehen und arbeiten, ich bin dazu, wie Sie sehen, ein kranker Mann. Aber nehmen Sie bitte eine Zigarre!"

Schneider bot dem Cabo Zigarren an; er nahm gnädig eine und brannte sie an. Dabei musterte er neugierig die Wände, an denen Photographien von Angehörigen des Hausherrn hingen. Plötzlich blieb sein Blick an einem Gruppenbild haften, es war der Schützenverein von Rio Pardinho.

„Ah, die Leute haben gute Büchsen, Senhor Franke! Sie sind ja auch auf dem Bilde mit einer Büchse, wo haben Sie die? Ich möchte sie sehen!"

Die teure Schützenbüchse ruhte unter den Dielen gut versteckt.

„Ich habe keine Waffen im Hause", sagte Franke, aber Wut über diese neue Frechheit des Militärs erfüllte ihn.

„Aber auf dem Bilde sind Sie mit der Büchse?"

„Das sind die Vereinsbüchsen, die am Scheibenstand gemeinsam benutzt werden."

Der Vereinswirt hat sie hoffentlich längst versteckt oder macht eine Ausrede, dachte Franke, die Serraner können sie ja geholt haben.

Der Cabo überlegte: „Keiner von euch wird versuchen, irgend ein Zeichen zu geben; das Licht hier auf dem Tisch bleibt stehen, keiner rührt es an! Beim ersten Versuch, etwa damit zu winken, geben meine Leute Feuer!"

Vier Bahianer blieben mit dem Gewehr im Arm als Wachen zurück, mit den übrigen umzingelte Firmino das benachbarte Gasthaus. Die Gefangenen warteten und lauschten, die Augenblicke wurden zur Ewigkeit.

Endlich kam Firmino zurück und rief die Wachen ab. Höhnisch wünschte er gute Nacht: „Vier schöne Büchsen haben wir erwischt, schönen Dank!"

Im auftauchenden Mondlicht sahen die Deutschen den Bahianertrupp abziehen. Gleich darauf erschien der Nachbar Wirt, ein sonst sehr mutiger Mann, der aber völlig überrascht worden war. Seine Wut kannte keine Grenzen: „Ich sitze bei Tisch, als der Halunke eintritt. An den Fenstern und Türen sah ich sofort auch Bajonette und wußte, was die Glocke geschlagen hatte. Da half keine Ausrede — ich mußte die Büchsen herausrücken! Auch dem Musterreiter, der bei mir logiert, haben die frechen Kerle den guten Revolver genommen. Wir beide schauten uns einen Augenblick an — aber was wollten wir beide gegen so viele? Höchstens die rote Kravatte um den Hals konnte man dabei gewinnen! Hole der Teufel die Halunken alle! João Berriba und der schwarze Pedro haben oben in der Pikade gestern Pistolen und Gewehre gestohlen, heute kommt Firmino und nimmt sie uns! Ach, hätte ich nicht Frau und Kinder — ich wüßte, was ich täte. Aber so muß man noch still zusehen. Das sind Zustände zum Gotterbarmen in diesem Affenlande!"

Der tapfere Firmino aber hörte die Reden des empörten Mannes nicht, er marschierte seelenvergnügt nach Santa Cruz zurück.

Cachá Pereira lobte den gelungenen Überfall und betraute den Cabo mit einem Streifzug für den folgenden Tag nach einer anderen Richtung, nach Villa Germania zu. Dort sollten sich in der letzten Woche Parteigänger Ferreiras gezeigt haben. Chachá nannte den Neger Pedro und João Berriba. Da blitzten die Augen Firminos in wilder Wut, und er konnte den kommenden Morgen kaum erwarten.

Kaum dämmerte der Tag, als Firmino die verwegensten seiner Leute auswählte und ihnen die schnellsten und besten Pferde anwies, welche auf der Varzea weideten. Schnell waren sie gesattelt, und nach einer halben Stunde trabte Firmino mit einem Dutzend Soldaten nach Westen auf der Landstraße hin und setzte seinen Leuten einen Kriegsplan für den Kundschaftsritt auseinander.

„Du, Ignacio, reitest in den Seitenweg vor dem Arroio Santa Thereza mit drei Mann, ihr bleibt immer auf dem Wege und macht die Augen gut auf! Jeden Verdächtigen haltet ihr an und durchsucht ihn. Nach zwei Stunden kommt ihr an den letzten Querweg, der wieder auf unsere Straße führt. In diesen Weg biegt ihr ein und kommt uns entgegen. Wir reiten zunächst bis zum Affonso Dias, ihr kennt doch den Rancho, der ein paar Schritte abseits liegt vom Wege in der Capoeira? Gegen zehn Uhr sende ich euch dann Paulino mit sechs Mann auf dieser Straße entgegen, ihr trefft um elf Uhr am Rincão velho zusammen und kommt vereint zurück. Ich erwarte euch mit Severo, Joaquim und Barboso bei Affonso Dias. Da kochen wir ab — einen Ochsen könnt ihr irgendwo holen — und reiten gegen Abend zurück nach Santa Cruz."

Nach einer weiteren halben Stunde war der Arroio Santa Thereza erreicht, Firmino wiederholte seine Befehle und setzte hinzu: „Auf dem Wege sollen sich gestern João Berriba und der schwarze Pedro gezeigt haben. Wer den Berriba fängt, bekommt eine Belohnung vom Kommandanten. Wer mir den schwarzen Pedro lebendig bringt, bekommt von mir mein Sattelzeug und noch fünfzig Milreis dazu!"

Da glänzten die Augen der Soldaten lüstern. Ignacio sprengte mit seiner Patrouille im Trabe nach der Seite ab und war bald hinter einem bewaldeten Hügel verschwunden. Firmino ritt mit den übrigen auf der Hauptstraße weiter. Die Straße war schlecht. Tief ausgefahrene Radspuren durchzogen den zähen Schlamm, der in der Sonne obenher trocken geworden war. Sowie aber ein Pferd den Huf darauf setzte, gab die trügerische Schicht nach und ließ das Tier fußtief einsinken. An anderen Stellen standen Wasserlachen mitten im Wege, große Steine hinderten anderorts das Zusammenreiten. Nur an den Seiten war der Weg fest und reitbar. So ritt das Pikett gemächlich in Doppelreihe dahin, bis nach einer Stunde eine rohe Porteira in dem Kaktuszaun den Eingang zum Rancho des Affonso Dias zeigte. Firmino kehrte mit drei Leuten dort ein und entließ Paulino mit den Seinigen: Até a volta! Bis zur Rückkehr!"

Affonso Dias war ein Vertrauensmann der calombos. In seinem versteckten Rancho, der von der Straße durch dichtes Gebüsch abgesperrt wurde, hockte er mit seinem braunen Weibe und beobachtete die Straße und ihre Passanten. Seitdem die maragatos seinen Sohn Hilario erschossen hatten, haßte sie Affonso und sann täglich auf Rache. Harmlos arbeitete er in seiner kleinen Pflanzung am Berge, von der aus man die Straße schön überblicken konnte, und hatte dort gestern die beiden Maragatos entdeckt, auf welche Firmino fahndete. Noch in der Nacht sprengte er in die Stadt und benachrichtigte den Kommandanten.

„Bom dia, Affonso!" rief ihm Firmino entgegen und öffnete das Tor.

„Bom dia, senhor! Apea, steigen Sie ab!"

Die Soldaten machten es sich auf dem kleinen, mit Rasen bedeckten Raum neben dem Rancho bequem, Firmino aber saß unter dem vorstehenden Dach der Hütte, wo das Feuer brannte, und trank Chimarrão mit Affonso und der braunen Maria da Conceição, „Mariä Empfängnis", wie das Caboclоweib hieß. Kurzweg rief man sie Conceição, wie so viele Farbige. Auch Assumpção, „Himmelfahrt", ist ein gewöhnlicher Name unter ihnen.

„Hast du nichts Neues von den beiden Lumpen gehört, die gestern hier vorbeigekommen sind?"

„Nein, aber ich vermute, daß sie zurückgeritten sind. Sie werden bei Antonio Pires am Passo das Antas genächtigt haben, das ist ja ihr Freund, und Berriba liebt ja die gelbe Joaquina, da ist er gewiß dort. Aber dort fangt ihr ihn nicht, denn Antonio wohnt mitten im Walde, und zudem müßtet ihr vorher durch den Fluß waten, den man von Antonios Hütte aus übersehen kann."

„Ob der schwarze Pedro bei ihm geblieben ist?"

„Ganz sicher, die beiden sind unzertrennlich."

Firmino stieß nachsinnend mit der Säbelspitze in die Asche des Feuers. Wie konnte er die Burschen nur fangen?

„Die beiden Hundesöhne kommen aber wahrscheinlich heute wieder hier vorbei. Auf diesem Wege sind in der letzten Zeit selten Leute von eurem Bataillon gewesen."

„Ja, wir haben die Pikaden am Rio Pardinho in den letzten Wochen scharf ausgespürt", bestätigte Firmino.

„Also — da denkt Berriba, hier sicher bis in die Nähe von Santa Cruz vorgehen zu können und zu kundschaften. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht die Wahrheit vermutete."

Affonso kalkulierte ganz richtig. João Berriba und der Neger Pedro hatten bei Antonio Pires, ihrem Spießgesellen, genächtigt und ritten gegen neun Uhr vergnügt auf der Straße nach Santa Cruz. Berriba erzählte just, wie er dem Bauern Engelhardt den prächtigen Braunen gestohlen habe, der unter ihm im flotten Trabe ging. „Ich habe aber meinen abgerittenen Matungo dafür dort gelassen, der ganz abgeklappert und vor Satteldruck nicht mehr zu gebrauchen war. Man muß doch immer nobel sein".

Pedro grinste vergnügt und berichtete, wie er bei einem anderen Kolonisten gehaust habe. Eine silberne Taschenuhr zeigte er prahlend dem Spießgesellen.

An dem Querwege, der rechts abbog, hielten sie.

Ich denke, wir reiten hier ein", riet Berriba, „denn auf der Straße

gerade aus könnte es nicht sicher sein. Der Hallunke Affonso hat uns sicher gestern gesehen und jedenfalls seinen Freund Firmino benachrichtigt. Es ist übrigens klüger, wenn wir den guten Affonso bald still machen. Wir wollen heute Abend einmal bei ihm unverhofft einkehren."

„Ganz recht", nickte Pedro und klopfte an die Messerscheide, „ich würde mit Vergnügen einmal probieren, wie ihm die rote Kravatte paßt."

Damit bogen sie bei dem Rincão velho in den stillen Querweg ein. Ruhig trabten die schönen Pferde auf dem steinigen Pfade, und lachend und schwatzend unterhielten sich die Strauchdiebe. Die Sonne stieg höher, Pedro zog mit Wichtigkeit die geraubte Uhr: „Já são quasi onze horas! Fast elf Uhr! Halten wir einen Augenblick!"

Er stieg ab und zog den Gurt seines Pferdes an, der sich ein wenig gelockert hatte. Berriba schlug Feuer und zündete im Sattel die Zigarre an. Plötzlich stutzte er: „Hörst du nichts?"

Beide lauschten. Von vorn drang deutlich Hufgetrappel auf dem Wege an ihr Ohr. Vorsichtig ritten die Kumpane bis zur nächsten Biegung, um dann mit einem unterdrückten Fluche die Pferde herumzureißen.

„Caramba! Tod und Teufel, das ist Ignacio!" rief Pedro und hieb seinem Fuchs die Sporen in die Weichen.

In gestrecktem Galopp rasten sie zurück. Aber Ignacio bog nun auch um die Wegkrümmung und setzte mit seinen Leuten im schnellsten Tempo nach. Ein Schuß knallte hinter den Flüchtlingen, und die Kugel pfiff rechts von Pedro ins Gebüsch.

„Verdammt!" flüsterte er, „wenn wir erst wieder am Rincão wären, daß wir zurück zu Antonio in den Wald könnten! Die Hunde jagen uns am Ende noch eine blaue Bohne in die Rippen."

Die Pferde legten mächtig aus, schon tauchte der hohe Kaktus mit seinen roten Blüten auf, der an der Mündung des Querwegs aus dem Gestrüpp emporragte. In wilder Hast stürzten die Verfolgten auf das rettende Ziel los. Mit einem Ruck rissen sie die Pferde nach links in den Hauptweg. Einen flüchtigen Blick schickte Pedro in die Straße nach rechts. Der dicke Schweiß stand ihm auf der Stirn: keine zwanzig Schritte von dem blühenden Kaktus trabte Paulino mit seinem Kommando und ging in wilden Galopp über, als er die verdächtigen Reiter davonjagen sah. An der Mündung des Querweges traf er mit Ignacio zusammen, und eine wilde Hetzjagd begann. Über Steine und Wasserpfützen setzten die Flüchtlinge, schon nahte der rettende Wald, hinter ihnen sauste der sichere Tod. Ignacio aber löste im tollen Jagen den Lasso vom Sattelknopf und nahm ihn wurfbereit in die Hand. Näher und näher dem Walde brauste die wilde Jagd, Staubwolken wirbelten auf, Sand und Steine stoben unter den Hufen der Pferde.

„Caramba! Wenn uns die Hallunken entwischten!" murmelte Ignacio zwischen den Zähnen und hieb seinem Schimmel die Sporen ein, daß er vorausschnellte wie ein Pfeil. Kaum zwanzig Schritt vor ihm keuchte der schweißbedeckte Fuchs Pedros, eine Pferdelänge voraus flog Berriba auf seinem Braunen dahin. Die ersten Bäume traten bereits an den Weg, noch eine Minute — und die Burschen würden in den Wald springen und geborgen sein. Da stolperte der Fuchs Pedros über eine vorspringende Wurzel, nur einen Moment, und Pedro riß mit eisernem Zügelruck das Pferd empor — aber in demselben Augenblick sauste Ignacios Lasso durch die Luft. Der Schwarze duckte sich verzweifelt — aber die Schlinge saß ihm um Schulter und Arme — ein fester Ruck, und er lag gefesselt am Boden. Einen heiseren Schrei der Wut und Angst stieß er aus, die gelblichen Augäpfel traten aus ihren Höhlen vor wahnsinnigem Schreck. Vor ihm hielt Ignacio, Schüsse knallten in das Dickicht, in welches Berriba in letztem verzweifelten Satz gesprungen war, Paulino brachte nur den keuchenden und dampfenden Braunen als Beute.

„Der gelbe Galgenvogel ist entwischt, aber das schwarze Tier haben wir wenigstens."

Man durchsuchte den Gefangenen, nahm ihm Uhr und Geld, Messer und Pistole ab, setzte ihn auf sein Pferd, aber die gefesselten Hände auf dem Rücken und die Füße unter dem Sattelgurt zusammengeschnürt.

„So, mein guter Pedro, du sollst uns nicht lange mehr in Schweiß bringen", höhnte Paulino, „der schwarze Affe hat sich übrigens gut versorgt. Was für ein feines Sattelzeug der Teufel hat. Wo hast du's gestohlen?"

Aber Pedro stierte nur vor sich hin, den Kopf mit dem krausen Haar ließ er hängen, der kalte Schweiß stand ihm vor der Stirn. Er ahnte, was ihm bevorstand.

„Nun Trab!" kommandierte Ignacio, „die fünfzig Milreis habe ich verdient, die Firmino für den schwarzen Hund versprochen hat."

Bei dem Namen Firmino zuckte der Schwarze zusammen, seine gefesselten Glieder zitterten vor Grauen, und sein schwarzes Gesicht wurde fahl. Wenn er Firmino in die Hände gefallen war, so wußte er, was ihm bevorstand: Firmino war sein Todfeind.

Nach einer Stunde bogen die Reiter zu Affonso Dias ein. Hastig eilte Firmino ihnen entgegen. Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut, als er Pedro erblickte; die Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen: „Hund!" brüllte er, „endlich!"

Der Neger wurde vom Pferde gehoben und neugefesselt an den Stamm eines wilden Feigenbaums gebunden. Vor ihm stand Firmino mit blankem

Messer, fürchterlich in seiner blinden Wut, selbst die entmenschten Soldaten wagten kaum, ihn anzusehen. Affonso aber brach das grausige Schweigen: „Also, das ist dein Freund Pedro? Sieh an, ein ganz hübscher Teufelsbraten!“

„Das ist er“, stieß Firmino hervor, „zwei Jahre habe ich dich gesucht, du Teufel, zwei Jahre! Endlich habe ich dich, jetzt gehörst du mir.“

„Misericordia!“ ächzte Pedro, „Gnade!“ Die Lippen verzerrten sich, die Augen stierten voll Entsetzen nach dem Messer in Firminos Hand, seine Haut war ganz trocken und fahl.

„Gnade?“ schnaubte Firmino, „hast du die gekannt, als du bei Tres-Vendas meinen Bruder abgeschlachtet und sein Weib geschändet hast?“

Der Gefesselte ächzte nur noch und stöhnte.

„Bindet ihn los!“ befahl Firmino, „und setzt ihn auf die Erde. Bete noch ein Vaterunser!“

Aber Pedro kreischte nur noch und lachte wild, er war offenbar vor Angst wahnsinnig geworden. Er fletschte die weißen Zähne und warf sich auf den Boden, die gefesselten Arme suchten den Lasso zu zersprengen.

Da griff Firmino ihn in das wollige Haar, ein gellender Schrei! das Messer fuhr in die Kehle — ein Röcheln und Gurgeln — ein dicker Blutstrahl spritzte über den Rasen aus der gräßlichen Wunde, und der Neger brach vornüber zusammen.

„Werft den Hund ins Gebüsch!“ befahl Firmino, und die vor Grauen erstarrten Soldaten schleiften die noch zuckende Leiche des Schwarzen an den Abhang des Platzes und schleuderten sie in das Gestrüpp. Hoch oben aber kreisten bereits die Aasgeier.

Firmino aber saß mit den Seinen auf und ritt nach Santa Cruz. — —

In dem letzten Winkel der Pikade am kleinen Rio, wo die Fahrstraße längst in einen Saumpfad übergegangen ist, stand versteckt im dichten Walde die Hütte des alten Cordeiro. Ein schmaler Pfad, nur dem Eingeweihten kenntlich, führte vom Ufer des Flusses, den hier große Felsblöcke unpassierbar machten, durch das Dickicht zu dem niedrigen Bau. Cordeiro hatte sich mit gutem Grund tief im Wald seßhaft gemacht, er hatte alte Freunde auf dem Campo zurückgelassen, von wo er bei Nacht und Nebel geflohen war. Er saß an dem rohen Lager, das aus Ochsenhaut und Lianen auf vier Pfählen gespannt war, und redete mit einem bleichen Mann, der mit verwildertem Haar darauf lag, einen Sattelbock unter dem Kopfe und die mageren Hände auf der Brust gekreuzt.

„Paciencia, Ernesto“, ermahnte ihn Cordeiro, „Geduld, Freund! An Reiten ist in den ersten Tagen noch nicht zu denken!“

Es war Ernst Wagner, der hier vor den Häschern Chachás eine sichere

Zuflucht gefunden hatte. Seine Wunde am Halse und der Blutverlust, die Aufregungen der Flucht, alles kam zusammen — und kaum hatte Cordeiro den abgehetzten Freund auf sein Lager gebettet, als das Wundfieber sich einstellte. An einen Arzt war nicht zu denken. Selbst wenn er zu holen gewesen wäre, so durfte Cordeiro doch damit nicht die Spürhunde Chachás auf Wagners Fährte bringen. Aber Cordeiro war, wie fast alle Brasilianer des Waldes, sein eigner Arzt. Er kannte die fieberstillenden Kräuter, er verband die Wunde täglich mit den reinigenden und heilkräftigen Blättern, welche die Natur bot, und unermüdlich pflegte der Alte mit der farbigen Magd, die mit ihm im Walde lebte, den Gast, bis das Fieber wich und die Wunde sich schloß. Die unmittelbare Gefahr war vorbei, aber Wagner fühlte sich noch matt, sehr matt. Dabei peinigte ihn die Ungewißheit über das Schicksal seiner Familie, seiner Freunde, seiner Pikade. Keine Nachricht drang in die Wildnis dieses Waldes, und Cordeiro traute sich nicht aus seinem Versteck in diesen gefährlichen Tagen, wo man auf allen Straßen alten Freunden begegnen konnte, die noch ein Hühnchen mit manchem zu rupfen hatten.

Eben saß der graubärtige Wirt am Lager Wagners und rupfte Papageien, die, feist vom Mais der Felder, eine vorzügliche Krankensuppe abgaben. Die gelbe Rosa hockte vor der Holzglut und röstete die glasharten Körner des Pororoca-Mais in einer Pfanne. Krachend platzten die erhitzten Körner, und der weiße Kern duftete wie frisches, feines Brot. In den großen braunen Schalen des Flaschenkürbis stand das Wasser, in kleineren der Tee, die Bohnen und die Farinha. An einem gespannten Cipó hingen die gesalzenen Fleischstücke wie Wäsche an der Sonne, um zu Xarque zu dörren, aus Rohrgras und Weiden hatte Cordeiro Körbe geflochten — eine echte Urwaldswirtschaft, in der wenig von den Produkten und Bedürfnissen der Kultur zu finden war. Aber trotz der Armut hatte der Brasilianer mit der Gelben den Gast so getreulich gepflegt, als sei es der eigne Sohn, und als Rosa auf einem frischen Bananenblatt die warmen Maiskörner und ein paar frischgepflückte Feigen dazu auf den Schemel an Wagners Lager stellte und leise ihr „Sirva-se, senhor, langen Sie zu!“ sprach, da strich der Kranke dem Kreolenmädchen über das dunkle Haar in aufwallender Dankbarkeit.

Cordeiro aber hatte eine alte Cochenilha, einen Reitpelz, auf einen niedrigen Klotz an der Wand seiner Hütte gelegt, dahin geleitete er den Patienten, daß er ein wenig in der warmen Morgensonne sitze. Der Alte selbst kauerte nach Brasilianerart am Boden, schlang die Hände um die Kniee und suchte dem Gaste die Zeit zu vertreiben, so gut es ging.

„Wenn ich nur wüßte, ob die Meinen gesund und wohlauf sind“, quälte sich Wagner zum hundertsten Male.

„Sie werden doch", tröstete Cordeiro, „zudem sind ja die Nachbarn in nächster Nähe, die werden doch darnach sehen."

„Jawohl, das tun sie schon; aber ich habe immer eine quälende Unruhe, eine unbestimmte Angst — ach, wenn ich nur wenigstens eine Botschaft an mein armes Weib gelangen lassen könnte; das härmt sich ja zu Tode in der Ungewißheit!"

„Armer Mann! Ich kann mir's denken, wie dir zu Mute sein mag — habe selbst das Gleiche durchgemacht, als ich die ersten Jahre hier allein im Walde saß; aber wie soll ich es nur anfangen, einen Bekannten aus der Pikade zu sprechen? Den Weg am kleinen Rio entlang darf ich nicht reiten, da ist erst vor acht Tagen der Alvaro da Fonseca von den Serranern gefangen worden — und meinen grauen Kopf mag ich mir nun just nicht noch in den alten Tagen abschneiden lassen!"

„Bei Leibe nicht, Cordeiro! Das würde ich nicht dulden, daß du dich meinethalben in Gefahr begäbest. Aber ein Jahr von meinem Leben würde ich geben, wenn ich Gewißheit hätte über das Los der Meinen!"

Da kam Rosa. Sie stand bescheiden vor den Männern und frug in dem gleichmütigen Tonfall der Mischlinge: „Wenn Senhor Ernesto mir sagen wollte, wer ein Freund ist, dem ich Botschaft bringen kann, ohne daß er uns verrät, so ginge ich noch heute hin".

„Aber, Rosa, wie könntest du schwaches Ding in diesen Zeiten dich allein auf die Landstraße wagen?"

„Keine Angst um mich! Senhor Ernesto soll mir nur sagen, wo sein Freund wohnt."

Die Männer zögerten, aber Rosa bestand auf ihren Willen.

„Nun, wenn du willst — hier, ich schreibe ein paar Zeilen für meine Frau, die gibst du Heinrich Hermany, der ist verschwiegen. Aber hüte dich, daß du keinem Banditen in die Hände fällst!"

„Seid ohne Sorgen, morgen Abend, wenn die Sonne sinkt, bin ich zurück."

Damit ergriff sie das Waldmesser Cordeiros, das in zerschlissener Lederscheide über dem Lager hing, wünschte: „Até a volta, senhores!" und ging den Pfad hinan, der durch die kleine Plantage auf den Berg führte.

„Va com Deus, Rosa!" wünschte Cordeiro, „behüt dich Gott!"

Wagner aber schaute ihr mit banger Sorge nach. Es war ein Unrecht, das schwache Weib seinetwegen in die Gefahr zu schicken.

„Sie ist zwar im Walde großgeworden und kennt jeden Winkel hier. Aber gerne lasse ich sie nicht gehen", sagte auch Cordeiro, „doch sie will, und wenn sie sich etwas vornimmt, so setzt sie's durch. Also, lasse sie!"

Die Stunden des folgenden Tages schlichen für Wagner langsam dahin;

bange Ahnungen erfüllten seine Seele, schwere Träume hatten ihn in der Nacht gequält. Er rührte die Speise nicht an, die ihm Cordeiro bereitet hatte, sondern saß brütend auf dem Sitz neben der Tür und verfolgte das Wachsen der Schatten. Der Ferreiro hatte schon längst seine schrillen Töne aus dem Dickicht erschallen lassen, der Mittag war vorüber, als Cordeiro den Weg hinaufging, auf dem Rosa verschwunden war. Nach einer guten Stunde kehrte er zurück, zuckte die Achseln und sprach nur: „Nada! Nichts!" Dann saß auch er stumm neben dem Gaste. Jedes Geräusch ließ die Harrenden aufmerken — Rosa kam nicht. Als aber der Angico seine feingefiederten Blätter schloß und die Sonne hinter den zackigen Spitzen der Berge verglühte, ging Cordeiro wieder hinauf und spähte. Die Sterne funkelten bereits am Himmel, als er wiederkam; fragend schaute ihn Wagner an. „Nada!" zuckte der Alte die Schultern.

Die halbe Nacht saßen sie am Feuer und warteten — Rosa kam nicht zurück.

„Ohne Zweifel ist dem Mädchen etwas zugestoßen", sagte Wagner, und Cordeiro nickte trübselig. Wieder verlängerte sich der Schatten des Rancho, wieder fächelte der Abendwind durch die Blätter der Bananen am feuchten Flußufer — da erscholl ein langgezogener Schrei aus dem Walde am Berge. „Das ist sie!" versicherte Cordeiro und atmete auf. Rosa kam und reichte Wagner einen Brief, den sie aus dem Rockgurt hervornestelte. Hastig warf der Kranke einen Blick hinein, dann stöhnte er schwer auf, und die Tränen rollten ihm über die Wangen.

Rosa aber legte den Arm um seine Schultern und suchte ihn zu trösten: „Coitado! Coitadinho! Armer Mann!" Weiter wußte sie nichts zu sagen, aber auch in ihren dunklen Augen standen die Tränen. Cordeiro aber drängte: „Sprich, Rosa, was ist geschehen?"

Da erzählte sie: „Ich bin glücklich durch den Wald gekommen. Über die Berge bin ich gegangen, die Straßen habe ich vermieden, und als ich in die höchste Plantage kam, habe ich gewartet, bis es finster wurde und mich dann zu Henrique geschlichen. Der hat den Zettel gelesen und den Kopf geschüttelt. Dann aber hat er mich die Straße zu Ernestos Haus geführt, und ich habe der Senhora erzählen müssen, daß Ernesto noch am Leben ist. Alle haben geglaubt, daß er lange tot irgendwo im Walde liege. Da hat Dona Albertina die Hände gefaltet und laut aufgeweint. Dann aber hat sie mich bei der Hand genommen und mich ins Schlafzimmer geführt und ist zusammengebrochen, und eine alte gute Frau hat sie umfaßt und ihr zugeredet. Ich aber bin in die Kniee gesunken, denn ich sah Kerzen brennen und zwei kleine Särge stehen. Die beiden kleinen Buben waren darin, sie sind an der Ruhr gestorben. Wie anjos (Engel) haben sie aus-

gesehen in den weißen Kleidern, und viele Blumen waren auf die Leichen gestreut. Am folgenden Morgen ist der padre gekommen und hat gebetet, ich habe nichts verstanden, aber alle haben geweint, nur Dona Albertina hat still dagesessen und kein Wort gesagt. Als aber die Särge auf den Wagen gehoben wurden, da hat sie laut aufgeschrieen und ist zusammengesunken. Viele, viele Menschen ritten hinter dem Wagen, und an der Kirche hat der padre wieder geredet, ich stand hinter einem Rosenbusch, habe aber wieder nichts verstehen können. Viele Kränze haben die Leute auf die Gräber gelegt und sind traurig davongegangen, und auch der große Henrique hat sich die Augen gewischt. Dann hat er mich beherbergt und gesagt, ich solle einen Brief mitnehmen und Ernesto solle kommen. Am frühen Morgen bin ich gegangen."

Schlicht und einfach hatte das Mädchen erzählt, aber selbst Cordeiro fühlte heraus, welche Trauer in den Worten lag.

„Morgen reite ich heim, komme, was will!" sagte Wagner.

„Und ich geleite dich, allein sollst du nicht gehen", stimmte Cordeiro zu; er fühlte selbst, daß er den Gast nicht halten durfte. —

Wie ein Lauffeuer ging es durch die Pikaden: „Wagner ist wieder da!", und Chachá Pereira selbst war erstaunt über die Kühnheit des Mannes. Mit einigen Soldaten, dem Delegado der Polizei und ein paar Freunden machte er sich selbst auf den Weg, um zu sehen, ob das Gerücht wahr sei. Um Mittag stürzte ein junger Bursch zu Wagner: „Flieh, Ernst! Sie holen dich!"

Aber ruhig erwartete Wagner die Reiter und ließ sich gefangen nehmen. Seine Gattin lag krank darnieder, selbst seine Feinde dauerte das blasse, abgehärmte Weib. Ruhig stieg er zu Pferde und ritt mit den Offizieren und der Bedeckung ab. Als sie aber an den Friedhof kamen, da bat er, noch einmal ein Vaterunser an den kleinen Gräbern sprechen zu dürfen. Der Kommandant wollte es verwehren, aber der Delegado redete leise mit ihm, da ließ er es zu. Wagner stieg vom Pferde und kniete an den frischen kleinen Grabhügeln, auf denen die Kränze noch nicht verwelkt waren, nieder, und heiße Tränen fielen in das grüne Laub. Dann erhob er sich: „Estou prompto! Ich bin bereit!"

Aber der Offizier hielt ihn noch zurück: „Versprichst du bei deiner Ehre, daß du niemals wieder die Waffen gegen uns führen willst?"

Wagner zauderte einen Augenblick, es stürmte in ihm — aber ein Blick auf die Gräber brachte ihn bald zur Fassung:

„Bei den Gräbern dort schwöre ich's!" sprach er dumpf und tonlos.

Da reichte ihm der Gegner die Hand: „Geh heim, Ernesto!"

Die Kavalkade sprengte davon. Wagner wußte selbst nicht, wie ihm

geschehen war; er hatte mit dem sicheren Tode gerechnet, nun war er dem Leben wiedergegeben. —

Auf dem Fiedhofe am Pikadenkirchlein stehen weiße Marmorkreuze auf den kleinen Gräbern und die dunklen Trauerblumen blühen darauf mit den samtweichen, düsteren Blüten, die der Brasilianer so schön getauft hat: Saudade! Sehnsucht, Heimweh!, und alljährlich liegen am Totenfeste frische Rosen und junges Grün darunter. Ernst Wagner aber ist ein stiller Mann geworden.

Zwölftes Kapitel.

Der Herr Pfarrer.

„Nun, Hannpeter, was macht mein Schützling?" rief der Pfarrer von Santa Rita vom Sattel aus dem Hannpeter Neumann zu, der just den Zaun an der Weide ausbesserte. Hannpeter ließ den Hammer sinken, mit dem er einen starken Angicopfahl in den Boden getrieben hatte, wischte den Schweiß von der Stirn und antwortete:

„Das is man so, Herr Pastor, wenn Sie selbst ihn nicht geschickt hätten, da wäre mir ein echter Neger lieber. Er weiß mit der Hacke man schlecht, mit der Axt aber gar nicht umzugehen."

„Haben Sie nur Geduld, mein Lieber, das wird sich schon geben; übrigens können sie den Mann am Nachmittag einmal zu mir schicken. Ich habe mit ihm zu reden. Até logo!"

Während dieser Auseinandersetzung stand ein schlanker, noch etwas bleich aussehender junger Mann im groben Strohhut in Hannpeters Bohnenfelde und scharrte im Schweiße seines Angesichtes das Unkraut aus der Mitte der volksnährenden Stauden. Er machte in kurzen Zwischenräumen Pause, wischte mit dem Hemdärmel einmal den Schweiß von der Stirn, bog das schmerzende Kreuz einmal gerade und besah die blasengezierten Hände. Ach ja! An der Wiege war es ihm auch nicht gesungen worden, daß er dem braven Hannpeter im Lande Botokudien für 800 Reis pro Tag die Bohnen putzen würde. Lieber wäre er wieder mit dem Inspektor seines Vaters über die Breiten des heimatlichen Gutes gesprengt, wie in den schönen Zeiten des Herbsturlaubes, wenn die Hühner aufgingen aus dem Kartoffelkraut und die Hasen über die Stoppeln rasten. Das waren goldene Zeiten, wo der schneidige Rudi in der kleinen Garnison vor seinem Zug Husaren hielt, Schnitzeljagden ritt und den Contre kommandierte — bis eines Tages der Herr Oberst nach einigen bedauernden Worten das Abschiedsgesuch des schönen Rudi befürwortete, und der schöne bunte Rock in den Schrank gehängt wurde. Rudi aber dampfte nach Brasilien, wo man die Goldklumpen in den Chaussee-



Geistliche und Presbyter der riograndenser Synode.

gräben findet. In Brasilien aber entdeckte er leider, daß es gar keine Chausseen gibt, geschweige Goldklumpen. Die paar Zehrpfennige waren bald vertan, und mit leerem Beutel machte sich Rudi auf den Weg zum Glück. Ein langer trübseliger Weg war es, die Sohlen brannten und der Magen knurrte. Der letzten Station entsann er sich noch deutlich: die Sonne sank, der Waldweg wurde immer enger — offenbar hatte er sich verirrt. Endlich hörte er einen Hahn krähen. Dem Schalle nach schlug er sich durch das Dickicht und kam an einen elenden Negerrancho. Sechs Vintens klapperten noch in der Tasche seines zerrissenen Wamses, eine Tasse Kaffee und ein paar gebratene Bataten erstand er dafür, die er heißhungrig verzehrte. Neugierig standen die Negerkinder um den fremden Senhor, der gewißlich auch die Schalen der Bataten zum Nachtisch verspeist hätte, wenn er allein gewesen wäre. Aber man ist seinem Stande — nein, einen Stand hatte er ja nicht mehr — seiner Rasse dann aber doch Rücksicht schuldig. Der schwarze Dionysio geleitete ihn auf die richtige Straße zur deutschen Pikade, wo ihn der Pfarrer beherbergte, um ihn nach einigen Tagen beim Hannpeter unterzubringen. Einstweilen war er ja bei dem gutmütigen Kolonisten wohl aufgehoben, aß die schwarzen Bohnen und sein Stücklein vom gemeuchelten Borstentier dazu, lutschte in des Abends trauter Kühle seinen Mate, erzählte schöne Historien aus Deutschland und hatte des Hauses redliche Hüterin nebst allen kleinen Hannpeters als andächtiges Auditorium um sich versammelt, wozu sich wohl auch die Nachbarsleute gesellten. Daß die vielgewanderten Zuhörer — der Nachbar Kaspar war wahrhaftig schon in Porto Alegre, der Hannpeter zum Bundesschießen in S. Leopoldo, des Kaspars Ältester, der Hann-Nickel, wegen einer kleinen Balldifferenz schon einen Tag in der Cadea gewesen — daß diese Zuhörer sich heimlich hin und wieder mit den Ellbogen anstießen, was so viel heißt als: der Kerl schneidet auf! — störte ihn nicht weiter. Daß Sonnabend und Sonntag ein ellenlanger Schafkopf um Streichhölzer gespielt wurde, brauchte der Pfarrer nicht zu wissen.

Am Nachmittage machte sich Rudolf Sommerfeld also so schmuck, wie es seine bedrängten Umstände erlaubten, und ging zum Pfarrhause. Des Pfarrers kleines Bübchen spielte unter den Orangenbäumen mit seinem Wäglein. Rudolf benutzte die Gelegenheit, sich die ungeteilte Sympathie des kleinen Mannes durch ein Stück Rapadura, eingekochten braunen Zuckers mit Erdnüssen darin, zu erwerben, ohne zu bedenken, daß der kleine Freund unfehlbar seinem hellen Kleide eine chokoladenfarbige Nüance verleihen würde.

„Ist Papa daheim?“ frug er den Kleinen.

„Ja, Papa ist drin, ein fremder Onkel ist noch bei ihm.“ Damit lud der Kleine neue Orangen auf das Wäglein, biß an dem Stück Rapadura und karrte weiter.

Rudolf klatschte nach Landessitte in die Hände. Die Tür zwischen den blühenden Primaverabäumchen öffnete sich, eine junge Frau in einfachem Hauskleide erschien: „Ah, Sie sind's, Herr Sommerfeld! Bitte, treten Sie näher, mein Mann ist gerade in Anspruch genommen, aber er erwartet Sie."

Damit öffnete sie die Tür zum Fremdenzimmer.

„Entschuldigen Sie mich, bitte, ich bin gerade bei der Bäckerei zum lieben Sonntag beschäftigt!"

„Gnädige Frau wollen sich bitte nicht stören lassen", sagte Rudolf galant. Die kleine freundliche Pfarrfrau verschwand.

Rudolf sah sich in dem kleinen Zimmer um. An der Wand einige gute Bilder, einfache Rohrmöbel, blütenweiße Gardinen, ein paar gute Bücher auf dem Gestell, das war die ganze Ausstattung, einfach, aber doch freundlich. Von dem Studierzimmer war der Raum nur durch eine einfache Bretterwand getrennt, durch welche der Gast jedes Wort der Unterhaltung vernehmen konnte.

„Danke! Adieu! Vergelte Ihnen Gott, was Sie an mir getan haben" hörte er eine fremde Stimme sagen, „aber ich hoffe, Ihnen einst, wenn bessere Tage kommen —"

„Schon gut, Gertmann", klang des Pfarrers Stimme dazwischen, „gehen Sie mit Gott!"

Die Tür öffnete sich, der Pfarrer, ein stattlicher, kräftiger Herr, bot Rudolf die Hand: „Guten Tag! — Sie hätten hier soeben eine interessante Studie machen können, ich habe einen echten Tramp glücklich abgefertigt."

Der Pfarrer bot seinem Gast eine Zigarre an und erzählte:

Ich war gestern am Abend von einem Amtsritt auf unseren schönen aufgeweichten Wegen und durch den geschwollenen Mühlbach glücklich heimgekehrt und hatte just die Annehmlichkeiten einer langen Pfeife und meines Schlafrockes am naßkalten Abend zu würdigen begonnen, nebenan ratterte die Nähmaschine meiner teuren Gattin, als es draußen klatschte. Ich öffne: Entre o senhor!

„Guten Abend, Herr Pfarrer, gestatten Sie: mein Name ist Gertmann aus Dortmund."

Ich lade den Landsmann freundlich ein, näher zu kommen: Womit kann ich Ihnen dienen?

„Ich komme von Ihrem Herrn Kollegen in Santa Cruz, der mich an Sie gewiesen hat."

Haben Sie eine schriftliche Empfehlung seitens meines Herrn Amtsbruders?

„Das nicht — Herr Pfarrer war just beschäftigt —"

Aha!

„Ich hörte, es ist in Ihrer Gemeinde gerade eine Lehrerstelle frei. Da möchte ich den Herrn Pfarrer bitten, mich in diese Vakanz einrücken zu lassen."

Ich war erstaunt: Wo denn? Wer hat Sie so informiert? Mein Amtsbruder doch jedenfalls nicht?

„Nein, ich hörte es unterwegs."

Hm! Sie sind da nicht gut unterrichtet worden, es ist hier durchaus keine Vakanz. Aber auch im Falle einer solchen würden wir nur auf Bewerber reflektieren können, welche bereits eine längere Erfahrung hier im Lande als Empfehlung besäßen. Aber bitte, ziehen Sie doch Ihren Überrock aus!

Der Herr Gertmann aus Dortmund erhebt sich, der feuchte Rock wird an das Herdfeuer spediert. Eine Joppe, der man den früheren Besitzer noch anmerkt, im Verein mit dem bekannten Aroma der Cachaça beseitigen sofort alle Zweifel bei mir, ein Paar Stiefel, deren Absätze die Kugelgestalt der Erde beweisen, mit geplatzten Spitzen verkünden den Beruf ihres Herrn. Ich lasse ihm Tee und Abendbrot geben und verhöre ihn nach Tisch ein wenig.

„Wenn vorhin der Herr Pfarrer" — der Kerl war von verbindlichster Höflichkeit — „vielleicht bezweifelten, daß ich die nötige Erfahrung in Brasilien besitze, so darf ich wohl bemerken, daß ich schon seit vierzehn Jahren im Lande bin."

Und noch Tramp! ergänze ich im Stillen.

„Allerdings war ich vier Jahre in Argentinien."

Nun folgt das bekannte Schema, das mir immer wieder von solchen Brüdern aufgetischt wird:

„Ich bin von Beruf Kaufmann, hatte eine gute Stellung, wollte mich aber im Auslande verbessern und kam so nach Brasilien."

Wie immer — nun kommt die große Stelle in Rio oder da herum.

„Ich kam zu Dannemann nach Bahia, Weltfirma in Tabak, verdiente 350 Milreis pro Monat, hatte freie Wohnung, angenehmen Verkehr und alle Aussicht, noch weiter zu kommen."

Nun kommt der große Umschlag:

„Natürlich denke ich, daß es mir überall so gut gehen muß, und bei meiner angeborenen Reiselust" — hm! — „schenke ich einem Landsmann Vertrauen, der mir goldene Berge in Rio verspricht, und gebe meine Stellung trotz der innigsten Bitten und Vorstellungen meines Chefs auf. Ich borge dem Landsmann noch Geld und fahre mit ihm nach Rio. Eines guten Tages ist der Freund verschwunden, und ich sitze auf dem Trocknen."

Das alte Lied! Nun kommt eine neue Variante:

„Ich schaffte mich ehrlich und recht als Heizer nach Argentinien, arbeitete dort scharf, habe Schafe geschoren, Weizen gemäht und ein schönes Stück

Geld verdient. Damit habe ich mich in Buenos Ayres an einem kleinen Geschäft beteiligt."

Nun legt ihn der schuftige Kompagnon hinein, oder er selbst wird krank.

„Das ging gut, bis ich schwer am Typhus erkrankte. Mein Geld ging darauf, Arzt pro Besuch 10 Pesos, Pflege, Apotheke dazu, ich wurde gesund, war aber total blank. Da habe ich mich denn zu Fuß wieder nach Rio Grande geschafft."

Nun die Liste der Gebrandschatzten abhören: Wohin sind Sie bisher hier im Staate gekommen?

„Zunächst nach Santa Dorothea."

Sie waren beim Geistlichen dort?

„Jawohl, bei Herrn Pastor A." — Der Ärmste!

„Von da kam ich nach S. Rafael, wo sich Herr Dr. B. meiner annahm." — Auch du, mein Brutus!

„Von dort bin ich über S. Feliciano, Santa Mercedes, Rio Vermelho, Santa Izabel, Tabakstal und Wurstzipfelpikade nach hier gekommen."

Sie haben jedenfalls am ersten Orte Herrn Dr. C. kennen gelernt?

„Jawohl."

Am zweiten Herrn Kollegen D.?

„Zu dienen!"

Am dritten Herrn E.?

„Auch diesen; ebenfalls Herrn F., unseren Landsmann, er stammt aus Tecklenburg."

Der reine Bettel-Bädecker. Nun Schlußprobe: Eine Lehrerstelle kann ich Ihnen nicht anweisen. Aber wollen Sie Tabak in der Venda pressen oder in der Pflanzung arbeiten, so kann ich Ihnen Arbeit nachweisen.

„Sehr gütig, Herr Pfarrer, aber meine Gesundheit ist noch so geschwächt, und ich bin vom Marsche so erschöpft, daß ich vorziehe, mich nach einer leichteren Tätigkeit umzusehen. Vielleicht weiß in der Stadt Herr Pfarrer G. oder Herr Dr. H. Rat."

O die Glücklichen! dachte ich.

Nachts regnete es leise, daher hustete der Fremde einige Male laut in seiner Kammer. Der wird krank, wenn es morgen weiterregnet, sagte meine Frau aus Erfahrung. Doch zum Glück haben wir heute Sonnenschein, und der Gast ist munter aufgestanden. Die Abschiedsbrandschatzung haben Sie wohl eben mitangehört.

Rudolf Sommerfeld dachte an seinen ersten Besuch im Pfarrhause: „Da müssen Sie doch auch an meinen Eintritt in Ihr Heim mit nicht gerade angenehmen Gefühlen denken?"

„Im Gegenteil! Ich kenne doch meine Leute. Haben Sie sich etwa geweigert, Arbeit anzunehmen? Und leicht ist Ihnen diese gewiß nicht geworden." — Rudolf nickte lächelnd.

„Aber bei Hannpeter können Sie nicht bleiben. Ich habe daher für Sie gesorgt. Unter der Hand soll eine Lehrervakanz an der deutschen Hilfsvereinsschule in Porto Alegre besetzt werden. Da ich nun in guten Beziehungen zu dem Direktor des großen Instituts stehe, so hat man auf meinen Vorschlag Sie nach dort berufen. Aber nun machen Sie mir Ehre, Rudolf! Am nächsten Montag reisen Sie, wenn Ihnen der Vorschlag gefällt."

Ob er wollte? — So leicht hatte er sich das Vorwärtskommen nicht gedacht. Gerührt dankte er dem freundlichen Geistlichen.

„Nun aber müssen Sie mich ein wenig ins Freie geleiten, Rudolf", erhob sich der Pfarrer, „ich muß erst meine Pferde füttern, denn der Pfarrer ist hier auch sein eigener Knecht, nicht nur derjenige Gottes und der lieben Gemeinde."

Über den freien Platz hinter dem Hause schritten sie der Scheune mit den Stallungen zu, Rudolf machte sich nützlich, streute den Hühnern und Tauben Mais hin und füllte Zuckerrohr und Mais in die Pferdetröge.

„Sie haben wenigstens einen Pferdestall, Herr Pastor, der Kolonist läßt seine Reittiere Tag und Nacht frei laufen."

„Ja, mein Lieber, man würde mir diesen Luxus nicht gestatten, wenn ich nicht nachts stets ein Tier im Stall haben müßte für etwaige nächtliche Amtsritte."

„Kommen die so häufig vor?"

„Öfter, als Sie denken. Erkrankt jemand, so wartet man sehr oft bis auf den Abend, jagt mich Unglücksmenschen zu weitem Ritt in die Pikaden hinaus — und meistens kann ich doch nicht helfen, sondern muß die Leute an den Arzt in Santa Cruz verweisen."

„Aber Herr Pfarrer werden doch als Arzt in der Gemeinde gelobt."

„Gott ja, Rudolf, einen Samariterkurs habe ich ja als Student mitgemacht, eine Wunde reinigen und flicken kann man auch schon bei längerer Mensurpraxis, einige Wickel und Dampfbäder verordnet man ja im Notfalle auch, aber man soll die Leute stets an die rechte Schmiede verweisen — oder man soll nur Kandidaten für Brasilien auswählen, die sich gründlich mit Medizin befaßt haben. Viel nötiger wäre es, wenn die jungen Kollegen sich auch vorher mit der Landessprache befaßten. Sie glauben nicht, mit welchem Fleiße ich die nötigsten Vokabeln hier auf dem Lande gelernt habe. Hier sprechen nur Kaufleute und Handwerker leidlich portugiesisch, da ist der Pfarrer meistens auf sich selbst angewiesen. Leider haben wir daher so wenige Amtsbrüder, welche der Landessprache mächtig sind. Schon im Verkehr mit

den Behörden wäre die Kenntnis derselben vorteilhaft, geschweige denn für etwaige Propaganda unter den Landeskindern. Da sind die Nordamerikaner viel praktischer. Die Espikopalkirche läßt als Geistliche nur Herren fungieren, welche fertig portugiesisch sprechen, und mich hat es sehr peinlich berührt, daß einmal bei einer Feier der Episkopalkirche ein junger deutscher Geistlicher sich als Vertreter unserer riograndenser Synode ungeheuer wichtig fühlte und dabei nur mit Hilfe des Wörterbuches einige fürchterliche Sätze verbrach. Englisch sprach der junge Mann auch nicht — jeder Theologe aber, der in die überseeische Diaspora geht, sollte entweder die Sprache seiner zukünftigen Heimat verstehen oder schnellstens lernen, oder doch eine der Sprachen des großen Weltverkehrs beherrschen."

Damit traten die beiden Männer an den Zaun der großen Weide und riefen das übliche: „Tome! Nimm! Tome! Tome!" Die weidenden Pferde hoben die Köpfe und kamen im Trabe herbei. Während sie schrotend am Troge standen, bearbeitete der Pfarrer sein Leibroß mit Striegel und Bürste, führte den hochgewachsenen Falben dann in den Stall, wo er sich bei Abobora und Heu pflegen konnte.

„Der Falbe ist ein Staatstier, Herr Pfarrer!" urteilte Rudolf mit Kennermiene.

„Das ist er, hat mich aber auch ein Staatsgeld gekostet. Die Preise sind ja im Verhältnis zu den europäischen nicht hoch. Der Gaul kostet mich nur etwa 250 Mark, aber wenn Sie bedenken, daß mein Gehalt pro Monat auch nur 150 Mark beträgt, so können Sie sich denken, daß es einem Anfänger erheblich schwer wird, für gute Reittiere zu sorgen."

„Da müßte die Gemeinde aber doch die Tiere stellen."

„Hat sich was, mein Bester! Die Jesuitenpatres allerdings halten grundsätzlich keine Pferde. Wer den Pater nötig hat, muß ein Reittier mitbringen. Freilich, bei meiner Aussendung glaubte man mit Sicherheit, daß ich Pferde, Wohnungseinrichtung und noch einiges andere in der Gemeinde vorfinden würde — aber nichts war vorhanden, als wir kamen. Da habe ich noch meine paar Kröten hineinstecken müssen."

„Aber jetzt ist das Pfarrgrundstück doch in gutem Zustande."

„Ja, aber als ich kam, hätten Sie es nur sehen sollen! Das war überhaupt eine schöne Einführung. Mein Vorgänger, wirklich körperlich invalide, hatte gekündigt, und ich wurde von Deutschland nach hier geschickt. Während ich noch auf der Reise war, fühlte sich der alte Herr etwas besser, und als ich hier ankam, erklärte er mit dürren Worten, es falle ihm gar nicht ein, zu gehen, er fühle sich noch rüstig genug, den Dienst zu verrichten — daß ich nun hier sei, sei mein persönliches Pech. Nun, das ging den Leuten in der Gemeinde hier doch über die Gemütlichkeit, sie erklärten einfach, daß sie

mich nach der offiziellen Kündigung des alten Herrn als ihren Geistlichen berufen haben, und führten mich hier ein. Der alte Kollege aber setzte sich auf sein Eselein und versammelte in Sinimbu, der Filialgemeinde, seine Getreuen und versprach, ihnen für ein Billiges getreulich weiter zu dienen, hetzte die Gemeinden zum Streit unter sich, und welche Stürme ich durchmachen mußte, ehe die alte Einigkeit wiederhergestellt war, können Sie sich von Hannpeter erzählen lassen."

„Aber da mußte doch die Synode einschreiten!"

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

„Nun aber wollen wir die unangenehmen Dinge ruhen lassen", erklärte er, „kommen Sie mit mir, ich mache meinen Rundgang um mein Heim und freue mich über jedes junge Bäumchen, das grünt und gedeiht."

Die Orangen und Pfirsiche waren alte Stämme. Daneben aber hatte der Hausherr deutsche Obstbäume angepflanzt.

„Sehen Sie, hier ist ein echter Gravensteiner, hier haben Sie den weißen Calvill, hier den Borsdorfer. Dieses junge Ding ist die gute Luise, eine Prachtbirne; alle gedeihen ganz gut; wenn man nur nicht die ewige Not mit den Ameisen hätte! Mein Nachbar Jakob Scherer hilft mir ja, wo er kann: um die feinen Stämmchen hat er schräg abstehende Blechhülsen zum Schutze gegen die Schlepperameisen gemacht. Dort die schöne japanische Pflaume, die ich versuchsweise angepflanzt habe, hat das Raubzeug in einer Nacht kahlgefressen!"

Der junge Baum stand dürr wie ein Besen da.

„Hier hat mir Gottfried Trarbach Reben angepflanzt, echte Rieslingtraube. Es ist eine Pracht, sie wachsen zu sehen. Sie haben heuer die ersten Trauben angesetzt und stehen doch erst im dritten Jahr. Freilich, die Ameisen sind auch große Verehrer des jungen Laubes, und die Hühner wissen auch, wo die reifsten Beeren hängen. Ich werde den Scharrfüßen die Flügel stutzen müssen. — Hier haben Sie die Birne des Landes: die Goayaba, aber die Frucht ist widerlich süß. Mein Büblein findet das aber nicht. Auch den Feigen hier kann ich keinen Geschmack abgewinnen, sind mir zu süß. Meine Frau schwärmt allerdings dafür. Hier schauen Sie die Granaten, den Lorber, der hier wirklich hoch steht, und den schönen Zitronenbaum. Oben sind noch Blüten, hier grüne Früchte, dort gelbe an demselben Baume. Das ist eine wahre Wohltat, stets frische Zitronen zu haben. Der Baum ist zugleich eine kleine Hausapotheke, und die Fieberkranken wissen das sehr wohl. Leider wird der edle Baum noch viel zu wenig angepflanzt."

Vor dem hübsch gestrichenen Taubenhaus auf hohem Pfahl girrten die Vögel der Venus, flatterten und flogen in bunter Schar.

„Ich habe selten so viele Tauben hier gesehen", bemerkte Rudolf, „sind Sie selbst Züchter?"

„Nein, die Kolonisten haben mir die meisten geschenkt. Aber das geschieht nicht immer aus edler Uneigennützigkeit, sondern deshalb, weil die Tierchen in den offenen Schuppen der Bauern den aufgespeicherten Tabak zu sehr beschmutzen. Da gibt der Bauer sie gern dem Pfarrer, der ja keinen Tabak baut, sondern nur konsumiert."

Damit stopfte er lächelnd die geliebte Pfeife aufs Neue.

Durch den engvergitterten Zaun führte der Hausherr seinen Gast in den wohlgepflegten Garten.

„Das war hier eine böse Wüstenei, als wir kamen; mein Vorgänger hat seit dem Tode seiner fleißigen Frau alles verfallen und verwildern lassen. Da hat es viel Geld und Arbeit gekostet, hier Ordnung zu schaffen, und das werde ich meiner Gemeinde nie vergessen, daß sie mir diesen Garten beschert hat. Freilich, mancher hat gemurrt: der Pfarrer braucht keinen Ziergarten, ich habe auch keinen — aber diesmal blieb das Presbyterium fest und hat alles schön richten lassen. Bepflanzt habe ich ihn dann nach meinem Geschmack."

Der Geschmack des Pfarrers war offenbar kein schlechter. An den vier Seiten des Lattenzaunes zog sich Spalierobst hin, auf den schmalen Beeten davor standen ringsherum edle Rosensorten, blühende Abutilonsträucher, Himbeerstauden und Baumwollstöcke mit den gelblichweißen Blüten.

„Hier werden Sie manche Bekannte aus der Heimat finden, Rudolf. Brechen Sie sich doch die schöne Marechal Niel; nicht wahr? — sie ist köstlich. Dort haben Sie La France, weiter Gloire de Dijon und Madame Rothschild. Rosen gedeihen hier fast zu üppig, sie setzen zu viel Holz an. Betrachten Sie nur die weiße Kletterrose an der Laube, sie steht nun erst zwei Jahre und hat die Latten völlig überwuchert. An der anderen Seite rankt Jasmin. Aber hier habe ich etwas besonderes: eine kleine Monatsrose, Käthchen Schultheiß nennt sie der Gärtner in der Stadt."

Das niedrige Röslein, über und über mit Blüten und Knospen bedeckt, stand auf dem großen Rundbeet in der Gartenmitte vor einem Hintergrunde von blühenden Callas, die den schneeigen Kelch aus saftiggrünen Blättern erhoben. Hohe Lilien wetteiferten mit ihnen, brennendrote Gladiolen prangten dazwischen, ein Kranz von Nelken umgab das Ganze.

„Die Veilchen sind nun leider verblüht", bedauerte der Pfarrer.

Auf den großen Gemüsebeeten wucherte und grünte es in allen Formen und Größen. Junger Kohl, runde Kohlrabi, Möhren und Erbsen, rankende Gurken und Melonen, rote und gelbe Tomaten im stumpfgrünen Laub, Petersilie, Sellerie, Porree — alles wie in einem Hausgarten daheim im deutschen Vaterlande.

„Dies ist das Reich meiner Frau, der es auch nicht an der Wiege gesungen ist, daß sie hier einmal ihr eigener Gärtner sein müsse. Doch wir trösten uns gegenseitig, wenn uns die Arbeit einmal drückt. Freilich, ein wenig Heimweh hat sie oft.“

Damit setzte sich der Pfarrer in die Laube und lud seinen Gast zu sich.

„Sie müssen doch auch hin und wieder Heimweh haben, Herr Pfarrer. Mit ihren Kenntnissen und Gaben hier im Urwalde zu sitzen —“

„Nur keinen Menschen eitel machen, Rudolf! Ich weiß selbst sehr genau, was ich kann; aber wenn mich einmal bittere Gedanken beschleichen wollen, so denke ich: Tu l'as voulu, Georges Daudin! Freilich, oft beschleicht mich ein merkwürdiges Gefühl. Wie oft, wenn ich im Sattel einsame Waldwege durchstreife, denke ich unwillkürlich an die Wälder der Heimat, an die lichten Buchenwälder mit hellen Stämmen und goldenen Sonnenlichtern im jungen Laub, mit weichem Moosgrunde und äsenden Rehen, an königlich stolze Eichenforste und den dunklen, geheimnisvollen Tann. So gern streife ich im Geiste wieder mit Gesang und laubumkränzter Burschenmütze durch die Täler und Höhen des Harzes, ruhe an murmelnden Bächen, darin die silberne Forelle über glatte Kiesel streicht, die Libellen gaukeln und Falter schillernd an den nickenden Blumen hängen, oder an den stillen, tannenumrahmten Teichen mit schneeigen Wasserrosen, die badenden Nymphen gleichen. So gern wandere ich wieder mit Ränzel und Stab am Ufer des Rheines mit seinen grünen Rebenhügeln und zerfallenen Burgen, ragenden Domen und fröhlichen Leuten und kehre wieder im Krug zum grünen Kranze ein, davor der behäbige Wirt in langer Schürze das Käppchen zum Gruße lüftet. So gern träume ich mich zurück in jene goldenen Tage, da zur Wanderlust nur ein leichtes Herz, etliche Mutterpfennige und feste Stiefelsohlen gehören. Wie einen geheimen Schatz birgt man diese Bilder in seinen Herzensschrein und freut sich daran, wie an einem Kleinod, in stillen Stunden der Erinnerung. In solchen Augenblicken, glaube ich, hat man Heimweh, wenn man sich's auch nicht eingestehen mag.“

Rudolf nickte, und eine Träne hing an seinen Wimpern.

„Freilich“, fuhr der Pfarrer fort, „die Erinnerung ist und bleibt, was ihre schönen und lichten Bilder betrifft, eine Fata Morgana, welche in uns Oasen des Friedens und grüne Quellplätze der Harmonie auftauchen läßt. Aber wenn wir ehrlich sind und die Staffage in den prächtigen Heimatbildern nicht fortlassen: die armen Reisig- und Beerensammler im Hochwalde, die Bettler an den Landstraßen, die Tausende hart arbeitender Menschen, welche über dem Kampfe ums tägliche Brot das Singen verlernt haben und nicht mit uns wandern können, weil ihnen dazu die Mutterpfennige fehlen, so gewinnt unsere Umgebung im Lande Brasilien bedeutend, wir gewinnen

die ernährende, dankbare Scholle lieb, welche unsere Kolonisten bebauen. Wir hängen mit allen Fasern unseres Herzens am deutschen Vaterland, in dessen Boden unser ganzes Denken und Empfinden wurzelt, aber wir sollen darum nicht undankbar gegen unser Land Rio Grande sein. Unser Bauer schimpft zwar zu gern. Wenn er einmal seinen Kohl gepflanzt hat und findet ihn morgens von Ameisen abgefressen, da verwünscht er den Boden, der den Kohl so üppig wachsen ließ, weil er auch Ameisen beherbergt. Und wenn einige Quadratbrassen Land einen Wagen voll Tabak und die Tasche voll Milreis schaffen, da zetert der Gute das Blaue vom Himmel über das „verdammte Affenland", wo die Munizipalkammer Tabaksteuer erhebt. Dann wird das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, dann war es drüben doch besser.

Aus solchen Gründen braucht der Mensch hier kein Heimweh zu bekommen, und doch kranken gerade die empfänglichsten Gemüter hier daran. Was wir drüben in Freundeskreisen suchen und finden konnten: Verständnis, Mitempfinden, Herzen von gleichem Schlage, Seelen von gleichem Fühlen, das fehlt uns hier nur zu oft. Der Hannjörg lächelt natürlich nur mitleidig dazu, klopft sich auf die Tasche und denkt: „Ich brauche keine Seele, wenn ich hier nur viel Gefühl habe!" und mein Freund Anton Schmidt nimmt die Pfeife unter dem Schnurrbart weg und nennt solche Klage Gefühlsduselei.

Doch ich will nicht klagen, Rudolf, solange ich gesund bin, und die beiden Gefährten dort mit mir fühlen!" Dabei deutete er auf die Pfarrfrau, die den kleinen Fredi an der Hand führte. Das Büblein kannte noch nichts von Heimweh, sondern biß mit dem ganzen Behagen eines ruhigen Gemütes in ein Stück Bananenkuchen, und als es damit sein junges Herz gestärkt hatte, huschte es zu dem Erdbeerbeet an der Laube und fand auch die versteckteste rote Beere.

„Du bist wieder in Gedanken im Vaterlande gewandelt", sagte die Hausfrau, „ich sehe es dir an — streite nur nicht."

„Und du?"

„Na, ich war auf prosaischerem Gefilde, ich habe Kartoffeln ausgebuddelt für morgen und die Eier im Hühnerstall gezählt. Du mußt aber doch einmal im Mittag aufpassen. Da hat wieder ein Lagarto fast alle frischen Eier gestohlen, und zwei Kücken fehlen mir auch."

„Aber ich habe doch erst vorgestern die Eidechse weggeschossen! Ich glaube, ein Lagarto war diesmal der Übeltäter nicht, aber ich habe stark den Hund unseres Nachbars im Verdacht. Der Bursche lag gestern unter dem Goayabastrauch und leckte das Gelbe aus einem Ei. Die Herren Köter kommen auch oft in den Geschmack, wenn sie erst ein Eigelb gekostet haben."

„Da muß ich aber gleich einmal mit der Nachbarin reden!"



Der Pfarrer unterwegs, links ein Photograph.

„Die Prosa kommt und scheucht die Luftgebilde, die unsere Seelen eben noch umgaukelt“, deklamierte der Pfarrer.

In diesem Augenblicke rauschten die Zweige der Orangen am Hause, ein Reiter streifte sie, als er hastig vor das Gartentor ritt.

„Das ist Fritz Schulze! Hollah, Fritz, was gibt's?“

„Ach, Herr Pfarrer, wir haben Unglück gehabt, die Marie ist mit den Fingern in die Zuckerrohrwalzen geraten — Sie möchten doch schnell kommen! Die ganze Hand ist blutig und zerquetscht!“

„Um Gottes willen! — Wie oft habe ich nun geraten, ihr solltet Schutzleisten vor die Walzen legen!“

„Ja, das sollte auch gemacht werden, aber wir sind noch nicht dazu gekommen.“

„Das alte Lied! Ich reite sofort — entschuldigen Sie mich, Rudolf! Du sattelst fix das Pferd — steht im Stall, Fritz. Bitte, mache schnell Verbandzeug fertig, Luise!“ rief er der Gattin zu, die erschreckt umgekehrt war.

Fünf Minuten später sprengte der Pfarrer aus dem Tore, nachdem er Fritzen sofort zum Arzt geschickt hatte.

„So geht das nur zu oft“, klagte die Pfarrfrau, „einmal ist es eine Nottaufe, einmal ein Abendmahl, ein Krankenbesuch — mein armer Mann kommt dann oft erst in der Nacht heim, und ich kann mit dem Kleinen allein hier sitzen.“

„Aber Frau Pfarrer müßten ein tüchtiges Mädchen um sich haben!“

„Ja, das müßte ich — aber woher nehmen? Gehen Sie einmal zu den Kolonisten und bitten um eine Tochter! Meine Kinder können meine eigenen Bohnen putzen, heißt es dann, und wenn man aus Gefälligkeit ein Mädchen bekommt, so muß man von den lieben Eltern sich diese Gnade sehr oft aufs Butterbrot streichen lassen. Die Mädchen wollen zudem ihre Freiheit haben, abends fortgehen, Sonntags zu jedem Tanz — da paßt ihnen der Dienst im Pfarrhause nicht. Was sich aber freiwillig anbietet, ist meistens Ausschuß, der nicht unterkommen kann, und dabei diese Löhne! Wissen Sie, was ich meiner letzten Dona monatlich zahlen mußte? Dreißig Mark. Als ich das zu hoch fand, erklärte sie mir schnippisch: In der Stadt bekomme ich vierzig! und ging. — Auf Wiedersehen, Herr Sommerfeld!“

„Dienstbotenelend hüben, wie drüben!“ sagte der Gast, verbeugte sich und ging.

Am Abend setzte Regen ein. Ganz durchnäßt kehrte der Geistliche nach langem Ritt zurück.

Der folgende Tag blieb ein Regentag, und die Pfarrfrau zankte weidlich auf den Rauch, der aus dem primitiven Herd quoll. Der Gatte aber saß im engen Studierstüblein, kehrte bei sich selber ein und hielt im Inneren Umschau.

„Den Vorzug hat das Regenwetter doch“, pflegte er zu sagen, „daß man einmal zur Ruhe gezwungen wird. Da stöbere ich in manchem Winkel meines Gedächtnisses umher und finde, daß er im Laufe der Jahre doch recht verstaubt ist. Manch liebes Andenken nehme ich da wieder zur Hand, blase den Staub ab und erfreue mich an dem alten, lieben Anblick. Das nennen die Menschen dann „träumen“. Auch in der Hausapotheke des Wissens schaue ich einmal in die Schubfächer und Töpflein, in welchen die Ingredienzien der allgemeinen Bildung in stets frischer Füllung vorhanden sein sollen, auch da ist manches schon recht abgestanden und schimmlig geworden. Ein rechter Provisor nimmt da aber ein Inventarium auf und ergänzt manches Veraltete durch neues Material.“

Heute hatte er einmal den Daniel und Andrees Handatlas vorgenommen, um sein Gedächtnis auf den Triften der seßhaften Menschen spazieren zu führen, und prägte sich einige Städte Nordamerikas ein.

„Nordamerika kennt jeder“, murmelte er, „natürlich, warum sollte er's nicht kennen? In Tertia schon konnte ich die Staaten und Städte an den Fingern abzählen — aber heute? Wo liegt Omaha? — Omaha? Ja, da hinten herum, im wild west, wo Buffalo Bill gewirkt hat. Auch eine Auskunft!“

So saß er in eine Wolke des ambrosischen Krautes eingehüllt, wie der olympische Zeus, und schaute auf die Erde mit sinnenden Blicken, wie der Kronide, natürlich nur auf die Erde, die Andree geschaffen.

Da rief es vor dem Hause, der Pfarrer schaute hinaus: zwei Reiter schwingen sich von den Pferden, die sie unter das dichte Laubdach der Orangen banden.

„Hilf, heiliger Sebastian!" stöhnte der Pastor, „Fritz Freundlich kommt, das wird wohl wieder eine schöne Salbaderei geben!"

Die Reiter waren offenbar lange im Regen gewesen. Von den breiten Hüten triefte der Regen auf den blauen Tuchponcho hernieder, welcher die Himmelsgabe den hochgezogenen Stiefeln mildtätig weitergab. Die nassen Pferde dampften, der Sattelgurt war mit Kot bedeckt, Mähne und Schweif hingen in nassen Strähnen hernieder. Die Leute mußten in dringenden Sachen kommen, denn selbst der fleißigste Kolonist hockt bei solchem Wetter hinter dem Ofen. Höchstens bis zur Venda versteigt er sich, falls ihm das Feuerwasser ausgegangen ist.

Der Hausherr ließ die Gäste eintreten, begrüßte sie und führte sie in sein Zimmer.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Freundlich, kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen? Nehmen Sie einen heißen Mate?"

„Wenn Sie sich die Mühe machen wollen, mein lieber Herr Pfarrer — er täte einem alten Manne schon gut, denn in die Venda reite ich nicht gern und Schnaps trinke ich nur, wenn ich krank bin, denn ich bin ein Christ!"

„Nanu?" staunte Johann Biedermann, der die nassen Ponchos hinaus ans Feuer gebracht und dabei der Pfarrfrau einen frischen Schinken auf den Tisch gelegt hatte, „denn der Pastor soll doch nicht umsonst zu meiner kranken Frau gekommen sein."

„Sie trinken doch einen Herva mit, Herr Biedermann?"

„Na, ein richtiger Schluck wäre mir bei dem Hundewetter lieber, Herr Pfarrer."

„Den habe ich nun leider nicht im Hause."

„Dann schad't das auch nix. Aber ich will doch fix mal sehen, ob die Pferde ruhig stehen."

Damit ging er hinaus, ohne Zweifel hatte er einen Seelenwärmer in der Satteltasche stecken.

„Ja, mit dem lieben Johann ist das ein Leiden", entschuldigte Freundlich, „er kann das Schlückchen nicht lassen, es ist ein Leiden! Der liebe Himmel rette seine Seele vom Verderben."

Fritz Freundlich stand im Geruch eines ziemlich großen Heiligen, und ein Gespräch ohne Andeutung seines religiösen Standpunktes konnte er schlechterdings nicht führen. Johann Biedermann hingegen war eine derbe, offene Seele, welche auch nicht im Pfarrhause besser scheinen wollte, als sie war.

Der Geistliche bot den Gästen Zigarren an, echte Pikadencharutos. Biedermann nahm gern eine und meinte: „Der Jakob Scherer baut einmal einen guten Tabak!"

Freundlich aber lehnte ab: „Das ist nichts für uns Bauersleute. Ich bleibe bei meiner lieben Pfeife, das sieht immer bescheidener aus."

Dabei nestelte er den hölzernen Nasenwärmer hervor, zog den Kopf ab, und klacks! lag das Tabakswasser auf dem schöngescheuerten Fußboden. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, war eingeweiht für immer.

„Das is auch bescheiden", sagte Biedermann trocken.

Freundlich tat, als höre er es nicht, brannte den Tabak an und rauchte mit Behagen. Von Zeit zu Zeit spie er auf den Boden, daß er bald wie ein Zauberer in einem magischen Kreise saß. Der Pfarrer mochte den Alten nicht zurechtweisen, Biedermann aber stieß ihn derb an.

Mittlerweile kam der Mate herein, und Freundlich ging dabei zu dem eigentlichen Zweck seiner Reise über:

„Ja, der liebe Ervatee, den der grundgütige Himmel auf der Serra wachsen läßt! Wo hätte ich gedacht, als ich noch in Pommern die Gänse hütete, daß ich noch mal Erva trinken täte in meinen alten Tagen und daß mich die Erva soviel Geld kostete! Aber die guten Leute müssen immer das schwerste Kreuz tragen."

„Jawohl", sagte Biedermann, „ok de kläukste Voß geiht in de Falle."

„Ach Kind, sprich nicht so!" wehrte Freundlich salbungsvoll ab, „nur meine Güte ist mißbraucht. Sehen Sie, mein lieber Herr Pfarrer, ich bin ein frommer Christ, das wissen Sie am besten" — der Pfarrer zog unmutig die Stirn zusammen — „und ich weiß, daß wir Gutes tun sollen an jedermann. Da ist kein Armer, der in Not ist, welcher nicht zu mir käme, und ich helfe ihm, wo ich kann."

„Dat stimmt", fiel Biedermann ein, „äwer for teihn Prozent."

Das schien Freundlich zu überhören und fuhr ruhig fort:

„Da kam denn auch ein Mann in mein Haus, der ein Mann nach dem Herzen Gottes war, so dachte ich. Er war aber ein Wolf in Schafskleidern und rechnete mir vor, daß ich ein großes Stück Geld verdienen könnte, wenn ich mit ihm Land auf der Serra im Teewald kaufen und ihm dazu zehn Contos borgen täte, damit könnte ich zwanzig verdienen. Hätte ich sie verdient, eine neue Orgel hätte ich der Kirche geschenkt, wahrhaftig! ich hätt's getan. Aber ich habe mein Geld verloren. Der falsche Bruder hat mir zwar ein Dokument ausgestellt, aber er ist ohne Sang und Klang in die Ferne gezogen, und ich habe das Nachsehen. Ja, die guten Leute haben das größte Kreuz! Und dabei tat er doch so fromm und gut, er sang die schönsten Lieder, er dachte wie ich, er war ein Christ —"

„Ja, ok so 'n Christ as du", murmelte Biedermann.

„Nun habe ich dem Menschen die zehn Contos nicht alle von meinem eigenen Gelde gegeben, sondern mir selbst erst drei Contos borgen müssen. Die muß ich zurückgeben, aber ich habe sie nicht."

Freundlich wurde sichtlich erregt, plötzlich ward er sehr rot und rief: „De Deubel schall de Kirl hale!"

„Steiht dat ok in de Bibel?" schmunzelte Johann. Der Pfarrer aber verbat sich solche Herzensergüsse energisch. Freundlich hatte sich eine Blöße gegeben und lenkte schnell ein:

„Wenn nun unser guter alter Pfarrer noch hier wäre, der wüßte Rat — zu ihm sagte ich ja immer Bruder — aber ich habe gedacht, Herr Pastor, Sie könnten mir auch helfen."

„Ich? Mit meinen paar Groschen Gehalt?"

„Nein, so meine ich das nicht, aber Sie sind doch gut bekannt mit Jakob Scherer, der hätte das Geld, wenn er wollte. Da gehen Sie doch vielleicht mit mir und reden ihm zu!"

„Auf keinen Fall, Freundlich! Mit solchen Sachen befasse ich mich grundsätzlich nicht!" wehrte der Pfarrer ab.

„Worüm geihst du nich bi dine Brüder, Fritz?" mischte sich Biedermann darein, „bi Fritz Dittmann un Hanke un Spanitz un so weiter? Ja, min oll Fründ, dei singen wohl mit di Hallelujah, äwer im Geldsack — do fläuten se di wat. Do sind de Heiden, as Jakob Scherer, gaud genaug!"

Da erhob sich Freundlich: „Dann muß ich allein gehen! Was ich noch sagen wollte, Herr Pfarrer, Greßler und Hanke wollen ihre Kinder nicht von Ihnen konfirmieren lassen."

Der Pastor zuckte die Achseln. „Macht mich auch nicht unglücklich!"

„Denn adieu!"

„Adieu, Freundlich!"

„Das ist doch ein alter Philister, der Freundlich", begann Biedermann. Wenn er mit dem Pfarrer sprach, redete er hochdeutsch.

„Die ganze Geschichte ist nämlich noch etwas anders, als er sie erzählte. Die Brüder in Sinimbú können ja noch immer nicht begreifen, daß Sie wirklich die drei Gemeinden wieder unter einen Hut gebracht haben. Der alte Pfarrer hat nun noch immer gestänkert" —

„Lassen Sie solche Worte!"

„Na, dann sagen wir gehetzt, damit er seine alten Schafe für sich behielte, und Fritz Freundlich ist der Leithammel. Als sie nun nicht damit durchkamen und der alte Pfarrer sich verziehen mußte, hat sie das eklig gewurmt, und gegen Sie hetzt die fromme Brüderschaft, wo sie kann. Da ist neulich ein Adventist bei Freundlich gewesen, Sie kennen ihn ja, den

Schwandes, und hat Betstunden gehalten. Da haben sie alle zusammengehockt und wollten eine Adventistengemeinde gründen und sich von uns lossagen. Der Schwandes hat dem Freundlich die zehn Contos losgebetet und ist heidi gegangen. Nun sollen Sie dem Fritz helfen. Daß Greßler und Hanke ihre Jungens nicht konfirmieren lassen wollen, ist nur so ein Schreckschuß. Damit wollen die tückischen Brüder nur wieder Stänkerei in der Gemeinde und Ihnen das Leben sauer machen. Aber wir werden ihnen auf der nächsten Kirchenversammlung schon das Handwerk legen! Raus aus der Gemeinde müssen die Kerle, da können sie ein Jerusalem für sich bauen und Hanke als Hohenpriester einsetzen!"

Biedermann hatte sich in Eifer gesprochen. Der Pfarrer beruhigte ihn: „Warten wir alles ab, Johann! Lieber sagen Sie mir, was Sie zu mir führt."

„Ja, das ist eine ganz eigentümliche Sache, Herr Pfarrer. Der junge Fritz Nagel ist vor einem Jahre beim Waldhauen von einer Schlange gebissen worden. Er hat den Biß gleich ordentlich aufgeschnitten und ausgedrückt, aber der alte Nagel holte den Antonio de Souza, der oben in der Serra wohnt, daß er den Fritz bespräche. Er gilt ja für einen großen benzedor. Mein Antonio kam und ließ alle hinausgehen. Ich aber versteckte mich in der Veranda und hörte den ganzen Zauber. Der Brasilianer nahm ein Glas Wasser, warf ein Stückchen Salz hinein, schlug ein Kreuz darüber und flüsterte leise: alios! Dann warf er wieder ein Stückchen Salz ins Wasser, machte wieder ein Kreuz und sprach: aliomas! Zuletzt nahm er ein drittes Stückchen und sagte: cedron! Dann betete er ein Vaterunser und Ave Maria, sagte zu Fritz Nagel: Bebe, Frederico, em louvor de S. Patricio, trink, Fritz, im Namen des heiligen Patricius! Der Fritz ist gesund geworden, ich kann mir das nicht recht erklären, da bin ich zu Ihnen gekommen, Herr Pfarrer!"

„Ja, sehen Sie, mein lieber Johann, die benzedura, das Besprechen, wird ja auch in Deutschland gebraucht. Die Wirksamkeit solcher Mittel beruht in der Erregung des Glaubens und Vertrauens, also einer Stimmung, die für eine Genesung schon günstig ist. Ich glaube allerdings nicht daran. Sehr oft tritt Besserung ein, die auch ohne den Hokuspokus gekommen wäre. Daß Antonio gerade Salz in das Wasser tat, rührt wohl daher, daß er damit eine Art Weihwasser herstellen wollte, welches in der katholischen Kirche ja gebraucht wird und auch Salz enthält. Das Kreuzschlagen und der Spruch sollen nur auf die Nerven des Patienten wirken."

„Gut, Herr Pfarrer, aber damit ist die Sache noch nicht abgetan. Neben mir wohnt nun Fritz Nagel auf seiner neuen Kolonie. Er ist noch ein Anfänger, hat natürlich noch kein massives Haus, sondern einen großen Schuppen, mit Schindeln gedeckt, dessen eine Seite als Wohnraum mit Brettern verkleidet ist. Wenn nun der Abendwind in die Schindeln bläst,

so klappern sie, und durch die Ritzen der rohgeschnittenen Bretter streicht der Wind natürlich auch. Das bischen Geschirr, Teller, Tassen und Näpfe, steht auf freischwebenden Brettern, um es vor Mäusen zu schützen, und gerät dann natürlich in Schwankung und klappert leise. Fritz Nagel, der seit der Kur natürlich fest an Hexen und Spuken glaubt, war das nicht geheuer. Aber darüber beruhigte ich ihn. Als ich aber vor ein paar Tagen gerade eingeschlafen war, kam er zu mir in größter Angst und bat: Komm, um Gotteswillen mit, Johann! Bei mir ist's nicht richtig im Hause! Meine Frau hatte sich ruhig schlafen gelegt, ich saß noch ein Weilchen am Feuer. Plötzlich hörte ich meine Frau schrecklich stöhnen, ich sprang hinein, machte Licht und weckte meine Frau, die noch immer ächzte. Da sagte sie, eine graue Gestalt sei an ihr Bett geschlichen, dann auf die Decke gekrochen und habe sich auf sie gekniet, immer schwerer sei das Gespenst geworden, und sie hätte ersticken müssen, wenn ich sie nicht geweckt hätte."

„Sehr einfach!" warf der Pfarrer ein, „die Frau leidet am Alpdrücken, der Mann soll zum Arzt reiten!"

„Das war auch meine Meinung, aber der alte Nagel, der von der Geschichte erfuhr, hat wieder den famosen Antonio de Souza kommen lassen. Der schlaue Knabe wußte denn auch sein Schäflein zu scheren. Zunächst hat er natürlich erklärt, daß unbedingt ein böser Geist im Hause sein Wesen treibe. Dann hat er vom lobishomem, dem Werwolf, erzählt und gemeint, es sei nicht unmöglich, daß irgend ein Feind die junge Frau behext habe. Zunächst hat er natürlich sich fünfzig Milreis geben lassen — drunter könne er den Geist nicht bannen. Dann hat er Schutzbriefe in das Ofenloch und das Bett gesteckt, mit Kreide einen Kreis auf den Fußboden gezogen, sich hineingestellt, kreuzweise mit dem Facão durch die Luft geschlagen und dabei allerlei Hokuspokus gemurmelt. Dann hat er den alten Nagel gefragt, ob er wohl einen Feind habe, den man im Verdacht haben könne, der Hexerei mächtig zu sein. Nagel hat sich auf August Braatz besonnen, denn der habe das sechste und siebente Buch Mosis besessen. Darauf hat Antonio erklärt, Braatz sei unbedingt im Spiele. Er werde nun noch den großen Bannspruch sprechen, und die junge Frau solle wohl darauf achten, wer als erster nach dem Hersagen der Bannformel das Haus betrete, denn diese Person habe sie behext. Dann hat er noch tolleren Hokuspokus getrieben und ist weggeritten. Kaum war er verschwunden, als Fritz Nagel, der auf mein Zureden doch zum Arzt geritten war, zurückkehrte. Ahnungslos trat er ein — da kreischte die junge Frau auf, streckte die Hände gegen ihn aus und stellte sich, als werde sie verrückt. Der alte Nagel aber stand ganz entsetzt da und rief: „Zauberer, Hexenmeister!"

Das ging denn doch dem jungen Ehemann über die Hutschnur und er

wurde grob, sehr grob. Die junge Frau aber ist zu ihren Eltern geritten, will nicht in die verhexte Bude zurück, wie sie sagt, und will die gerichtliche Scheidung beantragen. So steht die Sache, Herr Pfarrer, und ich habe gedacht, hier müssen Sie einmal ein ernstes Wort dreinreden!"

„Das soll geschehen, Biedermann", erwiderte der Pfarrer ernst, „sagen Sie dem Vater und dem Sohne, ich würde am Sonntag nach dem Gottesdienste bei beiden vorsprechen. Die junge Frau aber will ich im Hause ihrer Eltern morgen nach der Konfirmandenstunde aufsuchen. Ich will die Leutchen schon zur Vernunft bringen, aber wegen des Antonio de Souza muß ich einmal ein Wörtchen mit dem Polizeidelegado reden."

„Das könnte nichts schaden, Herr Pfarrer. Nun habe ich noch eine Bitte. Ich habe die beiden Schlingel, den Johann und den Karl, der älteste wird zwölf Jahre alt. Ein Fohlen kann er zahm reiten, aber keinen Buchstaben lesen, denn wir bekommen keine ordentliche Schule zusammen. Die alte Karoline — Sie kennen ja die böse Sieben —"

„Nicht doch, Biedermann, lassen Sie doch solche Urteile!"

„Na, ich sage Ihnen, sie ist eine, sie hat schon manchen Klatsch angezettelt und manches Feuer geschürt, denn ihr Neffe Spanitz, er ist ja im Kirchenvorstand, muß alle Kugeln verschießen, welche die Tante gießt. Also die Karoline hält ja Schule, aber sie duselt auf dem Pulte, und die Jungen ziehen Mühlchen oder spielen Paar oder Unpaar um trockene Marmellenschnitze. Aber ich will, daß meine Burschen etwas lernen. Da gäbe ich Ihnen meinen Johann gern her. Er kann Ihnen tüchtig helfen, die Pferde füttern, Holz spalten, Wasser holen, er ist ein forscher Kerl. Dafür schicken Sie ihn denn hier zur Schule und halten ihn zum Lernen an."

Damit war den jungen Pfarrersleuten sehr gedient. Biedermann ritt heim und versprach, am kommenden Sonntag seinen Sprößling zu bringen. —

Der Konfirmationsunterricht ist eine wahre Plage für den Geistlichen in den weitverzweigten Landgemeinden. Derselbe wird zwar im Durchschnitt nur ein halbes Jahr lang erteilt, von Oktober bis zum Palmsonntag, aber in dieser Zeit muß der Geistliche in jede Filialgemeinde zur Unterrichtsstunde reiten, sodaß er im Durchschnitt täglich allein zu diesem Dienst drei, oft vier Stunden im Sattel sitzen muß. Selbstverständlich erleiden die übrigen Amtspflichten dadurch keine Unterbrechung. Aber trotz der Mühe unterzieht sich der Geistliche dieser Leistung gern, weil gerade die Konfirmation eine Feier ist, die an die kirchliche Gemeinschaft mit der Heimat immer wieder erinnert.

Da ist die Kirche mit Palmen und Guirlanden geschmückt, auf dem Altare prangen bunte Sträuße zwischen Lichtern und Kruzifix, der Raum des Gotteshauses ist völlig von den Besuchern besetzt, die Prüfung über



Nach der Konfirmation.

Katechismus, Kirchenlied und ein wenig Reformationsgeschichte beginnt, und jeder Vater und jede Mutter begleitet die Antworten ihres Kindes mit Stolz oder heimlichem Bangen, denn hier vor der ganzen Gemeinde will keiner sich sagen lassen, daß der Sohn oder die Tochter zu den Minderbegabten gehöre, und selbst vollkommene Analphabeten kennen wenigstens den Wortlaut der ersten Hauptstücke, weil sie ihnen daheim von Geschwistern oder Eltern immer wieder vorgelesen worden sind. Wenn aber des Hannjörgs Karl oder des Hannpeters Christine als erste eingesegnet werden, so tun sich die würdigen Väter nicht wenig darauf zu gute. Die Beteiligung bei der Abendmahlfeier ist ziemlich groß. Auffällig ist dem Fremden nur der Umstand, daß die Mädchen in weißen Kleidern und Schuhen, Blumenkränze in den aufgelösten Haaren, zum ersten Male zum Tische des Herrn gehen.

So erhebend für den eingewanderten Deutschen diese Gemeindefeier meistens ist, so wenig bleibt von dem Reize des Weihnachtsfestes. Da fehlt schon die ganze Weihnachtsstimmung mit dem knirschenden Schnee unter den Sohlen, den blanken Eisflächen, klingelnden Schlitten und dem eingeschneiten Walde, auf dessen Zweigen das Mondenlicht glitzert und funkelt. Zwar ersetzt man die deutsche Tanne durch junge Araucarien, aber die Zweige sind sehr schnell welk, und die breiten scharfen Nadeln lassen beim Anputzen recht oft die Freude in einen gelinden Ärger umschlagen. Dazu verleidet die zu Weihnachten oft tropische Hitze den Feiernden den Aufenthalt im Zimmer, und wohnt die deutsche Familie in einer Stadt zu ebener Erde, so müssen die Läden geschlossen werden, wenn man nicht den ganzen farbigen Janhagel in Fenstern und Korridor als Festteilnehmer begrüßen will. Der Aufenthalt in solchem Raume ist dann nicht sehr dazu angetan, die weihnachtliche Stimmung zu erhöhen.

Auf dem Lande feiern viele Gemeinden am Abende des ersten Weihnachtstages ihre gemeinsame Christandacht. In massivem Sandsteinblock ragt eine mächtige Pinie zur Decke der Kirche, die Lichter strahlen, eine große Krippe wird oft darunter aufgebaut, Schriftstellen werden vom Altar verlesen, die Schulkinder singen ihre Weihnachtslieder, und wenn die Gemeinde anstimmt: Vom Himmel hoch, da komm ich her — so bemerkt man hier und da manchen Alten, der nicht neugierig die flammende Pracht des Baumes betrachtet, sondern dessen Gedanken weit zurückfliegen zu der Zeit, da er daheim mit denen gesungen hat, die nun längst unter dem Rasen liegen. Am Weihnachtstage bekommt man am leichtesten Heimweh. —

Einige Tage nach dem Weihnachtsfeste sprach der Arzt aus Santa Cruz auf einen Augenblick im Pfarrhause vor.

„Woher, Doktor?" frug der Pastor und goß dem Freunde ein Gläschen Portwein ein, denn er wußte, was einem wandernden Medizinmann gut tut.

„Ich komme von dem alten Philipp Schmidt. Er wird nicht mehr lange machen. Zu seinen dreiundachtzig Jahren ist noch eine Influenza gekommen, die hält der Alte nicht mehr aus. Er verlangte übrigens nach Ihnen, Pastor, Sie tuen gut, wenn Sie das Abendmahlsgerät mitnehmen."

Die Einladung zum Mittagessen schlug der Freund des Pfarrers aus: „Ich habe noch einen bösen Tag vor mir. Zunächst reite ich die zwei Stunden schlanken Trabes nach Hause zurück, halte meine Sprechstunde und werde dann meinen äußeren Menschen noch ein paar Stunden nach Rio Pardo spazieren führen. Ja, man hat es daheim im Vaterlande etwas bequemer. Da spannt Johann für den Herrn Kollegen die Kalesche an, und die Visiten werden gefahren. Kommt einmal ein schwerer Fall vor, so hat man Kollegen als Assistenten zur Hand, im Notfall ist eine Klinik immer zu erreichen. Aber hier! Ich möchte mich oft teilen, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Glücklicherweise versteht unser Apotheker die notwendigsten chirurgischen Handgriffe, sodaß er bei Operationen assistieren kann."

„Aber Sie haben doch jetzt einen Kollegen bekommen, wie ich höre?"

„Ach, Sie meinen den Doktor Eduard Kämpfer. Mein Lieber, der hat in jungen Jahren das Zimmermannshandwerk und ein halbes Jahr in Wörrishofen Kneippsche Naturmedizin studiert. Der Zimmermannsstand ist ja höchst ehrenwert, schon um des Meisters in Nazareth willen, aber es ist doch ein kleiner Unterschied zwischen Lattensägen und Balkenflicken und einer sauberen Amputation. Es gibt nicht nur Pseudopfarrer, Verehrtester, es gibt noch viel mehr Pseudoärzte. Nun schönen Dank für Ihre Freundlichkeit, und holen Sie sich das Glas Portwein bald bei mir wieder! Adieu, Frau Pfarrer!"

Damit ging er zu seinem Pferde und ritt in langem Galopp die ebene Straße entlang.

„Der Doktor hat es in der Tat noch schlimmer, als wir Theologen", sagte der Pfarrer, „wenn ich einmal murren will über die Schinderei im Sattel, werde ich an ihn denken."

„Das stimmt zwar, aber er ist nach einer Reihe von Jahren doch pekuniär völlig sichergestellt, aber wir?"

Da umfaßte der Pfarrer die besorgte Hausehre und tröstete sie: „Wenn man so denken will, da könnte man allerdings den Mut zur Arbeit verlieren, Kind. Aber derjenige, welcher uns glücklich nach hier gebracht hat, wird uns auch einmal wieder ins Vaterland zurückgeleiten und uns auch dort nicht verlassen. Immer den Kopf hoch!"

Am Nachmittage besuchte der Pfarrer den kranken Schmidt. Es war ein schönes Anwesen, das der Alte sich im Laufe der Jahre geschaffen hatte, er war einer der ersten Ansiedler gewesen, welche den Wald in Santa Rita urbar gemacht hatten. In seinen jungen Jahren war er Inspektor auf einem schlesischen Gute gewesen, hatte bei den Gardeulanen gestanden und war ausgewandert, „um eine eigne Scholle zu besitzen", wie er zu sagen pflegte. Mit ihm hatte der Pfarrer manches verständige Wort wechseln können, und traurig war es dem jungen Geistlichen zu Mute, als er durch die Sandsteinpfeiler des Tores auf den sauberen Rasenplatz ritt, der das stattliche Haus umgab. Überall eine peinliche Ordnung, die Söhne, vom Vater zu strenger Pflichterfüllung angehalten, hatten nichts verkommen lassen, was der Alte begonnen hatte. Hinter dem Hause ragte ein schöner Pinienwald empor, jeder Baum war noch von der Hand des Kranken gepflanzt, der auf seinem Besitztum den Hochwald nicht ganz entbehren wollte. Hochragend standen die braunen Stämme in geraden Reihen, die Zweige breiteten sich wie die Arme eines riesigen Kandelabers nach allen Seiten aus, nach oben immer kürzer werdend, sodaß die Krone wie ein mächtiger Teller sich ausbreitete. Rauschend zog der Wind durch die dunklen Wipfel, als stimme er eine Totenklage an.

Der Pfarrer stieg ab. Die verweinten Augen der Söhne und Töchter, die alle an das letzte Lager des Vaters herbeigeeilt waren, sagten dem Gaste, daß hier eine Seele sich zum Abschiede in die ewige Heimat rüste.

In dem hellen freundlichen Schlafzimmer lag der Alte in den weißen Kissen. Leise hob und senkte sich die Brust. Die alte Frau Schmidt saß besorgt am Bette und hielt die Hand des Mannes, mit dem sie fast fünfzig Jahre lang gute und böse Stunden verlebt hatte. Hin und wieder wehrte sie eine Fliege ab, die summend an dem Antlitze des Greises vorbeizog, auf dem schon die scharfe Linie um Nase und Mund das Nahen des Todesengels verkündete.

Stumm reichte der Geistliche der alten Freundin die Hand, zog den Talar an und nahm selbst die Stelle am Lager ein. Er ergriff die Hand des Sterbenden und frug leise: „Erkennen Sie mich, lieber Schmidt?“

Da öffnete der Greis die großen blauen Augen, ein Lächeln ging über seine Züge, leise drückte er die gebotene Hand und nickte.

„Lieber Freund“, fuhr der Geistliche fort, „ich bin gekommen, um Ihnen in der Stunde des Leidens als Freund zur Seite zu stehen und als Ihr Geistlicher Ihnen die letzte Wegzehrung anzubieten, welche unser Herr und Heiland für uns gestiftet hat. Wollen Sie mit uns im Gedächtnis seines Leidens und Sterbens noch einmal das Brot und den Wein genießen, um seiner Gnade auch in der letzten Stunde gewiß zu sein, die vielleicht nicht mehr fern ist?“

„Ja, mein lieber Herr Pfarrer“, kam es leise von den Lippen des Greises, „ich will.“

Der Pfarrer, ergriffen von der Weihe der Sterbestunde, breitete die Sakramentsgeräte aus, und unter leisem Schluchzen sprach er die schlichten Worte der Beichte und Absolution. Liebevoll hielt er den Alten in seiner Linken, als er ihm Brot und Wein reichte, und als er den Segen über den Kranken sprach, stahl sich eine Träne aus dem Auge des jungen Seelsorgers, denn auch ihm schwand mit dem Leben des Alten ein Stück Liebe und Treue dahin, an der er sich oft aufgerichtet hatte. Weinend genoß die Familie ebenfalls das Sakrament, friedlich lag der Sterbende da, hin und wieder sprach der Pfarrer ein Wort der Schrift und eine Strophe des Gesangbuches. „Christi Blut und Gerechtigkeit“, sagte er langsam, „das ist mein Schmuck, mein Ehrenkleid. Damit will ich vor Gott besteh'n, wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.“

Da nickte der Greis noch einmal, reckte sich ein wenig, ein surrendes Geräusch von seinen Lippen, der letzte Atemzug — und langsam legte der Geistliche die Hände des Toten zusammen und trat zurück. Laut aufschluchzend nahmen Frau und Kinder den letzten Abschied von dem geliebten Toten. —

Am folgenden Morgen, denn das brasilianische Gesetz verlangt die Bestattung der Toten innerhalb vierundzwanzig Stunden, geleiteten viele Hunderte den alten Philipp Schmidt zu Grabe. Auf dem schlichten Wäglein fuhr der Nachbar Petry den Sarg, der mit einfachem schwarzen Tuch bekleidet war, ein Kreuz aus Silberborte in der Mitte. Kränze und Palmzweige bedeckten als letzte Grüße der Liebe und Verehrung die irdische Hülle des Verblichenen. Der Schützenverein mit umflorter Fahne ritt vor dem Sarge, die Leidtragenden hinterdrein. Die Glocken läuteten, am Eingange zum Friedhofe wartete die Musik, und als der Pfarrer die Träger mit dem Sarge empfing, klang es ernst und feierlich: „Jesus, meine Zuversicht“. Der



Eingewanderte Deutsche nach 40jährigem Aufenthalt in der Kolonie Santa Cruz.

Sarg wurde eingesenkt, die Einsegnungsworte erklangen, dreimal fielen die Schollen auf den Sarg, und dann richtete der Geistliche Worte des Trostes und ehrenden Andenkens an die Trauerversammlung. Er erinnerte an den Auszug Abrahams, der auch aus seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft ging, er mahnte die Alten an die Stunden gemeinsamer Not und Mühe, aber auch der gemeinsamen Arbeit und des Segens.

„Nun hat der schaffensfreudige Arbeiter den ewigen Feierabend gefunden“, schloß er, „zwar nicht in der Erde des Vaterlandes ruht er, aber in dem Boden, den er sich selbst mit euch zu einer neuen und gesegneten Heimat geschaffen hat. Kein ragendes Monument, nur ein schlichtes Kreuz wird an ihn auf dem Rasenhügel erinnern, aber wer hier auf dem Gottesacker am Bergeshang steht und den Blick hinunterschweifen läßt in die Pikade mit ihrem schaffenden Leben, auf die grünen Felder und segensschweren Äcker, der hat das Denkmal vor sich, das deutscher Fleiß und deutsche Energie sich auch durch den Verstorbenen gesetzt haben im Urwalde des Landes Brasilien. Aber nicht der Fleiß allein erhält das Werk der Hände hier, sondern die treue Hut und Pflege deutscher Sitte und Sprache, deutscher Zucht und Redlichkeit muß dazukommen, wenn die gesegneten Fluren das bleiben sollen, was sie nach dem Willen der Pioniere des Urwaldes werden sollten, ein blühender Landstrich im fremden Lande, in dem jeder fleißige deutsche Mann

ruhig wohnen soll im Schatten seines Weinstockes und Feigenbaumes. So ruhe er nun sanft in der Erde, auf der er im Mittage des Lebens im heißen Sonnenbrande der Arbeit gestanden hat, schaffensfreudig und hoffnungsfroh, auf dem er sich das sichere Heim für den Abend geschaffen hat — und mit den Blumen sprieße noch aus dem Grabhügel der Segen seines Gedächtnisses!"

Feierlich tönten die Worte des Segens über die Versammelten, der Gesangverein stimmte an: „Es ist bestimmt in Gottes Rat", und nach einem letzten wehmütigen Abschiedsgruß, den die Angehörigen mit den Blumensträußen zum Sarge niederschickten, schloß sich das Grab.

Still schaute der alte Michel Scherer auf den frischen Grabhügel vor ihm. Er hatte mit dem Heimgegangenen den ersten Baum in der Kolonie gefällt. Da mußte man sich auch bald nach einem Plätzchen auf dem stillen Gottesacker umschauen.

Da ergriff ein kleiner blonder Bursch, sein jüngstes Enkelkind, ihn bei der Hand: „Kommt, Großvater, wir wollen heimfahren!"

Einen Blick sandte der Alte noch zum Grabe, in welches man das Alter gebettet hatte; die alten morschen Stämme sanken zwar einer nach dem anderen dahin, aber dafür schossen junge, kräftige Triebe auf, grünten und blühten und werden auch wohl Frucht tragen in alle Ewigkeit — und liebkosend strich der Alte dem frischen Büblein über das blonde Haar und ließ sich von ihm heimbringen.

Verzeichnis und Erklärung

der im Text vorkommenden portugiesischen resp. brasilianischen Ausdrücke, soweit sie nicht im Zusammenhang erläutert worden sind.

aldeamento, Siedlung, von den Indianern des Landes bewohnt, unter Aufsicht eines Militärpostens. Solche Aldeamentos finden sich im Norden des Staates bei Nonohay und Palmeira.

algodão, Baumwolle, grobes Baumwollenzeug.

altaneiro, stolz, übermütig. Als altaneiro gilt der schneidigste unter den Burschen.

Antonio Conselheiro, Führer des Aufstandes der jagunços, religiöser Schwärmer, im Sertão von Bahia.

armazem, Speicher, Magazin.

arroba, brasilianisches Gewicht, ungefähr 15 kg, genau 14,689 kg.

arroio, Bach.

atolador, Sumpfloch, tiefer Morast.

até logo! bis später, auf Wiedersehen!

até a volta! Bis zur Rückkehr!

banhado, sumpfige Stelle auf dem Campo.

batata, Süßkartoffel.

bom, gut; está bom, es ist gut.

bom dia, guten Morgen! Gruß von Sonnenaufgang bis Mittag.

boas tardes, guten Tag! Gruß von Mittag bis Sonnenuntergang.

boa noite, guten Abend! gute Nacht.

botões, pl. von botão, Knopf. Die Metallbeschläge der Bügelriemen.

braça, Längenmaß, 2,20 m.

caboclo, kupferfarbig. Name, welchen man den Eingeborenen und Indianermischlingen beilegt.

cadêa, Gefängnis.

campanha, die Ebene, spez. die weite Fläche des Campo südlich von der Serra do Mar bis an die Grenzen von Uruguay und Argentinien.

canna, cachaça — Zuckerrohrbranntwein.

capataz, Vorarbeiter.

capoeira, Unterholz, Gebüsch.

capão, einzeln stehendes Gebüsch.

caramba!, caspite! — brasilianische Ausrufe, Flüche.

carroceiro, Fuhrmann.

carreira, Rennen.

carona, Schabracke, Satteldecke.

cavalheiro, Kavalier.

chita, feiner Kattun.

chimarrão, der Aufguß des Ervatees von etwas bitterem Geschmack, nicht mit Zucker gesüßt.

charuto, Zigarre, vgl. cigarro.

cigarro, Zigarette, meistens mit dem feinen inneren Strohblatt des Maiskolbens, der palha, gewickelt.

coati, Nasenbär, nasua solitaria und n. socialis.

compadre, Gevatter.

companheiro, Gefährte.

coronel, Oberst.

corral, Viehhof.

covado, Elle.

cuia, cuya, kleiner ausgehöhlter Kürbis, zum Trinken des Mate gebraucht.

delegado da policia, Polizeiinspektor.

doce, süß, süßes Gebäck, Süßigkeit.

dona, vor den Vornamen jeder Frau und jedes Mädchens gesetzt, Frau, Fräulein.

dourado, Fisch, unserem Lachs entsprechend.

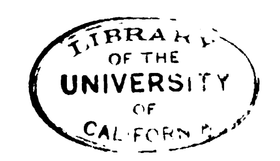
erva, Tee des Ilex paraguayensis, auch Herva geschrieben.

egua, Stute.

farinha, geriebene und getrocknete Wurzel des Cassavestrauches, der Mandioca, ein

grobes Mehl, zu Bohnen, Fleisch, Fisch rc. genossen.
farrapos, Revolutionäre in Rio Grande do Sul vom Jahre 1835.
fazenda, 1. Sitz eines großen Viehzüchters oder Pflanzers; 2. Schnittwaren.
fouce, Buschsichel an langem Stiel, von den Kolonisten „Fuchs“ genannt.
fumo, Tabak.
gaita, eigentlich Schäferflöte, Dudelsack; Ziehharmonika.
gallinha, Huhn; gallinha com farinha, gebratenes Huhn, in Farinha (s. o.) gewälzt.
garça, Reiher.
garrafão, große dickbäuchige Flasche.
graúdo, groß, wichtig. Die graúdos sind die Honoratioren eines Ortes.
havaneira, ein Tanz.
João (sprich: Schwong), Johann.
Intendent, der erste Beamte eines Munizips, etwa: Landrat.
lagarto, große Eidechse.
legoa, Meile, 6,6 km.
lombilho, Sattelbock; auch das gewöhnliche Lager der armen Serraner.
macaco, Affe, macaco d'agua, Wasseraffe. Macaco auch Spitzname der Brasilianer, daher oft Brasilien als „Affenland“ bezeichnet.
mandioca s. farinha.
mangueira, kleiner eingezäunter Platz.
manea, Spannriemen, Fußfessel für die Reittiere.
mata-bicho, ein Schluck Schnaps.
mate, Tee, Erva Mate.
matungo, Klepper.
mico, Pfeifaffe.
milho, Mais.
milreis, der Milreis, tausend reis, die Landesmünze, eigentlich = 27 pence, heute etwa 80 Pfennige.
minuano, kalter, trockner Wind.
mula, Maultier.
municipio, Teil eines Staates, etwa: Kreis.
o de casa! eigentlich: der vom Hause! Hollah! Heda! Ruf bei der Ankunft vor einem Hause.
paciencia, Geduld; für die Lässigkeit der Brasilianer auch gebraucht.
patacão, der alte spanische Silbertaler, heute = zwei Milreis.
pataca = 320 reis, etwa 30 Pfennige; alte Münze.
patrão, Herr, Vorgesetzter.
palla, leichter Poncho von Leinen, Wolle oder Seide, gegen Sonne und Staub gebraucht.
pimpão, Großprahler, Hauptkerl, s. altaneiro.
pintado, Fisch, der Forelle ähnlich.
pipa, Flüssigkeitsmaß = 480 Liter.
poncho, Reitermantel, aus Tuch gefertigt.
potreiro, eingezäunter Weideplatz.
pschíu! Pst!
rancho, Hütte.
relho, Reitpeitsche mit kurzem, schwerem Stiel.
rincão, eigentlich Winkel, kleiner Ort.
rio, Fluß.
riscado, gestreiftes Baumwollenzeug.
roça, Acker, Pflanzung.
serra, Gebirge.
sertão, Wildnis, Einöde.
sertanejo, Bewohner des Sertão.
sestiada, Siesta, Mittagsruhe; Ruhepause.
setineta, Wollatlas, Baumwollatlas, unechte Seide.
talha, tönernes Wassergefäß.
traíra, Fisch, dem Hecht ähnlich.
trapiche, Anlegeplatz für Schiffe, Kai.
tropa, Maultiertrupp zur Beförderung von Frachten.
tucano, Vogel, Pfefferfresser.
vamos! Gehen wir! Vorwärts!
vaqueano, Pfadfinder, wegkundig.
venda, kleines Geschäft, Detailgeschäft
vendeiro, Inhaber einer Venda.

Sprich im Portugiesischen ch = sch, lh = lj, nh = nj, ei = lang e, ão = ong, also lombilho = lombiljo, milho = miljo, farinha = farinja, rancho = ranscho, potreiro = Potrehro, companheiro = Companjehro, São = song.



Verzeichnis und Erklärung

der im Text vorkommenden portugiesischen resp. brasilianischen Ausdrücke, soweit sie nicht im Zusammenhang erläutert worden sind.

aldeamento, Siedlung, von den Indianern des Landes bewohnt, unter Aufsicht eines Militärpostens. Solche Aldeamentos finden sich im Norden des Staates bei Nonohay und Palmeira.

algodão, Baumwolle, grobes Baumwollenzeug.

altaneiro, stolz, übermütig. Als altaneiro gilt der schneidigste unter den Burschen.

Antonio Conselheiro, Führer des Aufstandes der jagunços, religiöser Schwärmer, im Sertão von Bahia.

armazem, Speicher, Magazin.

arroba, brasilianisches Gewicht, ungefähr 15 kg, genau 14,689 kg.

arroio, Bach.

atolador, Sumpfloch, tiefer Morast.

até logo! bis später, auf Wiedersehen!

até a volta! Bis zur Rückkehr!

banhado, sumpfige Stelle auf dem Campo.

batata, Süßkartoffel.

bom, gut; está bom, es ist gut.

bom dia, guten Morgen! Gruß von Sonnenaufgang bis Mittag.

boas tardes, guten Tag! Gruß von Mittag bis Sonnenuntergang.

boa noite, guten Abend! gute Nacht.

botões, pl. von botão, Knopf. Die Metallbeschläge der Bügelriemen.

braça, Längenmaß, 2,20 m.

caboclo, kupferfarbig. Name, welchen man den Eingeborenen und Indianermischlingen beilegt.

cadêa, Gefängnis.

campanha, die Ebene, spez. die weite Fläche des Campo südlich von der Serra do Mar bis an die Grenzen von Uruguay und Argentinien.

canna, cachaça } Zuckerrohrbranntwein.

capataz, Vorarbeiter.

capoeira, Unterholz, Gebüsch.

capão, einzeln stehendes Gebüsch.

caramba!, caspite! } brasilianische Ausrufe, Flüche.

carroceiro, Fuhrmann.

carreira, Rennen.

carona, Schabracke, Satteldecke.

cavalheiro, Kavalier.

chita, feiner Kattun.

chimarrão, der Aufguß des Ervatees von etwas bitterem Geschmack, nicht mit Zucker gesüßt.

charuto, Zigarre, vgl. cigarro.

cigarro, Zigarette, meistens mit dem feinen inneren Strohblatt des Maiskolbens, der palha, gewickelt.

coati, Nasenbär, nasua solitaria und n. socialis.

compadre, Gevatter.

companheiro, Gefährte.

coronel, Oberst.

corral, Viehhof.

covado, Elle.

cuia, cuya, kleiner ausgehöhlter Kürbis, zum Trinken des Mate gebraucht.

delegado da policia, Polizeiinspektor.

doce, süß, süßes Gebäck, Süßigkeit.

dona, vor den Vornamen jeder Frau und jedes Mädchens gesetzt, Frau, Fräulein.

dourado, Fisch, unserem Lachs entsprechend.

erva, Tee des Ilex paraguayensis, auch Herva geschrieben.

egua, Stute.

farinha, geriebene und getrocknete Wurzel des Cassavestrauches, der Mandioca, ein

grobes Mehl, zu Bohnen, Fleisch, Fisch ꝛc. genossen.
farrapos, Revolutionäre in Rio Grande do Sul vom Jahre 1835.
fazenda, 1. Sitz eines großen Viehzüchters oder Pflanzers; 2. Schnittwaren.
fouce, Buschsichel an langem Stiel, von den Kolonisten „Fuchs“ genannt.
fumo, Tabak.
gaita, eigentlich Schäferflöte, Dudelsack; Ziehharmonika.
gallinha, Huhn; gallinha com farinha, gebratenes Huhn, in Farinha (s. o.) gewälzt.
garça, Reiher.
garrafão, große dickbäuchige Flasche.
graúdo, groß, wichtig. Die graúdos sind die Honoratioren eines Ortes.
havaneira, ein Tanz.
João (sprich: Schwong), Johann.
Intendent, der erste Beamte eines Munizips, etwa: Landrat.
lagarto, große Eidechse.
legoa, Meile, 6,6 km.
lombilho, Sattelbock; auch das gewöhnliche Lager der armen Serraner.
macaco, Affe, macaco d'agua, Wasseraffe. Macaco auch Spitzname der Brasilianer, daher oft Brasilien als „Affenland“ bezeichnet.
mandioca s. farinha.
mangueira, kleiner eingezäunter Platz.
manea, Spannriemen, Fußfessel für die Reittiere.
mata-bicho, ein Schluck Schnaps.
mate, Tee, Erva Mate.
matungo, Klepper.
mico, Pfeifaffe.
milho, Mais.
milreis, der Milreis, tausend reis, die Landesmünze, eigentlich = 27 pence, heute etwa 80 Pfennige.
minuano, kalter, trockner Wind.
mula, Maultier.
municipio, Teil eines Staates, etwa: Kreis.
o de casa! eigentlich: der vom Hause! Hollah! Heda! Ruf bei der Ankunft vor einem Hause.
paciencia, Geduld; für die Lässigkeit der Brasilianer auch gebraucht.
patacão, der alte spanische Silbertaler, heute = zwei Milreis.
pataca = 320 reis, etwa 30 Pfennige; alte Münze.
patrão, Herr, Vorgesetzter.
palla, leichter Poncho von Leinen, Wolle oder Seide, gegen Sonne und Staub gebraucht.
pimpão, Großprahler, Hauptkerl, s. altaneiro.
pintado, Fisch, der Forelle ähnlich.
pipa, Flüssigkeitsmaß = 480 Liter.
poncho, Reitermantel, aus Tuch gefertigt.
potreiro, eingezäunter Weideplatz.
pschíu! Pst!
rancho, Hütte.
relho, Reitpeitsche mit kurzem, schwerem Stiel.
rincão, eigentlich Winkel, kleiner Ort.
rio, Fluß.
riscado, gestreiftes Baumwollenzeug.
roça, Acker, Pflanzung.
serra, Gebirge.
sertão, Wildnis, Einöde.
sertanejo, Bewohner des Sertão.
sestiada, Siesta, Mittagsruhe; Ruhepause.
setineta, Wollatlas, Baumwollatlas, unechte Seide.
talha, tönernes Wassergefäß.
traíra, Fisch, dem Hecht ähnlich.
trapiche, Anlegeplatz für Schiffe, Kai.
tropa, Maultiertrupp zur Beförderung von Frachten.
tucano, Vogel, Pfefferfresser.
vamos! Gehen wir! Vorwärts!
vaqueano, Pfadfinder, wegkundig.
venda, kleines Geschäft, Detailgeschäft
vendeiro, Inhaber einer Venda.

Sprich im Portugiesischen ch = sch, lh = lj, nh = nj, ei = lang e, ão = ong, also lombilho = lombiljo, milho = miljo, farinha = farinja, rancho = ranscho, potreiro = Potrehro, companheiro = Companjehro, São = song.



a
sns

L



